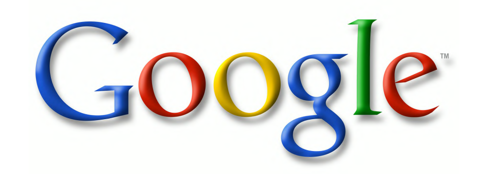
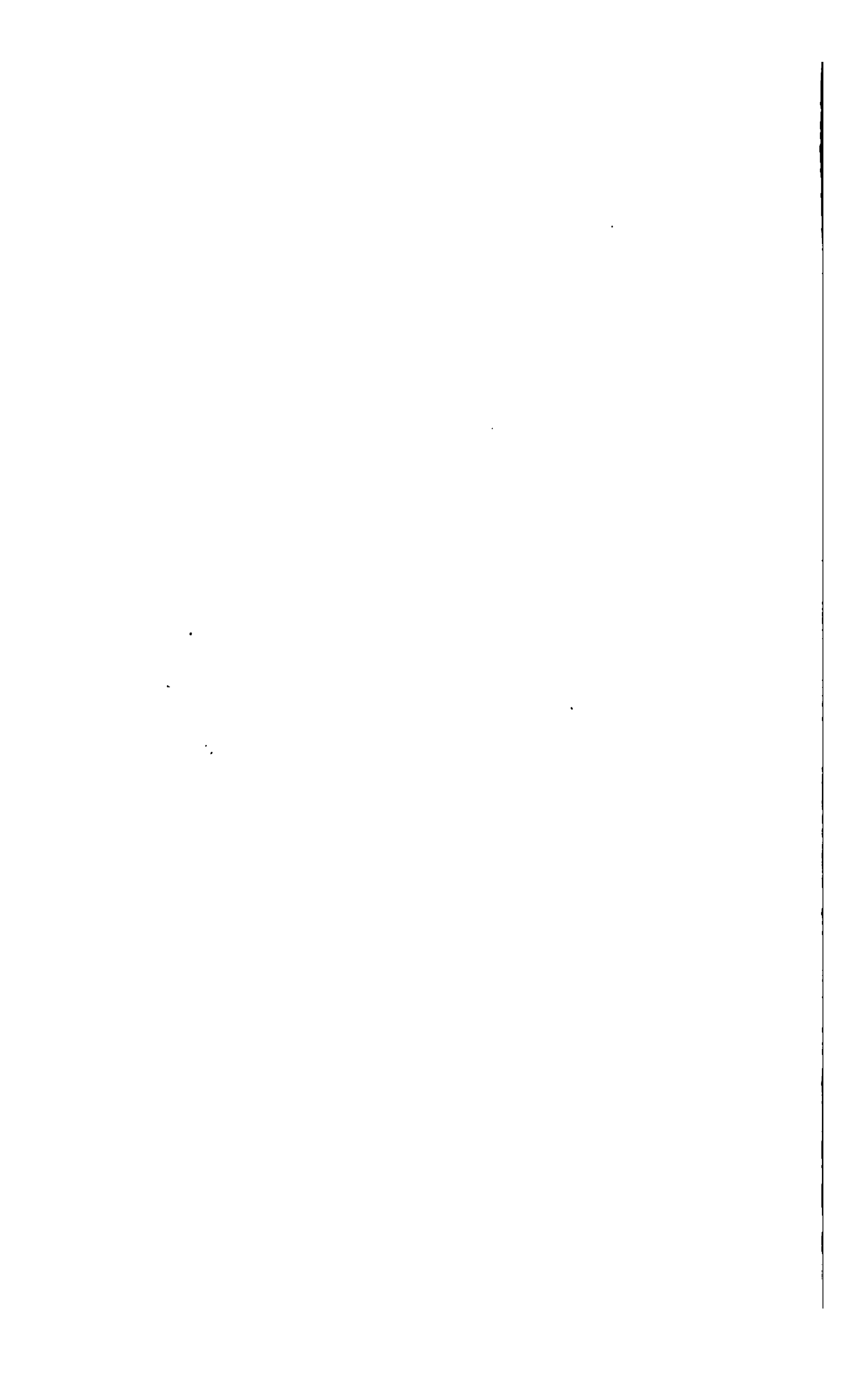






Aus

neuern Litteraturen.

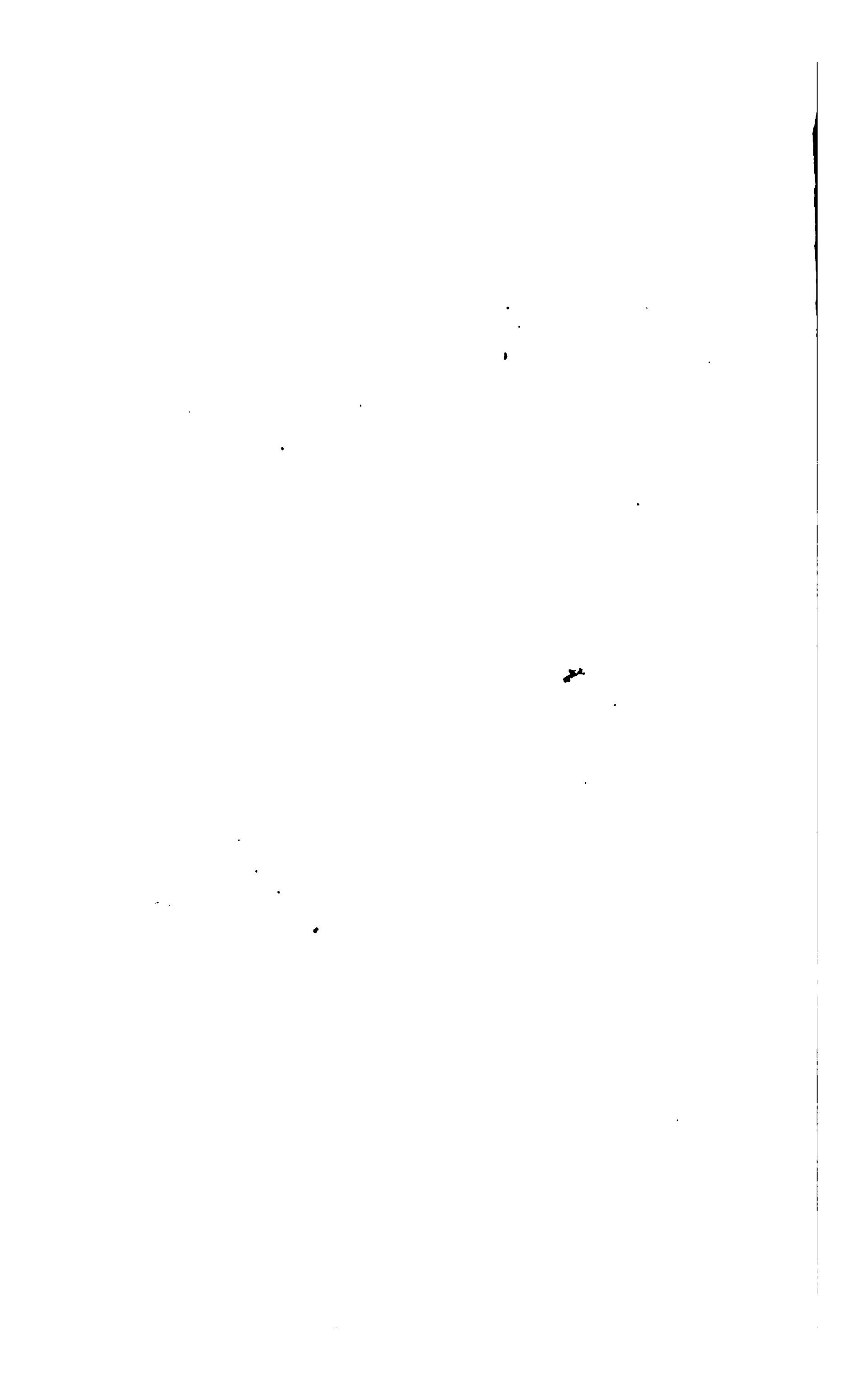
Von

H. Breitinger.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schulthess.
1879.

Inhaltsverzeichniss.

*) Zu pag. 182. Ein fünfter Band der Histoire de Napoléon erschien 1875. Er umfasst die Ereignisse von 1809—1811.



Der Salon Rambouillet und seine culturgeschichtliche Bedeutung.

Der französische Hof, sowie er im ersten Decennium des XVII. Jahrhunderts, d. h. in den letzten zehn Jahren von Heinrichs IV. Regierung uns entgegentritt, war nichts weniger als ein Mittelpunkt eleganter Formen und feiner Bildung. In der That, nach fünfzigjährigen, innern und äussern Kriegen liess sich die Verwilderung der Sitten, die soldatische Rohheit der Zeltkameraden des ritterlichen Königs nur allzu gut begreifen. Kraft war da die Menge, aber sie entbehrte jeder Anmuth, jeder Sitte. Mit zunehmenden Jahren hatten Heinrichs Leidenschaften an Stärke nur gewonnen, und dem Höflinge empfahl sich die Liederlichkeit als eine Form der Schmeichelei. Nicht minder roh als das Leben waren die Formen und die Sprache des Umgangs. Die soldatische Derbheit verlor sich gerne ins unfläthig Gemeine, und statt einer reinen und einheitlichen Sprache herrschten die manigfachsten lokalen Ausdrucksweisen, das wunderlichste Gemisch entgegengesetzter Aussprachen. Was Einzelne anstrebten und erreichten, bildet einen schneidenden Gegensatz zum Gemeinbesitz der

Menge. Während beispielsweise der Dichter Malherbe reine und wohlklingende Verse schreibt, strotzen die Memoiren und die Briefe seiner Zeitgenossen von Barbarismen und Solöcismen. Tief stand der höhere Klerus — meist von der Kirche lebende Kinder des Adels — tief auch die Erziehungsstätten des weiblichen Geschlechtes, die Klöster, welche durch allerlei schreiende Missbräuche in argen Verfall gerathen waren.

Einer hochgebildeten und edlen Frau war es vorbehalten, den Kampf mit der Unsitte aufzunehmen und durch die Macht ihrer Persönlichkeit auch siegreich durchzuführen. [1])

---

[1]) Vorstehender Aufsatz beabsichtigt die culturgeschichtlichen und biographischen Momente zusammenzustellen, ohne deren Kenntniss das Verstehen desjenigen, was die Literaturgeschichte über die einschlagende Epoche mittheilt, ein mangelhaftes bleiben muss. Er ist eine vorwiegend aus folgenden Monographien und direkten Quellen gesammelte Lesefrucht: *Livet,* Précieux et Précieuses, 1859. — *Cousin,* La société française au XVII. siècle d'après le Grand Cyrus de Mlle. de Scudéry, 1855, — La jeunesse de Me. de Longueville, — Me. de Hautefort, — Me. de Sablé, — Me. de Chevreuse. — *Walckenair,* Mémoires touchant la vie et les écrits de Me. de Sévigné, 1852. — Histoire de l'Académie française par *Pellisson* et *d'Olivet* avec des notes par *Livet,* 1858. — *Rathéry,* Influence de l'Italie sur les Lettres françaises, 1853. — *Puibusque,* Histoire comparée des littératures espagnole et française, 1843. — *Demogeot,* Tableau de la littérature française au XVII. Siècle avant Corneille, 1859. — *Tascherau,* Vies de Corneille et de Molière. — *Fritsche,* Molière-Studien, 1868. — *Moland,* Molière et le Theâtre italien, *desselben* Ausgabe Molière's. — *Tallemant de Réaux,* Les Historiettes, ed. Tascherau, 1834. — *Voiture,* Les Lettres, 1657. — *Balzac,* œuvres, 1665. — Memoiren aus der *Collection Petitot.* — *A. Perez,* Obras y relaciones, 1644. — *Somaize,* Dictionnaire des Précieuses et autres pièces, nouv. édition par Livet, 1856. — *Colombey,* La Journée des Madrigaux, suivie de la gazette de Tendre, 1856.

Katharina von Vivonne war die einzige Tochter des Johannes von Vivonne, Marquis von Pisani, und der Julia Savelli, einer vornehmen Römerin. Sie wurde 1588 zu Rom geboren, heirathete 1600 im Alter von zwölf Jahren Karl von Angennes, Marquis von Rambouillet, und war mit dreizehn Jahren Mutter. Abgestossen von dem lärmenden Treiben eines mit vielen rohen Elementen versetzten Hofes, zog sich Frau von Rambouillet gegen 1608, etwa im zwanzigsten Lebensjahre, immer ausschliesslicher in die Stille ihres Palastes und den Frieden ihrer Familie zurück, suchte und fand Belehrung und Genuss im Umgange mit den Dichtern Malherbe und Racan, im Studium der italienischen, spanischen und französischen Literatur, sowie im täglichen Verkehre ausgewählter Freundinen und Freunde. So wurde sie in kurzer Zeit zum Mittelpunkte einer glänzenden Gesellschaft, und die jüngeren Glieder jenes Hofes, den sie selbst gemieden, füllten nun ihrerseits die Säle des Hotel Rambouillet. Dieses vornehme Haus scheint den ersten, eine Zeit lang wohl auch den einzigen Pariser-Salon beherbergt zu haben, wenigstens lässt sich in dieser frühen Zeit das Vorkommen anderer Gesellschaften nicht nachweisen. Aus dieser Thatsache sowohl als aus dem Verlangen der jüngeren Generation nach eleganteren Umgangsformen und nach einem idealeren Inhalte des Lebens erklärt sich das rasche Emporblühen unseres hocharistokratischen Kreises.

Hier zuerst also zeigte sich ein feiner Ton im gesellschaftlichen Verkehre der Geschlechter, hier zuerst machte sich der sittigende Einfluss der Frauen auf die Männer des Degens und auf die Männer der

Feder geltend, hier bildete sich die Kunst der Conversation, die Technik der Umgangssprache aus. Die Aristokratie des Geistes erlangte hier zum ersten Male eine gewisse Geltung und eroberte sich ihr Bürgerrecht. Diese Entwicklung ist aber keine ausschliesslich nationale; denn Spanien und Italien beherrschen noch Geschmack und Sitte. Unter diesen fremden Einwirkungen wird eine conventionelle Galanterie geboren, deren Stempel alles, was geschrieben und gesprochen, gedichtet und geplaudert wird, nur selten verleugnet. Der schönen Literatur wird ein reges Interesse zu Theil. Wenn man selbst im Schreiben sich versucht, so wird mehr an der Form gearbeitet, als für den Inhalt gesorgt; mitunter will es scheinen, als lege man es darauf an, in zierlichen Wendungen nichts zu sagen. Die spanische Gespreiztheit und das italienische Raffinement beeinträchtigen stark die natürliche Einfachheit des Ausdrucks. Schreibt man aber nicht des Ruhmes wegen, sondern zu alltäglichen, praktischen Zwecken, so findet sich schnell und ungesucht eine natürliche Sprache ein.

Um 1620 hat diese Gesellschaft den Höhepunkt ihrer Blüthe erreicht und dreissig Jahre dauert die Periode ihres Glanzes, bis durch den Tod oder die örtliche Trennung ihrer bedeutendsten Glieder, durch den Ausbruch des Bürgerkrieges, der Fronde, ihre Existenz an der Wurzel bedroht und auf einen Schatten der früheren Bedeutung zurückgeführt wird.[2])

---

[2]) Cousin, Soc. fr. 1, 271. Il nous semble que c'est vers 1617 ou 1618 et très certainement avant 1620 qu'on doit placer les com-

Um ein Bild von dem Zusammenleben unseres Kreises zu gewinnen, müssen wir vorerst die Personen zu kennen suchen, welche allabendlich die Assemblée — dies war der technische Ausdruck — der Marquisin von Rambouillet besuchten.

Frau von Rambouillet war eine imposante Erscheinung, gross, schön, gewinnend. Sie hatte die sorgfältigste Erziehung erhalten, sprach Italienisch als die Sprache ihrer Mutter, hatte sich das Spanische gründlich angeeignet und trug sich mit dem Plane, auch Lateinisch zu lernen, um den Virgil in der Ursprache lesen zu können, als ihre zunehmende Kränklichkeit sie von der Ausführung desselben immer weiter entfernte. Besondere Vorliebe besass sie für das Theater, für dramatische Aufführungen. Auch soll sie eine gute Zeichnerin gewesen sein. Zwischen 1610 und 1617 liess sie das Hôtel Pisani in der Strasse Saint-Thomas du Louvre, das also in unmittelbarer Nähe der königlichen Residenz, des Louvre, sich befand, niederreissen und an dessen Stelle ein neues, ihrem Schönheitssinne entsprechendes Gebäude, dessen Plan sie selbst entworfen hatte, aufführen. Sie führte als Neuerung ein, dass die grosse Treppe nicht in der Mitte des Hauses, sondern auf der Seite emporstieg, wodurch geräumige Säle gewonnen wurden. Hier war denn das berühmte blaue Empfangszimmer der Marquisin mit seinen bis

---

mencements de la célèbre société de Rambouillet. Née avant 1620 elle jette le plus grand éclat pendant trente années, jusqu'à ce que à la fin surviennent presque coup sur coup le mariage de Me. de Montausier en 1645, la Fronde en 1648, la mort du Marquis de Rambouillet 1652, la vieillesse et les infirmités de la Marquise.

zum Boden und bis zur Decke reichenden Fenstern, seinen von allerlei Raritäten strotzenden Cabineten, seinen vielbewunderten Lampen, seiner vom Dufte zahlloser Blumen immer parfümirten Atmosphäre, seinem auf koketten Säulen ruhenden Alkovendache zu finden. — Die schöne Frau, die dieses Feenschloss bewohnte, bewahrte ihre Anmuth bis ins höchste Alter. Aber noch edler als ihre Erscheinung war ihr Charakter. Sie war freundlich, heiter, selbst zu launigen Scherzen aufgelegt. Vorsichtig in der Auswahl ihrer Freunde, blieb sie den einmal Erwählten unverbrüchlich treu. — Als Richelieu's unheimlicher Agent, der berüchtigte Kapuziner Joseph, ihr im Auftrage seines Meisters zuzumuthen kam, seiner Eminenz dem Cardinal Spionendienste im eigenen Hause zu leisten, schickte sie den Pater mit einer eben so muthigen als geschickten Antwort zu seinem Herrn zurück. Sie war aufrichtig fromm und eine treffliche Mutter; mit Todesverachtung wartete sie ihres pestkranken, jüngern Sohnes, bis er starb. Ihre Herzensgüte zeigte sich in ihrer Neigung zu überraschen, sei es mit einem gesellschaftlichen Genusse, sei es mit einer heimlichen Wohlthat. „Meine grösste Freude", pflegte sie zu sagen, „ist den Leuten Geld zu schicken, ohne dass sie erfahren, woher es kommt." — Seit ihrem fünfunddreissigsten Jahre hatte sie viel mit ihren Nerven zu schaffen. Sie konnte weder die Sommersonne noch das Kaminfeuer ertragen, musste daher an schönen Sommertagen in der dunkeln Kühle ihres Alkovens (sie soll diese spanische Einrichtung in Paris eingeführt haben) verbleiben und ihren lieben Spazierfahrten in der Umgebung der Hauptstadt

entsagen, im kalten Winter dagegen ferne vom wohlthuenden Feuer sich halten. Ihre zunehmenden Leiden scheinen ihren fröhlichen Humor allmählig aufgezehrt zu haben; denn als sie 1665 starb, hinterliess sie ein gramschweres Epitaphium, das keinem ihrer Lebenstage den Namen eines glücklichen und ungetrübten gönnen will.

Die älteste und die jüngste Tochter der Marquisin, *Julie* und *Angélique*, begegnen uns zunächst an der Seite ihrer gefeierten Mutter. Erstere wurde bekanntlich 1645 Gemahlin des Herzogs von Montausier, letztere die zweite Gattin jenes Herrn von Grignan, der in dritter Ehe die Tochter der Frau von Sévigné heirathete. Beide Schwestern scheinen nur geringe Neigung zum Aufgeben ihrer Amazonenfreiheit gehegt zu haben. Julie liess ihren Montausier dreizehn Jahre schmachten, und nachdem er endlich den Protestantismus abgeschworen, entschloss sie sich, scheint es, nur ihrer Mutter zu Liebe, seine exemplarische Ausdauer zu belohnen. Angélique scheint weniger leutselig als ihre Schwester gewesen zu sein, sie trieb die Pruderie am weitesten, besass die Vorzüge und Mängel eines „Enfant terrible“ und, was ihren Geschmack anbelangt, so gereicht es ihr nicht zur Unehre, die langen Predigten und die schlechten Bücher gehasst, dagegen Malherbe, Corneille und später Molière besonders geliebt zu haben.

Im Jahre 1625 oder 1626 wurde von Godeau ***Mlle.*** *Paulet* eingeführt, die Tochter eines Patriziers, der als Sekretär Heinrichs IV. ein grosses Haus gemacht und dabei ein grosses Vermögen durchgebracht hatte, im Jahre 1609 schon von Frau von Rambouillet beachtet, als sie

in Arions Rolle auf einem Delphine sitzend, den ganzen Hof mit ihrer herrlichen Stimme entzückte. Gross und schön, lebhaft, energisch, zuweilen stürmend, von röthlich blonden Haaren, und wie ihr Pathenkind Angélique eine entschiedene Amazone, passte Angélique Paulet ganz in einen Kreis, der die Galanterie nur als elegante Form des Umganges gelten liess. Man nannte sie die schöne Löwin; der Marquisin diente sie als Secretär und war mit dieser wie mit Fräulein von Scudéry innig befreundet. Sie starb unverheirathet 1650.

Die eben erwähnte von *Scudéry* spielt als Chronistin des Salons Rambouillet eine zu bedeutende Rolle, um hier bloss genannt zu werden. Madeleine de Scudéry war 1607 in Hâvre geboren. Durch die Wohlthat eines reichen Onkels genoss sie sowohl als ihr Bruder Georg eine sorgfältige Erziehung. Der Bruder, ein ächter Schwadroneur und Renommist, war erst Soldat, dann trat er als Tragödienschreiber auf und erwarb als solcher Geld und Gloire. Auch die Romane Madeleine's erschienen unter seinem Namen, obgleich er selbst nicht viel mehr als die Vorreden dazu schrieb. Im Jahre 1630 folgte Madeleine ihrem Bruder nach Paris und begann hier ihr Talent sowohl als ihre vornehmen Connexionen nach Kräften auszubeuten. „Artamène ou le Grand Cyrus" erschien 1649—1653 in zehn Bänden. Unter den assyrischen, babylonischen, persischen, armenischen und griechischen Heldennamen des dickleibigen Werkes verbargen sich, wie männiglich wusste, die Herren und Damen der vornehmen Gesellschaft mit ihren wirklichen Erlebnissen. Da ein jeder sich selbst zu lesen wünschte, so wurde der Roman sehr

eifrig gekauft und soll dem Buchhändler 40,000 Thaler eingebracht haben. Die Sprache des „Grand Cyrus“ ist rein und fliessend, die Charakterzeichnung fein und wahr (manche glaubten sich beklagen zu müssen, da sie ihr Portrait nicht geschmeichelt fanden), die psychologische Analyse zeugt von scharfer Beobachtung und edler Gesinnung. Die Portraitgallerie des Hôtel Rambouillet ist so vollständig gegeben, dass Victor Cousin die ganze Gesellschaft jener Epoche nach dem „Grand Cyrus“ rekonstruiren konnte. Unter dem Namen „Sapho“ hat die Verfasserin im „Grand Cyrus“ ihr eigenes Bild entworfen. Die oben angedeuteten Vorzüge des Buches finden ihr Gegengewicht in den endlosen, faden platonischen Liebesgesprächen, dem Mangel an Handlung und der Armuth im Punkte der Erfindung. In den zehn Bänden der „Clélie“ (1654—61) wurde die Manier des „Grand Cyrus“ zur lächerlichen Fratze. Wenn man diesen als Produkt des Salons Rambouillet aufzufassen berechtigt ist, so muss jene dagegen als das Erzeugniss der Samedis (siehe unten) erscheinen. Einen Hauptfehler beging die Verfasserin besonders insofern, als sie die allegorische Maske diesmal aus einer Geschichtsepoche borgte, die uns durch die alten Schriftsteller im Einzelnen nahegerückt ist, und dass sie nicht nur die historischen *Namen,* sondern auch die historischen ***Thatsachen*** in ihre Dichtung verflocht. Da fühlte denn doch ein jeder den lächerlichen Widerspruch zwischen der antiken Costümirung und dem höchst modernen Inhalte. — Da die junge Generation für den Heldenroman immer weniger Geschmack bezeugte, ihn sogar mit schonungsloser Kritik verfolgte, so wandte sich

Madeleine in ihren spätern Jahren einem andern Gebiete zu, und schrieb eine Reihe von Gesprächen über moralische und anderweitige Gegenstände, welche des Guten viel enthalten sollen. Fügen wir noch bei, dass Mlle. de Scudéry 1671 den allerersten von der Academie gespendeten Preis für französische Eloquenz durch einen Aufsatz über die „Gloire" sich erworben hat. Ihre eigene Gloire stand hoch unter den Zeitgenossen. Von der Academie in Padua war sie zum Ehrenmitgliede ernannt worden, die Königin Christine, der Herzog von Braunschweig [3]), die Herzogin von Holstein, der grosse Leibnitz ehrten sie mit bewundernden Briefen. Von sich selbst und ihrem zweifelhaften Adel hatte sie keine geringe Meinung und sprach von „dem Sturze ihres Hauses" wie Homer von dem Falle Ilions. Es machte ihr schlechten Spass, für einen Blaustrumpf zu gelten; das Bild, welches sie selbst von der falschen Précieuse Damophile entwirft, mag in dieser Beziehung als eine Selbstvertheidigung betrachtet werden. Auch die faden Complimente der Junker waren ihr verhasst, wenn diese etwa fragten, was sie jetzt schreibe, und sie ersuchten, sich doch ja nicht allzu kurz zu fassen. „Denn damit glauben sie das Feinste gesagt zu haben, wenn sie andeuten, dass meine Bücher ihnen nicht lange genug vorkommen." — Jene kleine Schwächen nun vergass man über den vielen vortrefflichen Eigenschaften, welche Madeleine allen

[3]) Vgl. Cholevius: Die bedeutendsten Romane des siebenzehnten Jahrhunderts, 1866, p. 176, 599. Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig, 1633—1714. Verfasser von: Die durchlauchtige Syrerin Aramena. Nürnberg 1669—1673. — die römische Octavia, 1685—1707.

ihren Freunden theuer machten. Den edlen Kern aber umschloss eine unscheinbare Schale: eine grosse, hagere Gestalt mit langem Gesichte, plumpen Zügen, schwarzen, unschönen Augen und Haaren und gelbbraunem Teint. „Die Vorsehung hat sie zur Vielschreiberin bestimmt", meinte Me. Cornuel, „denn ihre Haut schwitzt ja Dinte." — Ihr Herzensfreund war der ebenfalls auffallend hässliche Pellisson, den sie als Hermerius in der „Clélie" portraitirt hat. Zwischen Sapho und Hermerius entspann sich, während des letztern Gefangenschaft in der Bastille, eine platonische Correspondenz, die durch eine dritte dunkle Gestalt — einen Kaminfeger — vermittelt wurde. Fräulein von Scudéry starb 1701, nachdem sie fast ein ganzes Jahrhundert durchlebt hatte.

Viele vornehme, geistreiche und reizende Damen fanden sich nach und nach im Hôtel der Marquisin zusammen. Hier sah man die wunderschöne Charlotte von Montmorency, ihre Kinder, einen Knaben mit blitzenden Augen, den nachherigen „grossen Condé", den Grand Cyrus von Mlle. de Scudéry's Roman, und dessen Schwester, die spätere Frau von Longueville, an der Hand führend; dann Fräulein Du Vigean, deren Schicksale ganz an die spätere La Vallière erinnern; Madame de la Vergne mit ihrer Tochter, der nachmaligen Frau von Lafayette; die intime Freundin der Marquisin, Frau von Sablé, welche später ins Lager von Port-Royal übergehen wird; Frau von Hautefort; die Herzogin von Aiguillon, Richelieu's Nichte; Maria Gonzaga, des unglücklichen Cinq-Mars Geliebte, die 1645 als Polenkönigin Paris verlässt; mit 1644 die neuvermählte achtzehnjährige Madame de Sévigné; die

sarkastische Madame Cornuel[4]), „die Wespe unter den Bienen“; die Sängerin Madame Aubry und viele andere mehr.

---

[4]) Mme. Cornuel, geb. Bigot aus Orléans, ist die *Zénocrite* des Grand Cyrus. Mehrere ihrer Witze und Einfälle sind in v. Sévigné's Briefen zu finden. Als sie in hohem Alter ihre letzte Freundin verlor, sagte sie: „Hélas, me voilà découverte, il n'y avait plus qu'elle entre la mort et moi“. Von dem bigotten Stuart Jakob II. meinte sie, „que le saint Esprit lui avait mangé l'entendement“. Als Stylprobe des Grand Cyrus möge hier Zénocrite's Portrait folgen. „Zénocrite est une personne qui est en droit de dire tout ce que bon lui semble sans qu'on s'en ose mettre en colère. En effet, on passerait pour ne savoir point du tout le monde, si on s'advisait de trouver mauvais que Zénocrite dît une chose un peu malicieuse; et, quoiqu'il soit assez rare de voir qu'on cherche avec soin la conversation de celles qui ne pardonnent rien, qui n'excusent presque jamais personne, et qui parlent quelquefois indifféremment des amis et des ennemis, il est pourtant vray qui'l y a toujours plus d'honnêtes gens chez cette dame dont je parle, qu'en tout autre lieu de la ville. Zénocrite est belle; sa personne est bien faite; sa physonomie est fine, quoy qu'elle ait aussi quelque air languissant; elle dit les choses comme si elle n'y pensait pas, et les dit pourtant plus spirituellement que ceux qui y pensent le plus. Elle a une imagination admirable qui fait qu'elle tourne toutes choses agréablement, et qu'elle ne prend des évènements qu'on lui raconte que ce qui peut servir à les lui faire redire plaisamment. Elle fait quelquefois un récit avec une exagération si éloquente, qu'elle vous fait voir tout ce qu'elle veut vous apprendre, et quelquefois aussi elle fait une grande satire en quatre paroles. Elle est pourtant née bonne et généreuse; et si elle parle en désavantage de quelqu'un, c'est plustost par excès de raison et de sincérité, et par une impétuosité d'esprit et d'imagination qu'elle ne peut retenir que par malice. Ce qu'il y a de plus rare en cette personne, c'est que le chagrin de son esprit fait bien souvent la joye de celui des autres; car lorsqu'elle se plaint ou des malheurs du siècle ou du mauvais gouvernement, elle le fait d'une manière si agréable qu'elle divertit plus par ses plaintes et par ses murmures que les autres ne peuvent faire avec l'humeur la plus enjouée . . . . Enfin, je puis vous assurer que Zénocrite est une personne tout à fait extraordinaire“. (Bei Livet, 136 und 137.)

Zu den ältesten Freunden des Hôtels gehörte, wie schon gesagt, der Dichter Malherbe mit seinem Lieblingsschüler Racan. Malherbe war es, der aus dem Vornamen der Marquisin „Cathérine“ das Anagramm „Arthénice“ schuf, unter welchem pretiosen Namen dieselbe im Kreise ihrer Verehrer ein halbes Jahrhundert gefeiert wurde. — Schon 1602 hatte der Marquis den nachherigen Bischof von Nantes, den berühmten Kanzelredner Cospeau, als Verehrer von dessen Talent zu seinem Commensalen gemacht. Cospeau war Richelieu's Lehrer gewesen und sah seinen grossen Schüler öfters in diesem Kreise. — Später, 1627, kurz vor Malherbe's Tode, fand sich auch Chapelain ein, ein Mann von Kenntnissen und kritischem Urtheile, ernst und bescheiden und nicht ohne Conversationstalent. Er war sich bewusst, kein Dichter zu sein und sprach es mehr als einmal unverholen aus; dass er dessen ungeachtet 1656 mit einem Epos auftrat, war eine Inconsequenz, die sich schwer an seinem Rufe rächte; denn über dem erbärmlichen Dichter der „Pucelle“ vergass die Nachwelt schnell den gründlichen Gelehrten und guten Kritiker. — Der Napolitaner *Marini,* von 1615 bis 1623 am Hofe von Heinrich's IV. Wittwe, Maria von Medici, lebend, freigebig pensionirt an demselben Hofe, wo Tasso einst einen Thaler zu borgen genöthigt war, routinirt im Betteln mit gelehrten Citaten, und gut auf's Schmeicheln und Schmarotzen dressirt (klagt er doch z. B. in einem Briefe, dass die schwankenden politischen Verhältnisse die Vollendung seines Epos „Adonis“ hindern; denn wenn eine gewisse Partei unterläge, so müsste er wieder Vieles umdichten), —

Marini war im Hôtel Rambouillet ein hochwillkommener Gast, zum grossen Verdrusse des greisen Malherbe, der den Concettischwindel und das pretentiöse Auftreten der italienischen Schule von Herzen hasste, und zu seinem Schmerze gewahren musste, wie dieselbe seinem eigenen Ruhme täglich Boden abgewann.

Eingeführt durch seinen Vetter Conrart, den ersten Secretär der 1635 von Richelieu gestifteten französischen Academie, wurde der kleine *Godeau,* Julie's Zwerg genannt, bald einer der eifrigsten und beliebtesten Gäste des Hôtels. Er erhielt später durch die Protection dieses Kreises ein mageres Bisthum in der Provence, und hiess von nun an der Magier von Sidon. In seinen Briefen paart sich der pretiose Phrasenschatz mit demjenigen bischöflicher Salbung auf wunderliche Weise.

Voiture ist für das Hôtel der Marquisin der Genius Loci „l'âme du rond", wie Tallemant sich ausdrückt, Voiture war bürgerlicher Abkunft, Sohn eines reichen Weinhändlers und Hoflieferanten, voll von Witz und Laune, ein Klassiker des galanten Stiles. Seine Dreistigkeit im Umgang mit den grossen Herren erinnert an Beaumarchais, sein boshafter Spott an Voltaire; er war Virtuose in der Conversation; als grosser Kinderfreund wurde er von der Jugend auch lebhaft gegen die morosen Ausfälle der Alten in Schutz genommen. Ohne gerade ein Raufer zu sein, ist er stets bereit vom Leder zu ziehn und seinen Mann auf der Mensur zu stellen, was ihm auch wohl zu statten kommt; denn sein Auftreten streift mitunter an Impertinenz und seine Spässe sind nicht immer delicat. Er versteht es zwar so gut wie irgendeiner die Sprache der obligaten Galanterie

zu führen, aber man kennt den Heuchler nur zu gut; steht doch im Grand Cyrus der Fräulein von Scudéry geschrieben, dass dieser Mann nicht die Venus Urania, sondern die Venus Anadyomene verehre und gar nichts wissen wolle von dem „amour détaché des sens“. Wenn er sich einmal erlaubt, das Kinn der „schönen Löwin“ zu berühren oder „der göttlichen Julie“ einen frechen Kuss auf den runden Arm zu drücken, so verursacht das zwar grosses Aergerniss in dieser platonischen Republik, — aber man verzeiht ihm bald; denn er ist so unterhaltend! — Voiture starb im rechten Augenblicke, 1648, als die fröhliche Lebensfrische unseres Kreises zu schwinden und sein eigener Nimbus sehr zu erblassen begann. Voiture's Briefe sind die Chronik und der Spiegel unserer Gesellschaft. Er vor allen verstand es übrigens, in den zierlichsten Phrasenreihen wenig oder nichts zu sagen.

Eine ganz andere Erscheinung war der schon erwähnte *Conrart,* ein liebenswürdiger Mann, ein grosser Freund und Kenner der spanischen und italienischen Litteratur und ein eifriger Bibliophile. Er und Godeau, Voiture und Chapelain bilden den engeren Kreis der Marquisin. — Cotin, Benserade, Pellison, Segrais, der naive, leichtgläubige, stets mit Geldverlegenheiten kämpfende Vaugelas, der Philologe Ménage, wie überhaupt die meisten Glieder der Academie, zählten ebenfalls zu den beliebten Gästen. — Tallemant des Réaux, der seine Historiettes vor und nach 1657 schrieb, scheint erst spät im Palaste Rambouillet Zutritt erlangt zu haben. In genanntem Buche hat Tallemant den Klatsch des Tages mit hinreichender Bosheit und cynischem Behagen für die Nach-

welt verarbeitet. Cousin bedauert vielleicht mit Recht, dass die Historiettes eine haupsächliche, manchmal die einzige Quelle sind, aus welcher die Kenntniss gewisser Personen und Verhältnisse geschöpft werden muss. Im Hôtel Rambouillet scheint übrigens der Verfasser nur eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben, wenigstens wird er von Voiture kein einziges Mal erwähnt. Tallemant's Verdienst ist es immerhin, den Galimatias und die Ziererei des herrschenden Geschmackes schonungslos verfolgt und die Rechte des einfach natürlichen Ausdruckes und des gesunden Menschenverstandes gegenüber den Schnörkeln des Bel Esprit muthig verfochten zu haben.

Auch *Balzac*, obgleich durch eine weitere Entfernung von Paris getrennt, — er wohnte auf seinem Schlosse bei Angoulême in der Saintonge und machte wohl erst nach 1638 die persönliche Bekanntschaft der Marquisin, — muss als Glied des Kreises Rambouillet betrachtet werden. Seine Episteln werden im Hôtel vorgelesen, ihre spanisch drapirten, harmonischen Perioden bewundert, einzelne Wendungen discutirt, hie und da auch angegriffen. Dieser Briefverkehr zwischen „dem grossen Epistelnschreiber Frankreichs“ [5]) und unserem

---

[5]) Der Mann, der sich Magnus Franciæ epistolarius, le grand épistolier de la France, nennen liess, dachte nicht geringe von sich. Die Zeitgenossen wollten wissen, dass er stets den Hut abnahm, wenn er von sich sprach, und zwar sei diess so häufig vorgekommen, dass er davon den Schnuppen bekommen habe. — Beispiele seiner Hyperbeln bei Demogeot 248: „J'ai un éventail qui lasse les mains de quatre valets, et fait un vent dans ma chambre qui ferait des naufrages en pleine mer“. — „Si vous voulez savoir qui vous écrit, c'est un homme qui est plus vieux que son père, qui est aussi usé qu'un vaisseau qui

Salon gleicht dem diplomatischen Notenwechsel zweier Potentaten; der vermittelnde Agent ist Chapelain, welcher Balzac über die Wirkung jedes Briefes, über jede lobende und tadelnde Bemerkung der Marquisin unterrichtet. Die Wahl eines Wortes, einer Phrase wird von Chapelain mit Aengstlichkeit besprochen und dasjenige vorgeschlagen, was der Frau Marquisin am ehesten gefallen möchte.

Bei so regem Interesse für die Tageslitteratur und den Ausbau der Sprache ist es sehr begreiflich, dass auch die Helden des Tages im Hôtel Rambouillet leichten Zutritt und zuvorkommende Aufnahme fanden; so Mairet nach der Aufführung seiner Sophonisbe 1629, und später Corneille, welcher 1640 seinen Polyeucte hier vorlas, den man indess „zu religiös" fand. Vier Jahre später hielt „der kleine Bossuet," erst 16 Jahre alt, vor der glänzenden Assemblée eine improvisirte Predigt und auch der junge Fléchier kam öfter in's Hôtel. Aber nicht nur Grössen ersten Ranges treffen sich da, sondern auch solche untergeordneter Bedeutung, wie beispielsweise der ebenso dürftige als stolze Dichter Gombauld, und selbst arme Teufel von Litteraten und Poetastern wie der halbverrückte Neufgermain, der sich „le poète hétéroclite de Monsieur, frère unique du Roy", betitelt[6]).

aurait fait trois fois le voyage des Indes". — Der Mann verdiente das Epitheton „Vater der Hyperbel".

[6]) Neufgermain war einer jener schmarotzenden Bettler, wie sie damals noch häufig in vornehmen Häusern als ein Zwitterding von Hauspoet und Hausnarr vorkamen. Ging es gut, so setzten diese Leute ihre *langen* Verse für 3 Fr., die *kurzen* für 2 Fr. das Hundert an

Eine vermittelnde Stellung zwischen den Männern der Feder und denjenigen des Degens, zwischen Bürger und Edelmann scheint der Herzog von ***Montausier*** eingenommen zu haben. Er stand intim mit Chapelain, hatte selbst nicht nur die obligaten Madrigale gedrechselt und galante Briefe geschrieben, sondern auch Ernsteres versucht, z. B. den Persius übersetzt, war noch in späterer Zeit, d. h. nach der Fronde ein eifriger Besucher von Fräulein von Scudéry's Samstagsgesellschaften. Nach der Ueberlieferung soll Montausier das Urbild von Molière's Misanthropen Alcest gewesen sein. Aber wenn er wie Alcest brüsk und grämlich war, so zeigte er sich nicht eben als Feind von schlechten Gedichten, als Gegner des Bel Esprit und der Unnatur,

---

die Buchhändler ab, daneben nährten sie sich vom Ertrage ihrer Widmungen und anderer nothdürftig verschleierten Betteleien. Am Tische ihrer hohen Gönner waren sie die Zielscheibe des Witzes und mitunter auch recht roher Spässe, die ihnen das Leben kosten konnten (vgl. E. Fournier: Du rôle des coups de bâton dans l'Histoire littéraire, 1858). Auf die boshafte Inspiration seiner Umgebung hin hatte Neufgermain die Marquisin in folgendem elenden Quatrain angesungen:

> Entre les Dieux doit tenir *rang*
> Proche Jupin (Jupiter), au plus haut *bout*
> Plus belle que rose et *l'œillet*
> La divine de *Rambouillet.*

1630 erschienen die „Poésies et rencontres du sieur de Neufgermain“. Sie tragen an der Spitze nach damaliger Sitte eine Reihe von Lobliedern auf den Autor. Diese sind verfasst von Gliedern unsers Cirkels und treiben mit dem armen Narren ein recht närrisches Spiel. So liefert Patrix eine Klage der Consonanten, die im Namen Neufgermain zu figuriren nicht die Ehre haben. Voiture bemerkt hiezu: „Diesen armen Consonanten wäre nur zu helfen, wenn man den seltenen Mann Bdelneufgermicopsant hiesse, aber das Wort wäre denn doch allzu wunderlich“.

— erhielt doch Chapelain von Montausier eine Pension, um die Pucelle schreiben zu können, und nach dem Misserfolge derselben, eine andere Summe, um sein Unglück zu verschmerzen. Er findet Geschmack an einem Gedichte, das weder Saft noch Kraft (ni sel ni sauge) hat", schreibt Tallemant von Montausier im Hinblick auf die Pucelle. Ueberdies war Montausier nicht wie Alcest ein freier und freisinniger Mann, sondern ein recht bornirter Verehrer des Absolutismus und später unter Louis XIV. ein sehr geschmeidiger und für alles zu brauchender Höfling. Er sowohl als seine „göttliche Julie" waren gerne bereit, den heimlichen Umgang des jungen Monarchen mit der Montespan durch Abtretung zweckdienlicher Zimmer und Versetzung unbequemer Schildwachen nach Kräften zu erleichtern.

Während der dreizehn Werbungsjahre um Julien's Hand hatte Montausier Musse genug, die platonische Liebe in allen ihren Stadien durchzukosten und den Codex der Schäferei in jeder Richtung zu studiren. Die Briefe, welche er als Gouverneur aus der Provinz nach Paris schreibt, sind zahlreich und kunstgerecht. „Er schreibt", sagt Chapelain, „mehr Briefe in Vers und Prosa, als es brauchte, um ein Arkadien Sannazar's zu componiren." — Aber Montausier's galante Grossthat, das Exegi monumentum der Arkadier des Hôtel Rambouillet überhaupt, ist jenes Album, das am 1. Januar 1642 unter dem Titel: „La Guirlande de Julie pour Madame de Rambouillet Julie Lucie d'Angennes, Escript par N. Jarry 1641", der göttlichen Julie überreicht wurde.

Die neunundzwanzig von dem Miniaturmaler Robert ausgeführten Blumen, welche darin ebensoviele Blätter bilden, sind eine jede von einem oder mehreren Madrigalen von Chapelain, Colletet, M. C. (Corneille? Conrart?), Desmarets, Godeau, Gombauld, Georg Scudéry, Marquis de Rambouillet, Racan, Tallemant, besonders aber Montausier begleitet, welcher letztere durch sechszehn Gedichte vertreten ist. Das Original ist nach manigfachen Schicksalen in den Besitz der Nachkommen von Julie's einziger Tochter, der Herzogin d'Uzès, zurückgekehrt. Cousin (Soc. fr. II, 40) beschreibt es als einen prächtigen Folianten, mit den Miniaturmalereien Roberts, der schönen Schrift Jarry's und dem Prachteinbande Le Gascon's. Voiture's Name fehlt, er durfte sich wohl nicht betheiligen, da ihn Montausier nicht leiden mochte: Chapelain in einem Briefe an Montausier nennt Voiture einmal „la suffisance de votre aversion".

Es ist wohl überflüssig, die Namen der Edelleute hierher zu setzen, die mit Condé, Conti, Larochefoucauld, Bussy, Gramont und andern als regelmässige Gäste oder als zufällige Besucher im Hôtel Rambouillet erschienen. Man wird nicht irre gehen, wenn man die meisten Glieder des hohen Adels, die zwischen 1610 und 1650 Paris bewohnten, als solche betrachtet.

Versuchen wir es nun, das Leben und Weben, die heitern und ernsten Beschäftigungen, den Ideenkreis und die Geschmackstendenz, die gesellschaftlichen Formen und den bildenden Einfluss unseres Kreises zu schildern.

Vor allem muss gesagt werden, dass wir es hier nicht mit einer litterarischen Cotterie, mit einer Genossenschaft von Blaustrümpfen und Pedanten zu thun

haben. Das Hauptgeschäft unseres Kreises in seinen besten Jahren war die heitere Geselligkeit in anmuthigster Form. Man liebte die Landpartien, machte Besuche auf den nahen Schlössern, ergötzte sich an Feuerwerken, Concerten, Bällen, poetischen Spielereien, dramatischen Aufführungen, an lebenden Bildern aus der Mythologie. Letztere sollte im Vereine mit der Natur ihre Wirkung thun. In den schattigen Parks pflegten etwa Nymphen, in den Grotten eine kunstvoll drapirte Diana die Spaziergänger zu überraschen. Der Einfluss der italienischen, spanischen und französischen Schäferromane war in solchen Spielereien nicht zu verkennen. Er wirkte lange nach. Noch im Jahre 1673, bei Anlass der ersten Pariser Kunstausstellung, überraschte die grosse Zahl von Nymphen und Dianen, von welchen viele wohl Portraits gewesen sind. Derselbe Einfluss zeigt sich sodann auch in der Gewohnheit, die einzelnen Glieder unseres Kreises mit arkadischen Namen theils zu schmücken, theils zu charakterisiren. Die Damen überhaupt hiessen in dieser Welt die Kostbaren (précieuses), später die Erlauchten (illustres).

Die heitere, mitunter ausgelassene Laune der Gesellschaft verschmähte auch die Schwänke und Mystificationen nicht; man wird beim Lesen dieser oft ziemlich derben Spässe an das muthwillige Treiben von Weimar in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erinnert. Selbst Königin Arthénice hat mitunter ihre schönen Hände im Spiele; es gelingt ihr einmal, Voiture vortrefflich zu mystificiren[7]; dieser

---

[7]) Livet, Préc. 29. Un indiscret ami, à qui Voiture avait lu un

spielt ihr seinerseits mit einigen vor ihr Bett geführten Tanzbären einen Possen, der seinem Urheber keinen sonderlichen Beifall einbringt[8]). Auch die an dem armen halbverrückten Litteraten Neufgermain geübten Scherze und das mit Voiture's Person vorgenommene Prellexercitium sind charakteristische Episoden. Letzteres hat Voiture in einem an die damals in Lyon weilende eilfjährige Schwester Condé's gerichteten Briefe nicht ohne Laune geschildert.[9]) — Auch Kinder also gehörten zum Kreise der Marquisin und mischten sich

sonnet de sa façon, le retint et en donna copie à la marquise, qui le fit imprimer et introduire dans un de ces Recueils alors si nombreux. Quand Voiture le vint réciter à l'hôtel, on lui montra le livre. Les pages se suivaient; le caractère était le même, ce sonnet et le sien c'était tout un. Il finit par croire que ces vers, qu'il s'imaginait avoir composés, il s'en souvenait seulement. On rit longtemps avant de le désabuser.

[8]) Livet, Préc. 29. Voiture qui était si délicat et si difficile, laissait souvent percer, dans ce monde choisi, le bout de l'oreille d'un parvenu. Un jour il rencontra un meneur d'ours dans la rue. Il s'introduisit avec ses ours jusque dans la chambre de la Marquise, et quand celle-ci se retourna au bruit, elle vit quatre grosses pattes posées sur son paravent et deux énormes museaux qui la regardaient bêtement. Il y avait de quoi mourir de frayeur. Toujours indulgente, elle pardonna. Mais Voiture n'en fut pas mieux vu des ennemis qu'il commençait à se faire par son impertinence et par la familiarité qu'il prenait avez des gens dont le séparait une trop grande distance.

[9]) „Mademoiselle, je fus berné vendredi après dîner, pour ce que je ne vous avais pas fait rire dans le temps que l'on m'avait donné pour cela, et Me. de Rambouillet en donna l'arrêt à la requête de Mlle. sa fille et de Mlle. Paulet. J'eus beau crier et me défendre, la couverture fut apportée, et quatre des plus forts hommes du monde furent choisis pour cela. Ce que je puis vous dire, Mademoiselle, c'est que jamais personne ne fut si haut que moi, et que je ne croyais pas que la fortune dût jamais tant élever", etc.

in die Gesellschaft. Julie pflegte ihnen Mährchen zu erzählen, deren eines Voiture seinem Fragmente „Alcidalis et Zélinde“ zu Grunde gelegt haben soll. Voiture war, wie schon gesagt, der Liebling jener jungen Welt; mit seiner behenden, komisch kleinen Figur, seinen grossen Augen und seinem „dummen“ Gesichte [10]) wusste er immer Heiterkeit hervorzurufen. Der junge Marquis, den später in der Schlacht von Nördlingen die tödtliche Kugel treffen sollte, hatte Voiture besonders lieb und lärmte mit ihm oft im Palaste herum, dass die Wände zitterten.

Einen Hauptreiz bot natürlich auch die Unterhaltung. Man sprach in ungezwungener und heiterer Weise über das Neueste, über schöne Litteratur, über Kunst, über die Tagesvergnügen, während Religion und Politik wie auf Verabredung hin aus dem Spiele gelassen wurden. Segrais, der uns jenen Versuch des Cardinals, Madame von Rambouillet als Spionin in ihrem eigenen Kreise zu verwerthen, berichtet hat, fügt die Worte hinzu: „Sie wusste nicht, was Partei ergreifen hiess.“ Protestanten und Katholiken bewegen sich friedlich neben einander. Während das Haus der Marquisin mit Eifer dem Katholicismus huldigt, zählen sich Montausier, Conrart, Combault, Tallemant und andere zu den Protestanten. Die Toleranz der einen für die andern scheint

---

[10]) Lettre à une maîtresse inconnue. „Ma taille est deux ou trois doigts au-dessous de la médiocre. J'ai la tête assez belle avec beaucoup de cheveux gris, les yeux doux, mais un peu égarés et le visage assez niais. En récompense une de vos amies vous dira que je suis le meilleur garçon du monde et que, pour aimer en cinq ou six lieux à la fois, il n'y a personne qui le fasse si fidèlement que moi“.

weniger in Gleichgültigkeit als wechselseitiger Achtung ihren Grund gehabt zu haben. Man lebte noch in der Zeit des Friedens; mit dem Aufkommen der Jansenisten sollte bald ein anderer Geist über die Pariser Gesellschaft kommen.

Das Verhältniss der beiden Geschlechter zu einander nimmt unter dem Einflusse der herrschenden Litteratur ein ganz eigenthümliches Gepräge an. Während die auf sinnliche Befriedigung gerichtete Liebelei nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Zeitgenossen aus unserem Kreise verbannt war, so wurde dafür eine von der Schäfer- und Heldenromantik jener Zeit eingegebene, in gewissen conventionellen Formen sich bewegende Galanterie um so leidenschaftlicher geübt. Ihr Wesen bestand in einer mit allerlei keuschen Metaphern verquickten, künstlichen Sprache, welche zwischen den Anbeter und die Angebetete eine gewaltige Kluft befestigte. Denn die Hauptsache schien dabei gar nicht, seine Leidenschaft energisch zu äussern und möglichst bald ans Ziel zu kommen, sondern das Courtisiren ist sich Selbstzweck und die Herzenssache muss recht lange in allen Regeln geführt werden. Das Herz war weniger als der Kopf betheiligt. „Sie haben", sagt Saint-Evremont von den Kostbaren, „eine Leidenschaft aus dem Herzen in den Kopf verlegt und die Gefühlswelt in eine Ideenwelt verwandelt." In diesem Sinne nannte Ninon de l'Enclos die Précieuses die Jansenisten der Liebe. Eine Stelle von Mlle. de Scudéry's „Grand Cyrus" gibt uns die Theorie dieser subtilen Liebesscholastik in folgenden Worten: „Auf der Insel Paphos ist die Liebe nicht einfach eine Leidenschaft

wie überall sonst, sondern eine Nothwendigkeit, eine Forderung des Anstandes. Es ist Vorschrift, dass alle Männer verliebt, dass alle Damen geliebt werden. Wer nicht verliebt ist, der gibt sich wenigstens den Schein davon. Was nun die Damen anbelangt, so zwingt sie die Sitte nicht gerade zu lieben, wohl aber sich lieben zu lassen, und ihr höchster Ruhm besteht darin, berühmte Eroberungen zu machen. Unserer Schönen höchster Stolz ist es, ihre Anbeter durch die einzige Macht ihrer Reize, nicht aber durch Zugeständnisse zu fesseln, so dass für die Männer lieben und ohne Hoffnung lieben, so ziemlich identisch wird. Es ist indessen den Damen nicht verboten, die Beharrlichkeit des Anbeters durch eine reine Neigung zu belohnen; im Gegentheile, Venus Urania befiehlt es. Es ist ferner den Schönen gestattet, sich gewisser unschuldiger Kunstgriffe zu bedienen, um sich ein Herz zu erobern. Indem sie so die Kunst besitzen, Liebe mit Unschuld zu vereinigen, führen sie ein hinreichend genussreiches Leben.“ Man vergleiche mit dieser Stelle des genannten Romans die Reden, welche Molière seinen „Femmes savantes“ in den Mund legt, und man wird das Treffende und Schlagende der Satire des grossen Komikers lebhaft empfinden. Die Galanterie war also an die Stelle der Liebe getreten, die Form hatte den Inhalt, der Schatten den Körper ersetzt. Aber das Raffinement und die Künstelei schloss weder den Geist noch den Humor aus, der wunderliche Pfad führte oft zu bleibender Freundschaft und verlor sich nie in gemeiner Intrigue.

Der Vorwurf, dass im Salon Rambouillet eine

übertriebene Prüderie geherrscht habe, ist zuerst von einem Gliede der Gesellschaft selbst, von Tallemant, erhoben worden. Aber man darf nicht vergessen, dass der Verfasser der „Historiettes“ bis zum Cynismus natürlich ist, und die von ihm angeführten Beispiele beweisen nur, dass die Marquisin zu jenen Wesen gehörte, welche der grosse Dichter in den Versen zeichnet: „Willst du genau erfahren, was sich schickt, so frage nur bei edlen Frauen an“, u. s. w. Derbe und obscöne Redensarten haben in solchen Regionen zu keiner Zeit Gnade gefunden, so dass Tallemant's Vorwurf keine ernstliche Anklage constituirt [11]).

Wenn nun prüde Elemente sich immerhin vorfinden mochten, so ist unser Kreis gegen den Vorwurf der Pedanterie und Blaustrümpfelei um so kräftiger in Schutz zu nehmen. Aus der im Geschmacke jener Zeit mit mehr Subtilität als Poesie gehandhabten Galanterie den Schluss zu ziehen, dass wir es mit pedantischen Zieraffen zu thun haben, wäre voreilig. Jene Formen waren nicht im Wesen dieser Personen, sondern in der Mode des Tages begründet. Den schönen, ritterlichen Männern im spanischen Costüme mochte es übrigens nicht übel stehen, wenn die wohlüberlegten Galanterien in raschem Strome von den frischen Lippen flossen, und ein loser Vogel wie Voiture musste sich in dieser Rolle komisch genug ausnehmen. Ein Brief Chapelain's an Balzac vom Jahre 1638 bezeugt es

---

[11]) Tallem. II. 233. Me de Rambouillet est un peu trop délicate, et le mot de *teigneux* lui donne, dit elle, une vilaine idée. On n'oserait devant elle prononcer le mot de *cul*. Cela va dans l'excès, surtout quand on est en liberté.

ausdrücklich, dass man im Hôtel der Marquisin im Gegensatze zum pedantisch bürgerlichen Tone anderer Salons in freiem, einfachem, ächt vornehmem Stile verkehrte, und des Gegensatzes sich auch wohl bewusst war. „Das Hôtel Rambouillet“, schreibt Chapelain, „verdient Ihre Neugier in vollem Maasse. Es herrscht da kein gelehrter, sondern ein vernünftiger Ton. Nirgends finden Sie mehr gesunden Menschenverstand und weniger Pedanterie. Mit Absicht sage ich Pedanterie, da es mir wohl bewusst ist, dass dieselbe am Hofe so gut wie an der Universität weilt und die Frauen nicht weniger als die Männer beherrscht.“

In hohem Grade interessirt sich das Hôtel Rambouillet *für die Entwicklung der Litteratur und der Sprache.* Da die auf diesem Gebiete sich geltend machende Geschmacksrichtung unseres Kreises nur im Zusammenhange mit allgemeinen litteraturgeschichtlichen Thatsachen begriffen werden kann, so gestatte man hier eine diese Thatsachen zusammenfassende Digression.

Ohne dass man den Einfluss einer Litteratur auf die andere mit Bestimmtheit nachzuweisen im Stande wäre, zeigt sich gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts in Spanien wie in Frankreich, in England wie in Italien, das Streben nach einem gesuchten, mit wunderlichen Bildern verquickten Ausdruck in Schrift und Wort. Am Hofe der jungfräulichen Königin ist es John Lilly, in Spanien der Expriester Góngora, in Italien und Frankreich vorwiegend Marini, an deren Namen diese Verirrung sich knüpft. In der That: Lilly's Euphüismus Góngora's Estilo culto und der Marinismus sind nur verschiedene lokale Bezeichnungen

für ein und dieselbe Sache. John Lilly's Buch „Euphües“ erschien in zwei Theilen: Euphües, The Anatomy of Wit, 1580; und: Euphües and his England, 1581. Der Held dieser raisonnirenden Fiction ist ein Athener, welcher England besucht hat und die dort gemachten Beobachtungen dem Leser mittheilt. Shakespeare ist nicht frei von Euphüismus, obgleich er sich demselben öfter kritisch gegenüberstellt und ihn als komisches Mittel verwerthet. Hieher gehört namentlich sein Lustspiel: Verlorene Liebesmüh. Der neueste Uebersetzer, Gildemeister, sagt in dieser Hinsicht treffend: „Es ist, als ob der Dichter die künstlich geschrobene Empfindungs- und Ausdrucksweise der feinen Welt seiner Zeit, den ganzen Sonetten- und Concettistil mit seinem conventionellen, phrasenhaften Damencultus, mit seinem Hange zur galanten Vergötterung, mit seinem Behagen an dem äusserlich Technischen im Witzgefechte mit einem Schlage zugleich habe poetisch verklären und vernichten wollen. Shakespeare persifflirt hier auf das Derbste die modische Verzerrung der natürlichen Sprache und Empfindung nicht allein in den drolligen Absurditäten der niedrigen Personen, welche sammt und sonders das Steckenpferd des gesuchten Ausdruckes tummeln, sondern ganz unverkennbar auch in der Person seiner Gentlemen.“ Die Karrikatur gipfelt sich in der Rolle seines Don Adriano de Armado. Auch W. Scott's Sir Percy Shafton ist ein, vielleicht etwas übertriebener Euphüistentypus.

Góngora (gest. 1627) ist eine ganz eigene Erscheinung. Er beginnt seine Poetenlaufbahn mit einfach schönen Liedern. Diese werden aber vom spanischen

Publikum mit kalter Gleichgültigkeit aufgenommen, und da erst, fast gegen das Ende des Jahrhunderts, fasst er den Entschluss, einen neuen, ganz unerhörten poetischen Stil zu gründen, den er in seinen spätern Dichtungen als Estilo culto einem staunenden Leserkreis auch wirklich geboten hat. „Er ging darin vom natürlichen Ausdrucke ganz ab und setzte an dessen Stelle einen mit grosser Mühe und mit oft bewundernswerthem Scharfsinne gesuchten künstlichen. Je grösser die Mühe war, um so grösser schien ihm das Verdienst des Dichters. Unnatürliche Wortstellung, weithergeholte Bilder, geschraubte Antithesen, gesuchte, subtile Gedanken sind die charakteristischen Merkmale dieses ‚gebildeten‘ Stiles.“ [12]) Lope, obgleich bis zu einem gewissen Grade an demselben Uebel krankend, trat zwischen den Jahren 1610 und 1620 gegen diesen Galimatias auf, und von ihm rührt jenes Sonett her, welches mit den Worten schliesst: „Verstehst du, mein Freund, was ich eben sagte?“ — Warum sollte ich es nicht verstehen? — „Ei, du lügst, mein Freund, denn ich, der ich es sage, verstehe es selber nicht.“ [13])

Eine vermittelnde Stellung zwischen England, Frankreich und Spanien in Hinsicht auf die Verbreitung des Cultostiles scheint der Spanier Antonio Perez eingenommen zu haben. Als die Spanier aus Paris abzogen, hatte Heinrich IV. ihnen bekanntlich nachgerufen: „Fort mit euch und kommt nicht mehr zurück.“ Die Spanier kamen nicht mehr zurück, was aber in Paris

---

[12]) Lemke, Handbuch der spanischen Litteratur, Band 2.
[13]) Scherr, Geschichte der allgemeinen Litteratur, Band 1.

zurückblieb, das war der spanische Geschmack. Der Satiriker Régnier spottet jener hispanisirenden Narren, die in kastillanischer Haltung schmachtend zu seufzen pflegten: „Jésus Sire! En ma conscience! Il en faut mourir!“ Antonio Perez nun, der einzige Vertraute Philipps II., später dessen Opfer, hatte sich unter allerlei romantischen Abenteuern aus Spanien nach Frankreich gerettet, ward in Frankreich und England von Philipps Feinden mit offenen Armen empfangen und galt an beiden Höfen, obgleich in der Geschichte der spanischen Litteratur eine unbekannte Grösse, für ein unerreichbares Muster des Briefstils. Obgleich er selbst 1611 vergessen in Paris starb, scheinen seine Briefe, 1638 ins Französische übersetzt, 1654 in Genf in der Ursprache wieder aufgelegt, einer langen Beliebtheit sich erfreut zu haben. — Schon in Madrid hatte Perez den Marquis Pisani, den Vater der Frau von Rambouillet, kennen gelernt. Als die Frau Marquisin eines Tages an Zahnschmerzen litt, überschickte Perez dem Marquis ein Recept mit folgenen Reflexionen: „Wenn ich meine Zähne pflege, so geschieht es lediglich aus Furcht vor meiner Zunge; denn ich glaube, die Natur hat unsere Zunge mit Zähnen eingerahmt, damit dieselbe einen Grund zur Furcht bekäme, der sie zwingen würde, sich zusammen zu nehmen und vor tollen Ausfällen sich zu hüten.“ Zwei andere Briefe sind an Damen des englischen Hofes gerichtet, beide begleitet ein Geschenk hundslederner Handschuhe. Perez knüpft an diese Sendung folgende Betrachtungen: „Die Liebe kann bewirken, dass man für die Dame seines Herzenz sich schinden lässt und ihr aus seiner

eigenen Haut Handschuhe macht. Zuerst hatte ich den Gedanken, mich so zu opfern. Wenigstens meine Seele habe ich zerrissen, hätte mich auf ein Wort von Euch in Stücke reissen lassen; und wenn die Handschuhe, die ich euch dann hätte schicken können, nicht Hundsleder gewesen wären, so darf ich doch sagen, dass sie von einer Person hergerührt hätten, welche Hundeliebe und Hundetreue besitzt." Dies war an Graf Essex's Schwester gerichtet. An Lady Knolles aber schreibt er: „Die hundsledernen Handschuhe sind mit den süssesten und kostbarsten Wohlgerüchen, nicht der Erde, sondern des Himmels, mit Liebe und Treue parfümirt." Gewiss, Perez hatte nicht übertrieben, wenn er sich bei Heinrich IV., der ihn zu seinem Spanischlehrer gemacht hatte, für diese Ehre mit den Worten bedankte: „Euere Majestät hat zu seinem Lehrer einen gebildeten Barbaren gewählt, Barbar in Gedanken, Barbar in der Sprache, Barbar in allem."

Während Perez den Cultostil über die Pyrenäen einführte, kam mit Marini, dem „Cavalier Marin", wie ihn die Franzosen nannten, der Stilo marinesco, der Concettistil über die Alpen. Die Concetti sind dasselbe, was Góngora „agudezas und finezas" nennt: concepta acuta, eine Effecthascherei durch die Rhetorik der Ueberraschung, durch blendende Antithesen, unerwartete Zusammenstellungen. Das rhetorische Mittel, das Virgil z. B. in dem Verse anwendet: nec capti potuere capi etc., war für Marini und seine Schule der stereotype Hebel des Effects, das A und das O der Dichterei. „Wer nicht Staunen zu erregen versteht, der gehe lieber in den Stall", war das Feldgeschrei dieser Vers-

künstler. Schon die Titel von Marini's Gedichten: Lachgedichte, Zischgedichte, Kussgedichte, Thränen etc. strotzen von Pretention. Sein Epos Adonis, 1623 in Paris erschienen, und durch eine Vorrede Chapelain's der französischen Lesewelt empfohlen, hat nicht weniger als 45,000 Verse. Marini's Phantasie verweigerte ihm nichts, aber auch er vermochte ihr nichts abzuschlagen.

Neben diesen Einflüssen machte sich nun auch derjenige der Schäfer- und der Heldenromane geltend. Die Schäferromane tauchten zuerst auf. Im Anschlüsse an gewisse alte Schriftsteller, wie Theokrit, Virgil und Longus, hatten erst die Italiener, nach ihnen auch die Spanier die pastorale Poesie mit Liebe gepflegt. Aber der Begründer des eigentlichen Schäferromans ist ein geborner Portugiese, Jorge de Montémayor (1561 zu Turin im Zweikampfe gefallen), dessen in spanischer Prosa verfasste Diana 1560 erschien. Das Buch fand entzückte Leser und begeisterte Nachahmer. In Frankreich war es Honoré d'Ufré, der mit seinem weitläufigen Romane Astrée[14]) (1610—23 Band 1—3, der vierte Band erschien nach dem Tode des Verfassers) diese Litteratur mit grossem Erfolge eröffnete. Der Held des Romans ist Céladon, die Heldin Astrée. Vorzüge und Fehler des Buches erinnern an das spanische Vor-

---

[14]) Henri Martin, Histoire fr., X, 480. Le genre pastoral produisit dans le cours du XVI[e] siècle quatre ouvrages restés célèbres entre beaucoup d'autres: l'Arcadia de Sannazar, la Diane de Montemayor, l'Aminta du Tasse et le Pastor fido de Guarini, les deux derniers dans la forme dramatique. La France fut envahie à son tour après l'Espagne et l'Italie. Elle n'avait rien perdu pour attendre. Elle eut le plus long, sinon le plus bel ouvrage de l'école pastorale.

bild. Die Unwahrscheinlichkeiten und die vielfache Verschlingung der Abenteuer, eine theils auf mittelalterlichem Zauberwesen, theils auf antiker Mythologie fussende Maschinerie, eine empörend misshandelte Geographie und Zeitrechnung, die künstliche Verschlingung der Haupthandlung mit einer Menge von Nebenhandlungen, die Darstellung wahrer Erlebnisse und die Portraitirung der Herren und Damen des Hofes unter dem transparenten Schleier einer sentimentalen Schäferwelt, aber auch die klassische Reinheit der Sprache und die feine Analyse der Gefühlswelt sind Montemayor und d'Urfé gemein. Beide hatten ihre Erfolge zum Theil der Neugier zuzuschreiben, welche in ihren Büchern eine Chronik des Hofes suchte und fand. Ausserordentlich wirkte die Astrée auf die Phantasie. Es fehlte nicht an Versuchen, jenes romantische Arkadien zu verwirklichen. Mlle. de Montpensier, Tochter Gaston's d'Orléans, redigirte den Plan eines vornehmen Schäferthums nach dem Muster der Astrée, nur sollte der lose Knabe mit dem verhängnissvollen Köcher darin nicht walten dürfen und das Weib seiner vollen Freiheit geniessen. Auch die französische Bühne wurde 1617—29 von diesem Einflusse beherrscht und förderte in jenen Jahren manches butterweiche Schäferstück zu Tage. Die Tragödie des „göttlichen" Theophil Viaud: Pyramus und Thisbe, begann den Reigen 1617 mit einem ächten Produkte des spanischen Cultismus [15].

---

[15]) Von Theophile's Concetti-Stil gibt uns Demogeot ein Muster:
Il m'est ici permis de te nommer, Pirame;
Il m'est ici permis de t'appeler mon âme.

Nach dem durchschlagenden Erfolge der Astrée schien es nicht gerathen, denselben Weg immer wieder zu verfolgen, zudem mochte der schreiende Widerspruch zwischen der idyllischen Maske und dem wirklichen Leben der Personen, welche unter jener Maske sich verbargen, nachgerade lächerlich erscheinen. Eine passendere Draperie für die Chronik der vornehmen Welt glaubte man daher in der persischen, römischen, arabischen Geschichte, an den Ufern des Hydaspes, der Tiber und des Jenil's zu finden. Mit Bezug auf die arabische Romantik kam der Anstoss auch diesmal von Spanien her; denn Hita's Buch: Historia de las guerras civiles de Granada, eine Geschichte mit romantischen Zuthaten und eine der anziehendsten Dichtungen der spanischen Litteratur, war schon 1604 in's Französische übertragen worden. Wie entscheidend überhaupt die spanisch-arabische Romantik in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts auf den französischen Geschmack gewirkt haben muss, geht aus einer Stelle von Frau von Moteville's Memoiren hervor, welche von Me. de Sablé Folgendes berichtet:

„Man fand so viel Schönes und Erhebendes in den neuen Comödien und allen übrigen Werken in Versen und Prosa, die von Madrid herüber kamen, dass sie

---

Mon âme! qu'ai-je-dit? C'est fort mal discourir.
Car l'âme nous fait vivre et tu me fais mourir!
Il est vrai que la mort que ton amour me livre,
Est aussi seulement ce que j'apelle vivre. —

Weiterhin redet Thisbe den Dolch, womit sich Pyramus erstochen, mit folgenden durch ihre Lächerlichkeit berühmt gewordenen Versen an:

Ha! Voici le poignard qui du sang de son maître
S'est souillé lâchement, il en rougit le traître!

eine hohe Meinung von der durch die Mauren den Spaniern überlieferten Galanterie bekommen hatte. Sie war der Ansicht, dass es den Männern erlaubt sein müsse, die Frauen anzubeten, dass der Wunsch, den Frauen zu gefallen, zu den schönsten und grössten Thaten antreibe, Geist, Tugend und Ritterlichkeit verleihe, dass dagegen die Frauen, die geschaffen seien, um bedient und angebetet zu werden, nichts als die Verehrung jener gestatten dürften. Da sie diese Ansicht mit Geist und als schöne Frau verfocht, so verschaffte sie ihr bald eine allgemeine Geltung."

Aus solchen Anschauungen und Einflüssen ging der französisch-spanische Heldenroman hervor, dessen letzte und bedeutende Schöpfungen Madeleine de Scudérys Grand Cyrus und Clélie sind. Helden und Heldinen dieser Dichtungen heissen Cyrus, Astyages, Crösus, Mandane, Tomyris, Brutus, Lucretia, Collatinus u. s. w., aber wie in den Schäferromanen hatte man unter diesen Namen keine Todten, sondern Lebende zu suchen. Um dem gierigen Leser das lange Rathen zu sparen, cursirten Schlüssel, welche die Schnüre der Maske zu lösen verhiessen. Schon von der folgenden Generation wurden diese langen Romane verlacht und als langweilig verurtheilt, aber für den heutigen Forscher besitzen sie nicht nur stilistischen, sondern auch historischen Werth. Sobald die baroke Maskirung beseitigt ist, bleibt uns eine nach dem Leben gezeichnete, feine und getreue Charakteristik der zeitgenössischen Aristokratie der Geburt sowohl als des Geistes. „Der Grand Cyrus ist eine Portraitgallerie des XVII. Jahrhunderts, von derjenigen Person verfasst, welche diese Gesell-

schaft am besten kannte.“ — Cousin, dem wir dieses Wort entnehmen, nennt Mlle. de Scudéry Addison's französische Schwester und die Schöpferin des psychologischen Romans. Durch seine Arbeit „über die französische Gesellschaft des XVII. Jahrhunderts nach den Charakteristiken des Grand Cyrus“ hat Cousin dem Andenken der Schriftstellerin ein schönes Denkmal gestiftet und der Culturgeschichte seines Landes einen wichtigen Dienst geleistet.

In dieser Atmosphäre poetischer Anschauungen, in dieser Strömung dichterischen Schaffens bewegte sich, theils empfangend, theils wirkend und tonbestimmend, unsere Gesellschaft. Zu den oben geschilderten allgemeinen Einflüssen haben wir nun noch den besondern Einfluss von zwei dem Kreise Rambouillet selbst angehörenden Persönlichkeiten hinzuzufügen. Wir meinen Balzac und Voiture.

Balzac erzählt uns selbst, er habe seinen Stil zu Rom gebildet, wo er im Alter von 25 Jahren achtzehn Monate verlebte. Drei Jahre später bezog er sein Stammschloss in der Saintonge, welches er nicht über ein halbdutzend Mal verlassen hat, um kurze Besuche in Paris zu machen. Als im Jahre 1624 der erste Band seiner Briefe heraus kam, ward er mit einem Male der Gefeierte des Tages. Malherbe hatte dem französischen Ohre die Reize des harmonischen Verses erschlossen, und was Malherbe für *den Vers* geleistet, das leistete Balzac für *die Prosa*. Er hatte entdeckt, was damals alle, wenn auch unbewusst, vermissten und vergeblich suchten. Mochte er auch selbst seine Kunst nicht immer richtig verwerthen, genug, das Verdienst ist ihm

nicht abzusprechen, jene Kunst geschaffen zu haben. Wenn er die oratorische Form für die Hauptsache nimmt, und darüber oft den Inhalt zu vergessen scheint, so muss man ihm doch nachrühmen, dass er mit Begeisterung und Leidenschaft nach jener gerungen hat. Seine Schwäche ist unschwer zu errathen. Das Erhabene und Frivole, das Heitere und das Ernste kleidet er in dasselbe Prachtgewand; so wird er oft schwülstig und masslos [16].

In einem gewissen Gegensatze zu Balzac steht Voiture. Beide sind zwar gleichen Alters, beiden ist zwar die Form, der Stil das Hauptgeschäft, beide haben sich an lateinischen, italienischen, spanischen Mustern gebildet, aber weiter geht die Uebereinstimmung nicht. Während Balzac nach dem Erhabenen strebt, sucht Voiture das Gefällige. Durch seine Rednerphantasie weiss jener selbst das Frivole zu adeln, während dieser auch dem Erhabenen ein galantes, zierliches, anmuthiges Gewand zu verleihen sucht. Balzac ist immer ernst und melancholisch, auch wenn er gerne scherzen möchte; Voiture dagegen kann auch im Ernste das Lachen nicht unterdrücken. Balzac's Gedichte sind fast alle lateinisch, diejenigen Voiture's meist französisch, obgleich er in Madrid „so schön wie Lope" spanische Verse geschrieben haben soll. Voiture's lebhafte, von Humor übersprudelnde Natur drängte ihn zum einfachen, natürlichen Ausdrucke, zur Sprache Voltaire's. Dennoch huldigt er, wenn er der Gloire wegen schreibt, bis zu einem gewissen Grade der herrschenden Mode

[16]) Siehe Anmerkung 5 Seite 16.

und schnallt sich die rhetorischen Stelzen an. Aber auch dann noch gilt er seinen Zeitgenossen als ein Muster von Anmuth und Leichtigkeit. — Ein letzter Gegensatz zwischen Balzac und Voiture ist in beider Charakter und Sitten begründet. Balzàc war von Herzen fromm, ernst und sittenstrenge, Voiture ein ausgelassener Epikuräer, der in seinen alten Tagen noch die Rouerie seiner losen Jugend mit den äusserlichen Uebungen der Religion zu vereinigen wusste.

Marinismus und Cultismus, Schäfer- und Heldenromane, Balzac und Voiture bestimmen also den Geschmack und beherrschen die Phantasie unseres Kreises. Die Rohheit und die Geschmacklosigkeit des XVI. Jahrhunderts sind glücklich überwunden, man ist auf dem Wege der Befreiung, aber die ersehnte Höhe und ihre reine Luft sind noch nicht erreicht. Erst die folgende Generation, die Männer der sechsziger Jahre, ein Racine, ein Boileau, ein Molière werden den Bel Esprit theils durch ihre Kritik, theils durch das Beispiel ihrer Dichtungen aus dem Felde schlagen und die Epoche des reinen Geschmackes und der klassischen Formenvollendung eröffnen. Corneille gehört nach Sprache und Geschmackstendenz der ersten Hälfte des Jahrhunderts an. In seinen Versen spukt noch häufig die Concetti-Manie und der Bel Esprit, und sein Pathos wird mitunter durch lächerliche prosaische Wendungen beeinträchtigt.

Dass der Salon Rambouillet dem Geschmacke seiner Zeit gehuldigt hat, wird niemanden befremden. Dass er aber mit der Zeit fortgeschritten, das Neuere und Bessere erkannte und mit Freuden begrüsste, gereicht

ihm zum Verdienste. Eine gewisse Selbstständigkeit und individuelle Freiheit in Urtheil und Neigung war dieser Region von jeher eigen. Während Montausier's krankhafter Geschmack, um Tallemant's Worte zu gebrauchen, Pfeffer und Gewürze liebt, den Claudian dem Virgil vorzieht und den Persius zum Lieblinge erkürt, so schlachtete Frau von Longueville mit richtigem Tacte Chapelain's unglückliches Epos, die Pucelle, mit den Worten ab: „Schön aber langweilig", und Frau von Sablé macht Balzac den Krieg als dem Vater der Hyperbel. Der Cid wurde bei seinem Erscheinen vom Kreise Rambouillet richtig gewürdigt und sein Dichter gegen die Academie und den eifersüchtigen Cardinal lebhaft in Schutz genommen. Als endlich Molière mit einer dramatischen Satire auf den Bel Esprit und seine verkümmerten Ausläufer debütirte, wurde er vom Salon Rambouillet mit rückhaltloser Freude begrüsst und Ménage soll damals erklärt haben: „Wir müssen verbrennen, was wir bisher angebetet, und anbeten, was wir verbrannt haben" [17]).

---

[17]) Ein Citat aus der französischen Geschichte. Bischof Remi sprach diese Worte zu Chlodwig, als dieser ins Baptisterium stieg. „Courbe humblement la tête, Sicambre, adore ce que tu as brûlé et brûle ce que tu as adoré". v. Courgeon. Die Ménage und Chapelain hatten alle Ursache, an eine Umkehr zu denken; die Gesellschaft Scudéry war weit gegangen in ihren faden Spielereien. Man sehe die „Gazette de Tendre" und ihre Correspondenzen aus den Städten Nouvelle-Amitié, Grand-Esprit, Oubli etc. „Il est parti d'ici", wird aus Nouvelle-Amitié geschrieben, „deux dames de haute qualité qui ont pris diverses routes pour aller à Tendre; car l'une s'est embarquée sur le fleuve d'Inclination, et l'autre a pris le chemin de Tendre-sur-Reconnaissance. On dit même que dès le premier jour, elle fut coucher à Petits-soins, et

Wenn sich der grössere Theil unserer Gesellschaft zu den litterarischen Bestrebungen der Zeit mehr receptiv als produktiv verhielt und es nicht über poetische Spielereien und Uebungen im Briefstil hinausbrachte, so waren seine Bemühungen für die Ausbildung, Veredlung und Fixirung des gesprochenen Idioms desto lebhafter und wirksamer. Hier in der That wurde jene elegante und durchsichtige Conversationssprache geboren, die seither Gemeingut der gebildeten französischen Gesellschaft geworden ist, und mit dem Erscheinen von Pascal's Provinciales den mühsamen latinisirenden Stil der Cabinetspedanten auf immer aus den Büchern verdrängt hat. Man hüte sich die affectirten Metaphern der Précieuses ridicules und der Somaize'schen Sammlung unserem Kreise zuzuschreiben. Wir werden später sehen, wohin sie zu verweisen sind. Vielmehr sind es die Romane der Scudéry, die Briefe Voiture's und René Bary's Esprit de Cour, welche von jener Sprache einen annähernden Begriff geben. Die Arbeit unseres Kreises an der Ausbildung der Muttersprache war keine unbewusste. Man strebte ausgesprochenermassen nach dem correcten, harmonischen, edlen Ausdrucke und liess sich gerne in Debatten ein über Aussprache, Grammatik und Phraseologie. Soll man aussprechen „houmme“ oder „homme“, „Roume“ oder „Rome“, „sarge“ oder „serge“? Ist „tête oder „teste“, ist „tousjours“ oder „toujours“ zu schreiben? Sind „rencontre,

---

qu'elle ne fit que dîner à Complaisance.“ Und so geht es fort durch 25 Seiten (v. Colombey. 63—87, Gaz. de Tendre aus den Ms. Conrarts). Die Carte de Tendre geben Colombey und Baudissins Molièreübersetzung. — Die Journée des Madrigaux stammt ebenfalls aus den Ms. Conrarts.

équivoque" männlich oder weiblich? Soll man sagen „que je die" oder „que je dise"? — Die grosse Autorität in solchen Zweifeln war Vaugelas, der seine zahlreichen Entscheidungen 1647 unter dem Titel „Remarques sur la langue française" herausgab. Man intriguirte für und wider auftauchende oder verschwindende Wörter und hielt sich des Sieges gewiss, wenn Monsieur de Vaugelas seine Unterstützung versprach. „Wenn féliciter noch nicht französisch ist", schreibt Balzac, „so wird es dieses Jahr es noch werden; Herr von Vaugelas hat mir versprochen, dem Worte nicht feindselig zu sein" [18].

---

[18]) Aus *René Bary's* Rhetorik führt Livet folgende Wendungen an, die das 1663 erschienene Buch als ganz neu bezeichnet: „C'est la plus naturelle des femmes. — Il a de la qualité, du bien, de l'esprit. — Il est brouillé avec un tel. — Il est brouillé avec le bon sens. — A ces mots il se récrie. — Il a le sens droit. — Tour de visage. — Tour de vers. — Tour d'esprit. — Les affaires ont tourné heureusement. — Je me connais un peu en gens. — C'est un coup sûr, jouer à coup sûr. — Il sait prendre ses mesures. — Il m'a fait mille amitiés. — Il agit sans façon. — Cela est assez de mon goût. — Il n'entre dans aucun détail. — Il s'est embarqué en une mauvaise affaire. — Il a pris le meilleur parti. — Il pousse les gens à bout. — Sacrifier ses amis. — Je ne veux pas être sa dupe. — Cela est fort. — Elle est fort contente d'elle-même. — Je vous sais bon gré de m'avoir dit vos sentiments. — Briller dans la conversation. — Il s'attire de l'estime. — Il ne faut pas tant raffiner sur la langue. — Etudier le goût des gens. — Faire des avances. Faire figure dans le monde.

Somaize gibt eine Reihe pretioser Wendungen, die seither das Bürgerrecht in der Sprache erlangt haben und daher nichts Auffallendes mehr an der Stirne tragen. Dahin gehören:

Revêtir ses pensées d'expressions nobles et vigoureuses (Corneille zugeschrieben). — Un ameublement bien entendu, un esprit d'expédients, faire l'anatomie des cœurs (Mlle. de Scudéry zugeschrieben). — Une grande sécheresse de conversation, sec de conversation (Balzac zuge-

Aber auch durch die blosse Thatsache seines Daseins scheint der Salon Rambouillet gewirkt zu haben. Nach seinem Vorgange bildeten sich, zuerst in den aristokratischen und litterarischen Regionen, dann auch in der bürgerlichen Welt eine Reihe von Cirkeln, welche bald rein gesellschaftliche, bald ernstere Zwecke verfolgten. Die Vicegräfin von Auchy, ein betagter Blaustrumpf, glänzt in ihrem Pedantenkreise mit geistlichen Manuscripten, die sie — gekauft hat, Fräulein von Montpensier übt sich mit ihren Getreuen im Entwerfen von Charakterskizzen bekannter Personen, sogen.

---

schrieben). — Mes cheveux sont d'un blond hardi (= roux) (Me. de Grenouillère zugeschrieben). — Le mot me manque. — Dépenser une heure. — Châtier son style. — Je vous ai la dernière obligation. — Cela est du dernier bourgeois (= vulgaire). — Perdre son sérieux. — Rude (Somaize bemerkt hiezu: Il faut avoir humé l'air du Rhin et respiré à l'allemande pour le prononcer). — Je suis si surpris que les bras m'en tombent. — Epouvantablement, terriblement. — Il a la taille élégante. — Les termes de corps de garde. — Elle est belle à faire peur. — Une intelligence épaisse, des vers épais. — Tenir bureau d'esprit (Somaize I, 63, hat zwar nur die Phrase: Les précieuses ont tenu bureau tout le midi). — Etre d'une humeur communicative. — N'avoir que le masque de la vertu. — Sobre dans les discours. — Amitié indue. — Chose raisonnable. — Procédé irrégulier. — Danser proprement. — Congru, incongru. — Lire à pleine bouche. — Avoir l'âme sombre. — Etre d'une vertu sévère, d'une vertu commode. — Dire des inutilités. — Un procédé marchand. — S'encanailler. — Etre pénétré de. — Un concert de rares qualités. — Laisser mourir, tiranniser la conversation. — Avoir le rire fin. — Rire d'intelligence avec qn. Faire des rudesses à qn. — Avoir toute son âme dans ses yeux. — Pag. 179, I, gibt Somaize ein vier Seiten umfassendes Verzeichniss pretiöser Orthographie, darunter: tête, auteur, méchant, défunt, toûjours, solennité, déja, vû, trésor, âge, avis, connaît, savoir, avocat für: tete, autheur, meschant, deffunct, tousjours, solemnité, desja, veu, thrésor, aage, advis, connaist, scavoir, advocat.

Portraits nach dem Muster des Grand Cyrus, die Marquisin von Sablé schleicht sich aus dem Hôtel Rambouillet weg, um einen Jansenistensalon zu eröffnen, wo Pascal und Larochefoucauld sich treffen; einen frivolen Gegensatz zu dieser Welt bildet der Salon des Cardinals von Retz, wo lebhaft politisirt und intriguirt wird.

Auch die Litteraten regen sich. Ménage, der Vadius von Molière's „Femmes savantes", ein gefürchteter Streithahn und ein bissiger Kritikus, der einstige Lehrer und hoffnungslos schmachtende Anbeter der spätern Frau von Sévigné, hält seine litterarischen Mittwochsgesellschaften (Mercuriales), während Fräulein von Scudéry nach 1650 das Erbe des Salons Rambouillet antritt. In ihren Samstagssoireen treffen wir wieder Chapelain, Conrart, Pellison, Sarasin, Ménage nebst den Herzogen von Montausier und Saint-Aignan, die vornehmen Frauen von Sablé, Rohan, Sévigné und La Suze mit der bürgerlichen Cornuel und vielen andern ihres Standes. Hier erblüht die ächt pretiose Conversation, man dichtet, liest und discutirt Sonnete, Madrigale, Räthsel und andere Spielereien. Hier wird auch die galante Karte „des Landes Zärtlich" mit ihrem Lac de l'indifférence, ihren Flüssen Estime, Inclination, Reconnaissance, ihren Städten Tendre sur Estime, Tendre sur Inclination, Tendre sur Reconnaisance, ihren Dörfern Jolis vers, Billets doux etc. ausgeheckt. Auf Chapelain's Rath fügte sie Fräulein von Scudéry in den ersten Band ihrer „Clélie" ein. Sie passte zu dem römischen Heldencostüm wie eine Faust auf's Auge und wurde, wie der Roman überhaupt, mit Spott

und Hohn empfangen. Einige Jahre später verwendete Molière in seinen Précieuses ridicules die alberne Erfindung als ein komisches Mittel von trefflicher Wirkung. Für die Samedis war der 20. December 1653 ein grosser Tag: La journée des Madrigaux, eine wahre Schlacht von präparirten und improvisirten Madrigalen bei Anlass eines von Conrart der Wirthin geschenkten cristallenen Petschafts. — Die Damen dieses Kreises dachten jedoch auch an anderes als an galante Litteratur. Einmal z. B. fertigten sie zwei grosse Puppen an, als Modetypen für die Damenkleidung.

Man kann sich denken, was für Fratzen und Caricaturen der Bel Esprit in den bürgerlichen Regionen der Hauptstadt und der Provinz erzeugte, wo das Correctiv des vornehmen Tones und der feinen Bildung, des Humors und der Aufklärung nicht mehr zu finden war.

Hier wurde der Name Précieuse vollends zum Spott- und Schimpfnamen und seine Trägerin zum dankbaren Typus des Lustspieles. Die Verarbeitung desselben für die Bühne und den Roman liess denn auch nicht lange auf sich warten. Schon Desmarets hatte 1637 den Muth gehabt, das Lächerliche des Pretiosenthumes auf der Bühne zu behandeln, und war mit seinem Stücke „les Visionnaires" Vorbild, zum Theil sogar Quelle von Molière's Femmes savantes geworden. Im Jahre 1656 sodann war der Abbé de Pure mit einem satirischen Romane in vier Bänden: La Précieuse ou le Mystère des Ruelles [19]), aufgetreten, nachdem er dem

---

[19]) In Livet's Somaize II, 334—340 findet sich ein Auszug aus diesem seltenen Buche.

italienischen Theater in Paris vorher schon ein kleines, jetzt verlorenes Lustspiel über denselben Gegenstand geliefert hatte. Dass ein solches existirte, geht aus Somaize's Vorreden unzweifelhaft hervor. Aber den Hauptschlag gegen die Narrheiten des Bel Esprit führte Molière 1659 in seinen Précieuses ridicules, mit welchem Stücke der aus der Provinz nach langjährigen Wanderungen in die Vaterstadt zurückkehrende Dichter debütirte. Der Gegenstand war selbst auf der Bühne nicht mehr neu [20]), Molière scheint ihn, wie später häufig noch geschah, von den „Italienern", d. h. der italienischen Pariserbühne geborgt zu haben. Moland in seiner Monographie über Molière's Verhältniss zum italienischen Theater hat in der That zur Genüge nachgewiesen, dass Molière in der Periode seines Werdens „sein Eigenthum" recht häufig dort gefunden, während später die Italiener ihrerseits als Borger bei Molière erscheinen. Auch der Umstand, dass die Précieuses in Prosa verfasst sind, kann nicht, wie Tascherau behauptet und P. Lindau nach-

---

[20]) Cousin, Soc. fr., II, 297, urtheilt folgendermassen über Molière's Précieuses: „C'est le début un peu grossier encore de Moliére, c'est une charge vive et comique mais burlesque et beaucoup trop vantée, qui sent encore la province, les précieuses vraiment ridicules que lui signalait l'abbé de Pure. La Précieuse de l'abbé de Pure, voilà, nous croyons l'avoir suffisamment établi (Me. de Sablé, I, 36; p. 66 der neuen Ausgabe), la véritable source des Précieuses ridicules". — Die Comödie des Abbé de Pure erwähnt auch die Histoire du théâtre français par les frères Parfait, VIII, 318 und 321. — Am oben bezeichneten Orte: Me. de Sablé, pag. 66, sagt Cousin: Le 18 novembre 1659, Molière donna les Précieuses ridicules, suivant le goût public plutôt qu'il ne le devançait, se faisant l'interprète d'une opinion déjà puissante et lui assurant la victoire, accablant les précieuses ridicules, mais ne leur portant pas les premiers coups.

schreibt, als eine überraschende Neuerung angesehen werden. Die zwei noch erhaltenen Farcen aus Molière's Jugend: „Le Médecin volant“ und „La Jalousie du Barbouillé“ sind ja auch in Prosa abgefasst, und der Abbé d'Aubignac hatte sogar drei Tragödien (Cymide und la Pucelle d'Orléans, beide 1642, und Zénobie 1647) in Prosa geschrieben. Der Erfolg von Molière's Précieuses erklärt sich vielmehr einfach daraus, dass Molière mit überlegenem Witze eine bereits verurtheilte Geschmacksrichtung verhöhnt, sie der Verachtung und dem Spotte überliefert hat, dass er das in genialer Weise ausgesprochen, was ein jeder schon im Herzen trug. Das Hôtel Rambouillet klatschte Beifall und die Lächerlichen unter den Kostbaren „mussten sich auf eine Zeit verbergen“. — Molière's Stück war ein Ereigniss, es war das Manifest einer gegen die Herrschaft des Bel Esprit gerichteten Revolution. Mit Feuer warf sich die kampfeslustige Jugend in das Gefecht.

Bekanntlich hat Boileau im Jahre 1710 eine gegen die Romane der Scudéry gerichtete Satire „Les Héros de Roman, dialogue à la manière de Lucien“ unter seine Werke aufgenommen. Er nennt das Jahr ihrer Entstehung nicht, sondern bemerkt in der Vorrede nur, sie sei entstanden, als die Regungen des satirischen Geistes in ihm mächtig wurden. Nun aber datiren seine ersten Satiren aus den Jahren 1661 und 1662. Die Vermuthung liegt also nahe, dass Boileau jenen Dialog *unter der unmittelbaren Wirkung von Molière's Stück* verfasst hat. Dazu würde auch passen, was er im Weitern sagt, dass er öfters durch den mimischen Vortrag desselben einen Freundeskreis erheitert habe.

Denn das in geharnischter Prosa abgefasste Gespräch musste im unmittelbaren Anschlusse an Molière's Lustspiel in dem Momente, da die Frage noch eine brennende war, am intensivsten wirken, wesshalb man dennoch die Entstehung dieser Satire in's Jahr 1665 verlegen will, ist mir daher nicht klar; ich wenigstens habe kein entscheidendes Zeugniss finden können, das dieses Datum bestätigen würde, während anderseits die angeführten Umstände auf eine frühere Epoche hinzuweisen scheinen. Boileau's Gespräch ist lesenswerth, der frische Ton und die Tendenz desselben erinnern an Göthe's „Götter, Helden und Wieland".

Nicht nur fähige Köpfe, wie Boileau, sondern auch Schwätzer und Schmierer wie Somaize fühlten den durch Molière's durchschlagende Satire gegebenen Anstoss. Schon einige Monate nach der Aufführung der Précieuses liess Somaize unter dem Titel „Dictionnaire des Précieuses" eine kleine Sammlung pretioser Redensarten von Stappel, in welcher die von Molière den Kostbaren in den Mund gelegten Wendungen in erster Linie figuriren. In Herrig's Archiv (1872) glaube ich durch sorgfältige Zusammenstellung der in Somaize's Vorreden gebotenen Daten den Nachweis geführt zu haben, dass Livet's Behauptung, als hätte Molière aus Somaize geschöpft, durchaus unhaltbar ist, dass vielmehr umgekehrt Somaize aus Molière's Stück geborgt hat. — Somaize, nicht zufrieden mit jener kleinen Arbeit, publicirte Schlag auf Schlag: Le Grand Dictionnaire des Précieuses, ein alphabetisches Verzeichniss von 600 Kostbaren unter ihren arkadischen Namen (Artemise, Aramante, Amaltide etc.), an die sich kurze bio-

graphische und galante Notizen knüpfen, sodann eine Comödie in Prosa: Les véritables Précieuses, hierauf eine elende metrische Version von Molière's Précieuses, endlich ein burleskes Stück: Le Procès des Précieuses. Die Vorreden verrathen einen faden und prahlerischen Gecken, der sich damit brüstet, dass er in so kurzer Zeit so Vieles zusammengeschrieben, und der den genialen Dichter der Précieuses ridicules von Herzen hasst und, wo er kann, mit Koth bewirft. Schon die Zeitgenossen scheinen Somaize nach Gebühr behandelt zu haben. Er wird auch nicht *einmal* genannt, und wenn er nicht selbst aussagte, dass er Secretär der Connétable Colonna, Mlle. de Mancini, sei, so wüssten wir auch gar nichts aus seinem Leben.

Molière selbst aber kehrte noch zweimal zum Thema der Pretiosität zurück, 1671 in dem kleinen Stücke: La Comtesse d'Escarbagnas, und 1672 in den Femmes savantes, welche sich zu den Précieuses ridicules wie das ausgeführte Gemälde zur flüchtigen Skizze, die kunstgerechte Charaktercomödie zur muthwilligen Farce verhalten.

Die eben gegebene Uebersicht der die Kritik der Pretiosität enthaltenen Litteratur wäre unvollständig ohne einen nochmaligen Hinweis auf das Bild, das die Scudéry selbst von der falschen Précieuse Damophile entworfen, dessen hauptsächliche Züge bei Cousin Soc. fr. II, 299, zu finden sind. So erscheint merkwürdigerweise die durch Molière und Boileau so hart mitgenommene Dichterin diesmal als Kampfgenossin des grossen Komikers und verfolgt mit diesem ein und dasselbe Ziel.

Nach Somaize, de Pure und andern haben Walkenaer und Livet das Bild einer Ruelle (Assemblée), ersterer des Hôtels Rambouillet, letzterer einer Kostbaren zweiten Ranges entworfen. Das blaue Zimmer der Marquisin war durch eine spanische Wand in zwei Räume geschieden. In dem einen, unter den vergoldeten Säulen des Alkovendaches und um das Bett der Marquisin herum, in der sogen. Ruelle oder Bettgasse, d. h. dem beiderseitigen Raum zwischen Bett und Wand, fand sich die Assemblée zusammengedrängt, die Damen des Adels in Lehnstühlen, die bürgerlichen auf Tabourets, die Männer theils gruppenweise beisammenstehend, theils auf ihren Mänteln zu den Füssen der Frauen gelagert, eine bunte, mit einer Fluth von Bandschleifen, Schnüren, Spangen, Federbüschen, Spitzen geschmückte Menge. — Von den Formen und der Etiquette der lächerlichen Précieuse entwirft Livet ein ähnliches Bild. Der pretiose Belisander ist aus der Provinz nach Paris gekommen. Ein galanter Abbé, Brundesius, hat ihm verheissen, ihn folgenden Morgens der Kostbaren Cleogarite vorzustellen. Belisander trifft seine Vorbereitungen, liest bis tief in die Nacht hinein einen galanten Roman und entwirft das Schema der Conversation. Er wird so und so reden, man wird so und so antworten, dann wird er das Gespräch auf das meditirte Hauptthema lenken. Um neun Uhr früh begibt er sich zu Brundesius, gepudert und parfümirt, den Schnurrbart aufgedreht, mit aromatischen Pulvern gefüllte Seidensäckchen in der Tasche, an den Hosen sechs bis sieben grelle Bandschleifen, am Knie die mit dreifacher Spitzengarnitur versehenen Canons von gesteifter Leinwand

nebst galanten Strumpfbändern, das Wamms mit Tressen und Nesteln überladen, den Hut mit einem Gold- und Silberband geziert und beschattet von imposantem Federbusch, die Handschuhe von lebhaftem Gelb, um den Unterarm ein schwarzes Band, damit die Weisse der Hand, auf der Wange ein umfangreiches Schönheitspflaster, damit der matte Teint zur vollen Geltung gelange. Brundesius besteigt den Wagen seines Freundes und fort geht's nach Cleogaritens Wohnung. Hier wartet schon eine Reihe von Kutschen. Der Thürhammer ist mit Lumpen umwickelt, damit die Conversation des Morgensalons durch seine Schläge nicht gestört werde. Ein Lakai führt die Ankommenden ein. In ihrem auf eine Estrade gestellten, durch eine spanische Wand umschränkten Bette sitzt die Kostbare selbst, von vagem Helldunkel umschlossen, „damit man nicht so leicht bemerken könne, dass ihr Antlitz kein courantes Geldstück mehr ist". In der Ruelle sitzen in Armstühlen die vornehmen, auf Sesseln und Schemeln die bürgerlichen Damen, die meisten drehen und schwingen ein kokett mit Bändern geschmücktes Rohrstöckchen. Belisander wird vorgestellt, er tritt an's Bett heran und küsst die Kostbare auf die Wange, dann breitet er seinen Mantel zu Füssen einer Dame aus, lässt sich nieder und beginnt nun seine wohl überlegten Galanterien vorzutragen und die zum voraus erwarteten Antworten entgegenzunehmen.

Hier endlich befinden wir uns in den Regionen einer bis zum Ekel getriebenen Prüderie und ächt pretioser Rhetorik. Hier begegnen uns die Schwestern Philaminte's, welcher Molière (Femmes sav. III, 3), die Worte in den Mund legt:

„Doch unsers Strebens allerhöchstes Ziel,
Ein edles Werk, das ich mit Stolz betrachte,
Ein rühmlich Unternehmen, das dereinst
Mit höchstem Dank die Nachwelt preisen wird,
Das ist *die Streichung jener garst'gen Silben*[21]),
Die zum Scandal der Welt, die schönsten Worte
Entstell'n und schänden; schon von Alters her
Elender Possenreisser schmutzig Spielzeug,
Gemeiner Wortverdreher schaler Spass,
Und ew'ger Quell nichtswürd'gen Doppelsinns,
Mit dem man zücht'ger Frauen Ohr verletzt.".

Die Sucht, in den harmlosesten Wortverbindungen und Silben etwas Zweideutiges oder Schmutziges heraushören zu wollen, hat ihren Vertretern nie sonderliche Complimente eingebracht. Schon Quintilian fertigt sie mit den Worten ab: „Culpa est legentium non scribentium".

Was die Umgangssprache dieser untern Regionen der Pretiosität anbelangt, so mochten einzelne allerdings die Ziererei sehr weit treiben; dennoch muss angenommen werden, dass Somaize und Molière, letzterer mit dem Rechte des Comikers, manche Wendung *gemacht* oder wenigstens nach pretiosen Bücherstellen *construirt* haben. Dass man beispielsweise in den genannten Kreisen den Spiegel nur „le conseiller des grâces", den Lehnstuhl „la commodité roulante", die Mittagsstunde „l'heure des nécessités méridionales" ge-

---

[21]) „Le retranchement de ces syllabes sales" (Molière). Belege hiefür im Eclaircissement sur les obscénités von P. Bayle, Dict. IV, im Anhange. — Man wollte *un sonnet bien conçu, confiture, écu, cul de sac*, sogar *„la lettre qui suit le p"*, etc. etc. ausmerzen. Vgl. Cic. Pæto, Ep. IX, 22. Cic. Or. c. 45 am Ende. Quint. VIII, 3, wo es unter anderem heisst für: cum notis hominibus stehe besser: cum hominibus notis. Vgl. auch Molière, C. d'Escarb, Scene 19. — Die Griechen nannten solche obscöne Anklänge *το κακέμφατον*.

nannt habe, ist nicht wohl glaublich. Immerhin aber dürfen auch diese Ausdrücke als Bildungen im pretiosen Geschmacke und als schlagende Beispiele von dessen Verirrungen betrachtet und benutzt werden [22].

---

[22]) Auszug aus Somaize's Dictionnaire des Précieuses: *Ruelle* und *réduit* für Salon. — *Le précieux* für le boudoir. — *Le zéphir*, der Fächer. — *L'ardent*, die Kerze. — *L'instrument de la propreté*, der Besen. — *Les agréables menteurs*, die Romane. — *L'âme des pieds*, die Tanzmusik. — *Le mal d'amour permis* für la grossesse. — *Les quittances d'amour* für les cheveux gris. — *L'économie de la tête*, die Frisur. — *Les chers souffrants*, die Füsse. — *La lucarne des antipodes*, das Watercloset. — *La soucoupe inférieure*, für la chaise percée. — *Le rusé inférieur*, (von den Précieuses neuerer Zeit le bienséant genannt) culus. — *Le cher nécessaire*, das Trinken. — *La quitterie*, die Trennung, der Abschied. — *L'affronteur des temps*, für le chapeau. — Une *vision* ridicule, eine lächerliche Idee. — *La modeste, la friponne, la secrète*, die drei juppes. — *Les trônes de la pudeur*, die Wangen. — *La mouvante*, die Hand. — *Le muable*, der Himmel. — *Le subtil*, der Pfeffer. — Termes de *cabinet*, für termes choisis. — *L'invisible*, der Wind. — Un verre d'eau tout *unie*, Wasser ohne Wein. — *Les anciens*, für les désirs. — *L'amour fini, l'abîme de la liberté*, für le mariage. — Les mots *du bel usage*, die modischen, galanten Ausdrücke. — Un oui *façonné*, ein abgenöthigtes ja. — *Le mieux* d'une personne, die Vorzüge einer Person. — Un meurtre *épais*, ein grässlicher Mord. — *Alcoviste*, Besucher einer Ruelle, das Fem. dazu: une *précieuse*, une *illustre (preciosité*, zuerst von Cotin gebraucht, Livet, 302). — *Une diseuse de pas vrai*, für une menteuse. — *Les avortons du Parnasse*, schlechte Poeten. — *Un bâtard d'Hippocrate*, ein Arzt. — *Un inquiet*, ein Geschäftsmann. — *Un inutile*, ein Lakai. — *La commode*, die Zofe. — *Un mulet baptisé*. ein Sänftenträger. — *Un peuple de frange*, eine unordentliche Gesellschaft. — *Un nécessaire, un fidèle*, ein Diener. — *L'âme de la nature*, der Mensch. — *Une chère*, eine Freundin. — *Un novice en chaleur*, ein angehender Liebhaber.

Pousser el dernier doux, sehr galant sein (pousser, pousseur des sentiments etc., in diesem Sinne nicht selten auch bei Molière). — *Pousser le dernier rude contre qn.*, einen zornig anfahren. — *Etre*

Wir sind am Ende unserer Darstellung angelangt. Wir haben das Pretiosenthum von seinen Anfängen bis in seine letzten Ausläufer verfolgt. Boileau und Molière vernichteten es im Urtheile der Gebildeten, in der Achtung der Verständigen. Aber in den unteren

---

mal conditionné, unwohl sein. — *Etre sur un grand fécond,* fruchtbar in galanten Redensarten sein. *Etre de la petite vertu,* für être galante. — *Etre de la petite portion*, wenig Vermögen besitzen. — *Etre dans son bel aimable*, schön und liebenswürdig sein. — *Faire parler le muet*, mit dem Thürhammer klopfen. — *Administrez-moi*, für donnez-moi. — *Donner dans le vrai de la chose*, das Richtige treffen. — *Donner dans l'amour permis*, heirathen. — *Prendre une physique,* Arznei nehmen (wie engl.: to take physic). — *Faire assaut d'appas avec qn.*, in Reizen wetteifern mit. — *Savoir le fin du domestique*, ein Haus genau kennen, für das moderne: connaître les aîtres d'une maison. — *Avoir l'âme bien demeurée,* langsamen Geistes sein. — *Avoir du fier contre qn.*, einem grollen. — *Avoir la bouche bornée*, einen kleinen Mund haben. — *Avoir le cœur enfrangé de mouvement,* ein viel bewegtes Herz. — *Prendre figure,* sich setzen. — *Servir de mouche à qn.*, den Vorzügen eines Andern als Folie dienen, wie das Schönheitspflaster dazu dient, die weisse Hautfarbe hervorzuheben. — Connaître *la force* des mots et *le friand* du goût. — *Délabyrinther* les cheveux, entwirren. — *Lustrer* le visage, schminken. — Savoir *le bel air* des choses, den galanten Ton kennen. — *Présider* chez qn., *être de quartier* chez qn., zu den ständigen Gästen einer Ruelle gehören.

Je pâtirai bien par *le contre coup de votre quittement.* — Le chien *s'ouvre furieusement,* canis cacat abunde. — Je n'ai pas *de quoi fournir à ce* compliment, ich weiss das Compliment nicht würdig zu beantworten. — *Cela excite en moi le naturel de l'homme*, cela me fait rire. — Madame est en *commodité d'être visible.* — Les précieuses *ont tenu bureau* tout le midi (Som. I, 63) erklärt mit: ont été en conversations. — *J'ai prêté mon crime* à faire votre mort (Corneille). — Ah, *ma chère,* je ne sais pas comment *votre chère* a pu se résoudre *à brutaliser avec un homme purement de chair,* ich weiss nicht, wie sich unsere Freundin dazu entschliessen konnte, einen so materiellen Menschen zu heirathen.

Schichten der Gesellschaft, in den Kreisen der Halbgebildeten, der schlechten Poeten, der elenden Romanschreiber, wucherte es einstweilen fort. Im folgenden Jahrhundert noch begegnen wir einem Dichter, Houdard de la Motte (gest. 1731), der sich in den gesuchtesten Bildern der Pretiosität zu bewegen liebt. Einen Würfel nennt er: l'oracle du destin, einen Gartenzaun: le suisse du jardin, eine Sonnenuhr: le greffier solaire. Aber aus der Sprache der feinen Gesellschaft, aus den Büchern der als klassisch geltenden Schriftsteller war zu la Motte's Zeiten der Bel Esprit mit allen seinen kostbaren Zierlichkeiten schon längst verschwunden. Selbst die kunstvoll abgerundete, im strengen Geschmacke ausgeführte Periode Ludwig's XIV. hatte bereits dem behenden, schneidenden und kleingehackten „Style coupé" weichen müssen. Perrüke und Periode waren beide zugleich gestutzt worden.

Eine deutsche Prinzessin am Hofe Ludwigs XIV.

Manchem unter Ihnen ist der Genuss zu Theil geworden, die prächtige Schlossruine von Heidelberg zu betrachten, — sei es an einem schönen Abend, wenn die rothen Mauern des Riesenbaues emporleuchten aus dem saftigen Grün des Parkes, sei es in einer lauen Nacht, wenn das zitternde Mondlicht die öden Gesimse und die ausgebrannten Fenster umspielte. Das Bild, welches diese Worte der Phantasie vorführen, steht in engster Beziehung zum Thema dieser Blätter. Ich möchte Einiges mittheilen aus dem Leben und dem Briefwechsel jener Prinzessin Elisabeth Charlotte, welche, geboren im Schlosse zu Heidelberg, vermählt mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzoge von Orléans, durch ihre Heirath die unschuldige Ursache der namenlosen Verheerung der Rheinpfalz und der vandalischen Zerstörung ihres Stammschlosses geworden ist.

Elisabeth Charlotte [1]) wurde vier Jahre nach dem

[1]) Die historischen Notizen dieses Vortrages sind der Geschichte der Rheinpfalz von Ludwig Häusser, so wie den Einleitungen zu Elisabeth's Briefen von W. Menzel und L. v. Ranke entnommen.

Abschlusse des dreissigjährigen Krieges, also im Jahre 1652 geboren. Aus ihrem Jugendleben ist uns nicht viel bekannt. Als kleines Kind ward sie nach Hannover geschickt, um bei ihres Vaters Schwester, der Herzogin Sophie, ihre Erziehung zu erhalten. Sophie selbst und ein Fräulein von Offeln, die spätere Frau von Harling, erzogen das muntere, an Leib und Seele kräftige Kind. Im neunten Jahre kehrte Elisabeth nach Heidelberg zurück. Der bürgerliche Ernst und die zwanglose Heiterkeit der pfälzischen Hofhaltung sagten ihrem fast männlichen Charakter ungemein zu und liessen ihr unauslöschliche Erinnerungen zurück. Der Vater, Kurfürst Friedrich V., hatte grosse Freude an seiner Liselotte und zog sie allmählich ganz in sein Vertrauen, war sie doch ihres Vaters lebendiges Ebenbild. Darum liess er es auch wohl geschehen, dass sie mehr als einen Freier von der Hand wies, um in ihrem lieben Heidelberg noch länger weilen zu können. Zuletzt fiel sie freilich ein Opfer der politischen Klügelei ihres kurzsichtigen Vaters. Durch die glänzenden Aussichten auf französische Verwandtschaft bethört, ging derselbe auf die von Ludwig XIV. vorgeschlagene Heirath mit dem Herzoge von Orléans ein und bemerkte nicht, dass der französische Despot schon damals keine andere Absicht hegte, als ein zweideutiges Erbrecht der französischen Krone an das pfälzische Land zur Geltung zu bringen. Unter Thränen willigte die gute Liselotte in die Vermählung mit dem kleinen, weibischen Gecken, dem faden und süssen Männchen ein. Ihr Vater begleitete sie bis Strassburg. Sie sollte ihn hier zum letzten Male sehen. Dann gings weiter nach Metz,

woselbst die Braut im November 1671 ihren protestantischen Glauben feierlich abschwören musste. Sie trennte sich da nicht nur von ihrem Bekenntnisse, sondern auch von Allem, was bisher ihr Leben und ihr Glück ausgemacht, um am Hofe von Versailles eine Existenz zu finden, die ihren Neigungen, ihren Gewohnheiten schnurstracks zuwiderlief. Während ihr verkommener Gatte nach wie vor ein Sclave seiner Favoritinnen blieb, gab Liselotte dem Hofe zeitlebens das Beispiel einer pflichttreuen Gattin, einer ehrlichen und wackeren Hausfrau. Mit ihrem Gatten lebte sie in kaltem Frieden, und die Ehe konnte am Versailler Hofe für eine gute gelten.

Elisabeths Kinder waren ihre einzige Freude im fremden Lande. Das erste, ein Knabe, ward durch der Aerzte Ungeschicklichkeit getödtet; die beiden übrigen, ein Knabe und ein Mädchen, durfte die Mutter nicht erziehen, wie sie es gerne gewollt hätte. „Ihr Sohn Philipp, geb. 1674, erbte von ihr die ganze Kraft, die ganze Eigenthümlichkeit ihres Geistes, ward ihrer mütterlichen Obhut aber so frühe entrissen, dass aus dem Sprösslinge der ehrbarsten Mutter ein greulicher Wüstling wurde, und kaum konnte man aus den Trümmern seines zerrütteten Lebens die reichbegabte, geniale Natur des Prinzen erkennen. In der Geschichte ist dieser Prinz durch seine lüderliche Reichsverweserschaft während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. sattsam bekannt“.

Elisabeths Tochter schloss eine glückliche Ehe mit dem Herzoge von Lothringen und ward Mutter des späteren Gemahls der österreichischen Maria Theresia. Liselotte ist also einerseits die Ahnfrau von Louis

Philipps Herrscherhaus, anderseits Urgrossmutter der unglücklichen Marie Antoinette.

Im Jahre 1701 starb Elisabeths Gatte, und von nun an steht sie fast allein. Und ihre Einsamkeit ward für sie eine Quelle des Trostes, denn an die Stelle der rauschenden Vergnügen des glänzenden Hofes war in Versailles eine bigotte und heuchlerische Frömmelei getreten, an die Stelle der reizenden Lavallière, der stolzen Montespan trat eine alte Cokette, Mme. de Maintenon, welche aus ihrer pharisäerischen Frömmigkeit Capital zu schlagen wusste. „Elisabeths helle Augen durchschauten das Lügenspiel dieser Frau, und Maintenon hasste sie dafür, um Elisabeths eigene Worte zu gebrauchen, ärger als den Teufel. Die Maintenon trug diesen Hass auch auf Elisabeths Sohn, den Herzog von Orléans, über und suchte ihn in seiner Eigenschaft eines designirten Reichsverwesers aus dem Testamente des Königs hinauszudrängen. Aber Liselotte stand zu hoch in der Gunst des Monarchen. Diesem hatte von Anfang an das kerngesunde Wesen der Pfälzerin imponirt, er hegte für sie eine scheue Achtung, da sie unter allen den Falschen die einzige Ehrliche war. In den Jahren seines Glanzes hatte sie dem Könige offen und keck die Wahrheit gesagt, während Alles noch schmeichelte und log. In den Zeiten des Alters und des Verfalles blieb sie dem Könige treu ergeben und suchte gern die Gesellschaft des von seinem Glücke verlassenen Monarchen. Ludwig war für bessere Gefühle nicht unzugänglich, und noch auf seinem Sterbebette erkannte er an, wie sehr er die Ergebenheit seiner Schwägerin zu schätzen gewusst“.

Ludwigs Tod im Jahre 1715 brachte ihren Sohn Philipp, wie schon gesagt, als Reichsverweser auf den Thron; denn Ludwigs Urenkel, der spätere Ludwig XV., war damals noch ein Kind von fünf Jahren. Elisabeth wies jede Einmischung in die Politik auch jetzt von der Hand. Sie meinte, das arme Land sei lange genug durch Weiber, alte und junge, regiert worden, darum sei es besser, wenn einmal die Männer herrschten. Die Pietät ihrer Kinder tröstete die Vereinsamte. Dem Herzoge von Orléans fehlte es weder an Geist noch an Herz, er vergass seine Pflichten gegen die Mutter nie. Elisabeth freute sich dieser Liebe und schreibt einmal von ihm: „Er ist ein guter Bub und hat ein gut Gemüth".

Der einzige Genuss, den unsere Herzogin in ihrem Alter kannte, war die Lectüre und die Correspondenz mit ihrer Tante in Hannover, mit ihren Halbgeschwistern, der Familie Degenfeld und mit andern Verwandten in Italien, Spanien und England. Leopold von Ranke hat Auszüge aus ihren Briefen an Sophie von Hannover, Wolfgang Menzel solche aus ihrer Correspondenz mit den Degenfeld herausgegeben, Prof. Holland endlich veröffentlicht die ganze Correspondenz des Degenfeld'schen Familienarchives, so dass wir über 1500 Druckseiten dieses langjährigen und eifrigen Briefwechsels besitzen.

Elisabeths Briefe sind ein ebenso werthvolles als anziehendes Monument der Culturgeschichte; die Schreiberin gibt sich da in ihrer ganzen köstlichen Naivetät und drolligen Derbheit, der rheinländische Humor sprudelt überall in ursprünglicher Fülle. Manche Stellen

dieser Briefe dürfte man allerdings hier nicht abdrucken, und auch unter denjenigen Auszügen, welche ich zu geben beabsichtige, findet sich hie und da ein Ausdruck, der die delikaten Ohren eines heutigen Publikums nicht eben angenehm berührt. Allein die historische Treue wollte schlechterdings nicht gestatten, diesen Charakterzug ganz zu verwischen. Ich musste die Liselotte wenigstens aus der Ferne und für Augenblicke zeigen, wie sie war, und wie sie zu sprechen und zu schreiben pflegte. Manches übrigens ist auch auf Rechnung der guten alten Zeit und ihrer naiven und rohen Ausdrucksweise zu setzen. Ein Beispiel soll dies klar machen. Ich sagte oben, dass Elisabeth in Strassburg von ihrem Vater Abschied nahm. Mehrere Jahre später passirte sie diese Stadt abermals, und wie sie an dem Gasthofe zum Ochsen vorbeikommt, da ergreift sie die herbe Erinnerung an die bittere Trennung dergestalt, dass sie lange weinen muss. Wie zart und schön würde diese Empfindungen ein Mädchen unserer Tage geschildert haben! Wie drückt sich dagegen unsere Liselotte aus? „Wäret ihr in Strassburg gewesen," so schreibt sie an ihre Halbschwester, „wir würden mit einander geheult haben. Denn wie ich bin bei dem Ochsen vorbeigefahren, ist es mir eingefallen, wie ich meinen Herrn Vater das letzte Mal da gesehen. Da ist mir das Flennen so greulich ankommen, dass ich's nicht hab verhalten können; und der gute Kopestein und ich, wir haben mehr als eine Stunde miteinander geweint. Ich hab ihn ganz lieb drum".

Das Weinen besiegte ihren fröhlichen Humor und

ihre angeborne Lebenslust noch manches Mal, doch niemals gründlicher, als in den letzten Monaten des Jahres 1688 und in den ersten des folgenden Jahres, das heisst in jener Schreckenszeit, wo Ludwig XIV. in ihrem Namen auf die durch den Tod ihres Bruders herrenlos gewordene Rheinpfalz Anspruch erhob und das Land mit seinen Truppen besetzen liess. Man weiss, wie durch das energische Auftreten Wilhelms von Oranien, Königs von England, welcher Ludwigs Eroberungspolitik überall bekämpfte und schliesslich auch siegreich und furchtbar zu Schanden machte, — man weiss, sage ich, wie durch Englands feindliche Haltung Ludwig gezwungen wurde, die Rheinpfalz aufzugeben, man weiss auch, welche Banditenrache der französische Machthaber an den unschuldigen Pfälzern und ihrer Habe verübte. „Man verbrenne die Städte, die Flecken, die Dörfer, man lege das ganze Land öde," so lautete der furchtbare Ukas von Versailles. Zum Glück fand sich einige Menschlichkeit bei den Vollstreckern dieser Befehle. So wurden beispielsweise in Heidelberg nebst dem Schlosse nicht über 30 Häuser in Asche gelegt. Aber des Jammers blieb immer noch genug. Man kann sich denken, wie unserer Elisabeth zu Muthe war, als sie vernehmen musste, wie in ihrem Namen ihre geliebten Landsleute gemordet, in ihrem Namen das theure Heidelberg zerstört wurde. Noch im letzten Jahre ihres Lebens (1722) schreibt sie, dass die Flammen von Heidelberg sie im Schlafe heimsuchen.

Diese historischen Auseinandersetzungen mussten vorausgeschickt werden, um das Verständniss der folgenden Briefauszüge zu ermöglichen. Noch sei bemerkt,

dass aus Elisabeths besten Jahren verhältnissmässig nur wenige Briefe uns erhalten sind. Dagegen fliessen etwa vom Jahre 1698 an die Quellen reichlich und ohne erhebliche Unterbrechung. Das Bild, welches wir aus denselben gewinnen, ist also vorwiegend dasjenige einer betagten und schwergeprüften Frau, deren natürliche Heiterkeit durch des Schiksals herbe Schläge zwar vielfach beeinträchtigt und in ihrem Grundtone getrübt, dennoch aber nie überwunden und vernichtet erscheint.

Wie sah denn unsere Herzogin aus? So fragen Sie vor Allem. Ein Brief des Jahres 1698 liefert uns folgende humoristische Schilderung: „Ihr müsst meiner sehr vergessen haben, wenn Ihr mich nicht unter die Hässlichen rechnet. Ich bin es all meine Tage gewesen und noch ärger durch die Blattern worden. Zu dem ist meine Taille monströse in Dicke, ich bin so vierecket wie ein Würfel, meine Haut ist röthlich, mit gelb vermischt. Ich fange an grau zu werden, meine Stirne ist runzelig, meine Nase ist ebenso schief, wie sie es immer gewesen, aber durch die Kinderblattern sehr brodirt, sowohl als beide Backen. Ich habe die Backen platt, grosse Kinnbacken, die Zähne verschlissen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es grösser und runzeliger geworden. So ist meine schöne Figur bestellt, liebe Amelisse!"

Und im November 1706 beantwortet sie einen Dankbrief für den Empfang ihres Portraits mit folgenden Worten: „Ich muss von Herzen lachen, dass Ihr findet, ich sehe schön und wohl aus. Wenn ein gross, dick Gesicht, platt Maul und kleine enge Augen was

Schönes sind, so bin ich es gewiss und werde noch alle Tage schöner; denn ich werde noch alle Tage dicker".

Ihre rauhe Haut entschuldigt sie folgendermassen: „Ich weiss wohl, wie es ist, wenn man sich auf der Jagd von der Sonne verbrennt; denn das ist mir gar oft geschehen, dass ich von Morgen acht bis Abends in der Sonne gewesen, dass ich roth wie ein Krebs nach Hause bin kommen und das Gesicht ganz verbrennt hatte, darum habe ich jetzt so eine braune, rauhe Haut".

Die Corpulenz der Herzogin suchte dieselbe seit dem einundvierzigsten Jahre heim, sie fiel ihr um so lästiger, da sie von kleiner Statur war. Gleichwohl liess sie sich niemals beikommen, nach damaliger Mode hohe Absätze an den Schuhen zu tragen, ebensowenig als ihre rauhe Haut durch kosmetische Mittel zu verbergen. In letzterer Hinsicht schreibt sie einmal: „Ich hasse alle Schminke und bin mein Lebtag mit keinem Geschmier umgangen".

Was Elisabeth von Anfang an und für immer am meisten zuwider war, das war die französische Küche. Ihre Klagen in dieser Hinsicht sind ebenso energisch als naiv. „Ich speise lieber auf Englisch als auf Französisch," schreibt sie, „die englische Küche ist reinlicher und desshalb mehr nach meinem Schmack. Ich kann die Ragouts nicht leiden, noch Fleischbrühe, noch Suppen; ich esse nur Hammelsschlegel, gebratene Hühner, Nierenbraten, Rindfleisch und Salat". In ergötzlicher Weise seufzt Elisabeth nach den Delicatessen der bürgerlichen Küche ihrer Heimat. „Was ich wohl essen möchte, wäre eine gute Biersuppe, das thut

einem nicht weh im Magen. Das kann man aber hier nicht bekommen, denn das Bier taugt nichts. Auch hat man hier keinen braunen Kohl, noch gutes Sauerkraut. Dies alles würde ich herzlich gern mit Euch essen, wollte Gott, ich könnte so glücklich werden". Und an einer anderen Stelle heisst es: „Guten Kohl, Sauerkraut, Schinken und Knackwürste schmeckten mir viel besser, und einen guten Krautsalalat mit Speck, diese delicaten Speisen sind meine Sach. — Was die Suppen angeht, so könnte ich ausser Weinsupp, Biersupp und Habermehlsupp gar keine essen."

Caffee, Thee und Chocolate waren unserer Prinzessin, als sie nach Frankreich kam, ganz neue und somit sehr verdächtige Getränke. Bekanntlich wurde das Caffeetrinken erst unter Ludwig XIV. Mode, und Mme. de Sévigné hat sich in doppelter Weise getäuscht, wenn sie gesagt, dass der Geschmack des Publicums an Racine's Tragödie ebenso schnell vergehen würde wie sein Geschmack am Caffeetrinken. Elisabeth glaubt ihre deutschen Verwandten ausdrücklich vor dem Genusse dieses schädlichen Getränkes warnen zu sollen. Die Aerzte verordneten ihr einst täglich zwei Becher von dem unliebsamen Safte, und sie verwünscht die Cur mit folgenden Worten: „Ich finde, der Caffee riecht abscheulich. Der verstorbene Erzbischof von Paris hat ebenso gerochen. Das ekelt mich. Ich kann überhaupt weder Caffee noch Thee noch Chocolate vertragen. Thee kommt mir vor wie Heu und Mist, Caffee wie Russ und Feigenbohnen, und die Chocolate ist mir zu süss".

Die königliche Tafel bot zwei tägliche Mahlzeiten,

das Frühstück um ein Uhr und das Diner um zehn Uhr Abends. In den letzten zwanzig Jahren von Ludwigs Regierung ging es an dieser Tafel stille genug zu. „Obgleich wir 14 bis 17 Personen an des Königs Tafel sind," schreibt Elisabeth 1705, „so geht es da stiller her als in einem Nonnenrefectorium. Ein jedes isst vor sich weg und wird kein Wort gesprochen noch an kein Lachen gedacht". Später speiste die Herzogin meist allein. Dies behagte der lebhaften Frau allerdings nicht recht. Sie sagt hierüber: „Ich speise Mutters allein und eile mich soviel als möglich, denn es ist verdriesslich, allein zu essen und zwanzig dienende Kerls um sich zu haben, die einem ins Maul sehen und alle Bissen zählen. Ich esse derohalben in weniger Zeit als eine halbe Stunde. Abends 10 Uhr soupire ich mit dem König, da sind wir fünf oder sechs an Tafel, jedes isst vor sich weg wie in einem Kloster, ohne ein Wort zu sagen als etwa heimlich zum Nachbar."

Einen genauen Bericht über die Eintheilung ihres Tages erstattet Elisabeth in einem späteren Briefe. Hier heisst es: „Ich will Euch wohl mein Leben sagen. Alle Tage ausser Sonntag und Donnerstag stehe ich um neun Uhr auf, hernach kniee ich nieder und verrichte mein Gebet und lese meinen Psalm und einige Capitel aus der Bibel. Hernach wasche ich mich so sauber als ich kann. Nachher schelle ich, dann kommen meine Kammerweiber und ziehen mich an. Um drei Viertel auf elf bin ich angethan, dann lese ich oder schreibe. Um 12 Uhr gehe ich in die Messe, welche keine halbe Stunde währet. Nach der Messe rede ich mit meinen oder mit anderen Damen. Um

ein Uhr präcis geht man zur Tafel. Das dauert höchstens eine Stunde. Gleich von der Tafel gehe ich in meiner Kammer eine Viertelstunde auf und ab, danach setze ich mich an meinen Tisch und schreibe. Halb sieben lasse ich meine Damen holen, gehe eine Stunde spazieren, dann wieder in meine Kammer bis zum Nachtessen. Ist das nicht eine rechte Einsiedelei? Zuweilen fahre ich auf die Jagd, das währet eine Stunde, zwei aufs höchste, dann wieder in meine Kammer. Auf der Jagd bin ich ganz allein in einer Kalesche und schlafe oft ein, wenn die Jagd nicht zum besten geht. Man speist um zehn Uhr zu Nacht, um drei Viertel auf elf geht man von Tafel; dann ziehe ich meine Uhren auf, thue mein Sackzeug in einen Korb und lege meine Kleider ab. Das ist mein Leben, welches eben nicht lustig ist".

Wenn wir sieben Jahre zurückgehen, so finden wir noch etwas grössere Abwechslung in diesem monotonen Stundenplan. Unter dem Datum 1698 berichtet Elisabeth: „Viermal die Woche habe ich Schreibetag, Montag nach Savoyen, Mittwoch nach Modena, Donnerstag und Sonnabend schreibe ich grosse, mächtige Briefe nach Hannover. Abends fahre ich mit Monsieur (ihrem Gatten) spazieren. Dreimal die Woche fahre ich nach Paris und zweimal jage ich".

In ihren rüstigen Jahren war unsere Liselotte eine leidenschaftliche Jägerin gewesen. Das Reiten hatte sie zwar erst in Frankreich gelernt, aber sie jagte zu Pferde so kühn wie irgend eine. Sie nennt sich einmal einen alten Jäger, sagt, sie hätte an die 1000 Hirsche jagen helfen, und bedauert, in ihrem Alter

nicht mehr zu Pferde, sondern nur zu Wagen die Jagd mitmachen zu können. In Fontainebleau und andern königlichen Schlössern fehlte die Gelegenheit des edlen Waidwerks allerdings nicht. Noch im Jahre 1706 berichtet Elisabeth: „Alle Tage wird hier gejagt; Sonntags und Mittwochs jagt mein Sohn; des Königs Hunde jagen am Montag und am Donnerstag. Am Dienstag und am Samstag jagt der Kronprinz den Wolf; an andern Tagen sind Reh- und Hirschjagden. Wären alle Jagdzüge beisammen, so hätten wir an die 1000 Hunde“.

Das Reiten über Stock und Stein lief nicht immer gut ab. „Ich habe manchen braven Fall im Jagen gethan,“ schreibt die Herzogin. „In 26 Mal dass ich gefallen bin, habe ich mir ein einzig Mal wehe gethan, das hat mich so beherzt gemacht im Rennen“. Elisabeth schreibt dieser gesunden Bewegung ihr hohes Alter und ihr Wohlbefinden zu, und wir werden nicht irre gehen, wenn wir auch ihr lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur mit dieser Freude am Jägervergnügen zusammenbringen. Ein wilder Wald ist ihr lieber als ein künstlich aufgeputzter Ziergarten, Wiesen und Bäche entzücken sie, und ein Landaufenthalt kommt ihr herrlich vor gegenüber einer Residenz in dem langweiligen Paris.

Mit dieser Liebe zur freien Natur geht ihre Liebe zu den Thieren, besonders zu den Hunden, Hand in Hand. Wie viel weiss sie von ihren lieben „Hündgern“ zu erzählen! Denn mit diesem provinziellen Worte bezeichnet sie die treuen Gefährten ihrer einsamen Stunden. Ich kann mir nicht versagen, einige cha-

rakteristische Stellen über ihre Hunde anzuführen: „Wie ich sehe, so hat mein armer Bruder selig die Hunde nicht weniger geliebt als ich, aber Ihr müsset sie nicht so lieb haben, weil Ihr so proper sein wollt. Man muss den armen Hündgern wohl was zu Gute halten". „Das braune Hündchen lebt noch und hat mehr Verstand als nie, ich habe es herzlich lieb". — Im Jahre 1702 gibt sich von ihrem Zimmer eine ansprechende Schilderung. Sie spricht von dem Blumenflor ihrer Fenster, von zwei Papageien, einem Kanarienvogel und nur acht Hunden, mit welchen sie ihr Zimmer theile. „Eine meiner Hündinnen," fügt sie bei, „ist eben im Kindbett in meinem Cabinet". — An mehreren Stellen merkt sie an, dass einer ihrer Hunde auf den Tisch gesprungen und die frischgeschriebenen Worte ihres Briefes verwischt habe. Und als einmal im Walde von Fontainebleau ihre Kutsche umgeworfen, da erzählt sie nicht ohne Befriedigung, wie ihre sieben Hunde alle gut davon gekommen, und nur einer Ehrendame ein halbes Wagenfenster in die Achsel gedrungen sei.

Der plötzliche Tod ihres Gatten veranlasst Elisabeth, über ihre ökonomische Lage sich auszulassen. Wegen des kostspieligen Haushaltes, den sie standesgemäss zu führen gezwungen war, blieb sie auch bei grossen Einkünften eine sehr arme Frau. Der König setzte ihr zwar eine freigebige Jahresrente von 450,000 Franken aus, aber dies reichte, wie es scheint, noch nicht. Hören wir ihre eigene Darstellung: „Es ist mir nicht möglich, meine deutschen Verwandten zu unterstützen, so gerne ich das auch thun wollte. Meinen Haushalt kann ich nicht vermindern, da die Stellen

alle gekauft sind. Des Königs Jahrgeld reicht nicht hin; ich muss noch alle meine pfälzischen Gelder zusetzen. Ausserdem hat mein Gatte über 200,000 Thaler von meinem Heirathsgute verthan und mein Heirathscontract ist so beschaffen, dass ich ohne des Königs Zustimmung über nichts verfügen könnte, sollte ich auch Millionen erben. Ich habe nichts Eigenes als den Stuhl, den meine Tante brodirt hat, und den, wo ich jetzt d'rauf sitze. Der erste Tag des Monats ist der einzige, an dem ich Geld habe; freilich finde ich auch guten Credit. Ich werde nicht in Geld, sondern nur in Zeddeln bezahlt, die erst in mehreren Monaten an der Casse eingelöst werden. Das Rechnungswesen verstehe ich nicht, und meine Diener und Schatzmeister betrügen mich abscheulich". — Hiezu merke ich an, dass die letzten Jahre von Ludwigs Regierung bekanntlich in Folge der langen Kriege und der Verschwendungen des Hofes finanziell so entblösst waren, dass der Köuig in eigener Person den Pariser Banquiers den Hof machen musste, nur um wieder einige Vorschüsse zu erhalten.

Schon aus dem bisher Gesagten kann geschlossen werden, dass die Herzogin, besonders seit dem Tode ihres Gatten, am französischen Hofe keine beneidenswerthe Freiheit genoss. Diese Unfreiheit hatte ihre Quelle theils in der lästigen Hofetiquette, theils in den ängstlichen Vorsichtsmassregeln der damaligen Diplomatik, theils endlich in persönlichen Zerwürfnissen mit massgebenden Personen. So viel ist sicher, dass Elisabeths Briefe nach dem Auslande durch die Polizei erbrochen und gelesen wurden, dass die Prinzessin

Frankreich nicht verlassen durfte, ohne des Königs specielle Erlaubniss nicht einmal Versailles auf 24 Stunden quittiren konnte. Auch beim Könige wusste die Maintenon ihr den Zutritt zu erschweren, und die vertraulichen Augenblicke in Ludwigs Cabinet, welche sie früher nach der Abendtafel in ungezwungener Weise sich hatte nehmen dürfen, wurden ihr von nun an selten gewährt.

Wir begreifen jetzt ihre trüben Reflexionen in Briefstellen wie die folgenden: „Mein lustiger Humor, so mir früher Alles leicht machte, ist mir greulich hier im Lande vergangen. Wer ihn hier nicht verliert, wird ihn ewig behalten. In dieser Welt findet man kein grosses Glück; wenn man einen nur ruhig leben lässt, so ist das Alles, was man prätendiren kann. Könnte ich ganz allein bleiben, so wäre ich zufrieden, aber ich bin gezwungen, fortwährend mit Leuten umzugehen, die mir entweder gleichgültig oder geradezu verhasst sind. Wenn es ein Zeichen ist, dass man von Gott geliebt wird, sofern man an der Welt Ueberdruss empfindet, so hat mich der Allmächtige gewiss sehr lieb; denn man kann der Welt nicht überdrüssiger sein als ich es bin“.

Nach solchen Geständnissen fragen wir billig, wie die Prinzessin den Rest ihres Lebens gewürzt habe. Wir haben zwar oben schon eine Antwort auf diese Frage gegeben, indem wir ihr Bücherlesen und ihr Briefschreiben als ihre hauptsächlichen Zeitvertreibe bezeichneten. Die Kehrseite dieser bescheidenen Genüsse findet sich in der Aufzählung alles dessen, was sie nicht liebte. Sie gesteht es selbst, dass sie weder

Politik, noch Philosophie, noch Theologie verstehe. Sie kennt ferner keine fremde Sprache mit Ausnahme des Französischen. Die Oper ist ihr gleichgültig, und die italienische Musik ist ihr geradezu verhasst. Ueber letztere lässt sie sich in comischer Weise also vernehmen: „Die langen Fredons sind mir das widerlichste Gesänge von der Welt, man bleibt eine Viertelstunde auf einer Silbe oder auf einem Vocale, alle die ha ha ha und he he he kann ich einmal nicht leiden". — Auch Kleider und Moden sind ihr ganz und gar gleichgültig. Sie sagt von sich, sie sei 99mal unter hundert schief coiffirt, aber sie frage nichts darnach. Bälle und Maskeraden haben ihren Reiz für sie längst verloren. Von dem unter Ludwig XIV. so leidenschaftlich gespielten Lansquenet berichtet Elisabeth Folgendes: „Hier in Frankreich wird fast immer Lansquenet gespielt. Aus zwei gar starken Ursachen spiele ich nicht. Die erste ist, dass ich kein Geld habe, und die zweite, dass ich das Spiel nicht liebe. Das Spielen ist hier greulich hoch, und die Leute werden wie toll, wenn sie spielen. Das eine heult, das andere schlägt mit der Faust auf den Tisch, dass die ganze Kammer zittert, der Dritte lästert Gott, dass einem die Haare zu Berge stehen, Summa, Alle sind wie verzweifelte Menschen, welche einem bange machen, sie nur anzusehn". — Aber auch dem in den letzten Jahren von Ludwigs Regierung sehr in Aufnahme gekommenen Schachspiele konnte Elisabeth keinen Geschmack abgewinnen. Sie sagt davon: „Ich finde es zu schwer für meinen schlechten Hirnkasten". Endlich verstand sie sich zu ihrem Leidwesen weder aufs Haushalten noch auf weibliche Arbeiten.

Man begreift jetzt, wie die Herzogin so viele Zeit aufs Briefschreiben verwenden konnte. Die Armuth ihrer Genüsse scheint übrigens im engsten Zusammenhange mit ihrer dürftigen, nur aufs Nothwendigste sich beschränkenden Erziehung zu stehen; denn durch die Berührung mit Kunstfreunden und durch das Anschauen von Kunstgegenständen erwachte in ihr eine gewisse Bewunderung für die Antike, für die Bilder der französischen Maler, für die Werke der Graveurs: die Medaillen und die geschnittenen Steine. Von den beiden letztern legte sie eine Sammlung an, die sie mehrmals erwähnt.

Eine entschiedene Liebhaberei hegte Elisabeth für das französische Lustspiel. Gerne kommt sie auf dieses Capitel zu sprechen. So schreibt sie unter anderem an ihre Halbschwester: „Ihr seid sehr fromm, am Sonntag nicht auszugehen. Ich halte übrigens Besuche für gefährlicher als die Comödie. In dieser letzteren kann man sich doch nicht an seinem Nächsten versündigen durch harte Reden und Urtheile. Wenn man die Kirche besucht hat und seine Schuldigkeit gegen Gott gethan, so ist das Theater gewiss ungefährlicher als die Gesellschaft". — Elisabeth hat ihre eigene Theorie über das Theater als Surrogat der kirchlichen Erbauung. „In der Kirche lehrt man es unangenehm, aber in der Comödie wird es angenehm vorgestellt, wie die Tugend belohnt und das Laster gestraft wird". Sogar über die Geschichtsschreiber ihrer Zeit stellte sie die Comödie, indem sie anführt, dass die Motive der comischen Handlung in der Regel keine anderen als die richtigen sind, während diejenigen der Historien

oft nur in den Köpfen der Historiker spuken. — Gegen die Kirche selbst nimmt Elisabeth die Comödie also in Schutz: „Ich habe Euch schon einmal meine Meinung gesagt über die Priester, so die Comödien verbieten, sage also weiter nichts, als das, wenn die Herren ein wenig weiter als ihre Nase sehen wollten, würden sie begreifen, dass das Geld an den Comödien nicht übel angelegt ist. Erstlich sind die Comödianten arme Teufel, so ihr Leben dadurch gewinnen. Zum andern macht die Comödie Freude, Freude gibt Gesundheit, Gesundheit Stärke, Stärke macht besser arbeiten. Also sollten sie es mehr gebieten als verbieten.“ Man muss sich hier daran erinnern, wie damals noch und bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein, das Theater und der Schauspieler von der Kirche förmlich verflucht und geächtet waren. So hatte Molière kaum eine Stelle in geweihter Erde finden können, und als 1730 die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur starb, musste sie auf dem Schindanger begraben werden, weil der Bischof den Kirchhof feierlich untersagte. Es ist ein gutes Zeichen, dass unsere Elisabeth vor Allem die Lustspiele Molière's liebte, und es ist bezeichnend für ihren vorurtheilsfreien Geist, dass sie unter diesen Stücken dem Tartüff den Vorzug gab.

In dem bisher Mitgetheilten fanden wir Anklänge an Elisabeths religiöse Ansichten, gehen wir jetzt auf diese Seite ihrer Persönlichkeit näher ein.

In der reformirten Religion erzogen, hatte Elisabeth trotz ihres Uebertrittes zur katholischen Kirche, die religiösen Traditionen ihrer Kindheit bewahrt. Sie freut sich, dass man ihr am Hofe von Versailles nicht

verbiete, ihre Bibel zu lesen und ihre Psalmen zu singen. „Ich lese alle Morgen drei Capitel in der deutschen Bibel, das heisst einen Psalm und ein Capitel aus dem alten, und ein Capitel aus dem neuen Testament. Wenn ich irgend eine Hinderung voraussehe, so lese ich einige Capitel im Voraus. Meine Gebete mache ich selbst, dazu brauche ich kein Buch. Auf geistliche Lectüre halte ich nicht viel. Ich weiss nicht, ob geistliche Bücher im Englischen angenehmer sind, aber im Deutschen und Französischen finde ich sie alle bitter langweilig, mit Ausnahme der Bibel, deren ich niemals müde werde. Alle anderen schlafen mich ein“.

Mit dem Kirchenschlaf, besonders an Nachmittagen, hat Elisabeth viel zu kämpfen. Sie schreibt mehrmals über diesen delicaten Punct. Im Jahre 1705 widmet sie demselben eine längere Stelle. „Man hat mich nie gefilzt, in der Kirche zu schlafen. Ich habe mir's so stark angewöhnt, dass ich es nicht mehr lassen kann. Wenn man morgens predigt, schlafe ich nicht, aber Nachmittags widerstehe ich selten. So geht es mir auch im Opera, da schlafe ich häufig, aber nie in der Comödie. Ich glaube, dass der Teufel wenig dran denkt, ob ich in der Kirche schlafe oder nicht. Denn schlafen ist eine indifferente Sache, keine Sünde, sondern nur eine menschliche Schwachheit. Wenn Du, liebe Schwester,“ fügt Elisabeth scherzend bei, „einmal predigen willst, so verspreche ich Dir, nicht einzuschlafen, und weil Du eine fröhliche Christin bist, so hoffe ich, du werdest auch den Himmelsweg mit Geigen behenken“. — Vergleichen wir hiezu noch eine andere Stelle: „Ich bin der schönen Predigten unwürdig;

denn ich kann das Schlafen nicht lassen. Der Ton des Predigers schläft mich gleich ein. Hörte ich eine französische Predigt, so würde ich sie aus Gewohnheit ganz durchaus ausschlafen".

Aus solchen Aeusserungen dürfen wir indess nicht schliessen, dass Elisabeth in religiösen Dingen gleichgültig und frivol gewesen sei. Ihr fleissiges Bibellesen war keine leere und bloss äusserliche Uebung. Unter dem Einflusse ihrer confessionellen Erziehung hatte sie sich im Gegentheile über die Gnaden- und Prädestinationslehre sehr bestimmte Ansichten gebildet, die sie an vielen Stellen mit Ernst und Nachdruck wiederholt. Man halte nur folgende Aeusserungen zusammen: „Ich kann nicht glauben, dass das Beten einen ewigen Rathschluss Gottes abändern könne. Unser Herrgott, der das Verhängniss bestimmt, hat Alles wie mit Ketten aneinander gehenkt, damit Alles geschehe, was geschehen muss. — Eines zieht das Andere nach, wir können nicht dazu und haben Gott zu danken, wenn wir tugendhaft handeln; denn es ist eine reine Gnade. Alles ist Verhängniss in dieser Welt".

Diese strengen, fatalistischen Ansichten führen sie indess in der Praxis zu den mildesten Grundsätzen. Sie betrachtet Andersdenkende mit Mitleid, nicht mit Abscheu. Die Hauptsache, meint sie, sei nicht was man glaube, sondern was man thue. Die Priester sollten also nicht den Glauben, sondern nur die Laster verfolgen. Anderswo wirft sie die Frage auf: „Wie kommt es, dass Menschen, welchen einerlei gesagt wird, doch nicht einerlei Glauben haben?" Und sie antwortet: „Die Ursache ist, dass unser Herrgott, wie

es scheint, die Differenz und Aenderung liebt. Denn die Menschen sind so verschieden von Humoren und Opinionen als von Gesichtern, und da die Organe verschieden sind, so kann die Wirkung nicht dieselbe sein. Es ist eine besondere Gnade Gottes, wie diejenige von Pfingsten, wenn alle diejenigen, so unterrichtet werden, einerlei verstehen".

Auf diesem Wege gelangt unsere Herzogin zu den liberalsten Sätzen religiöser Duldung. Man glaubt oft einen Voltaire predigen zu hören. „Ich bin gar kein Apostel und finde es in der Ordnung, wenn ein Jeder nach seinem Gewissen glaubt. Sollte man meinem Rathe folgen, so wäre nie kein Zank in religiösen Fragen. Man sollte einen jeden glauben lassen, wie er es versteht". Der letzte Gedanke wiederholt sich genau in dem bekannten Worte Friedrichs des Grossen: „Ich will, dass in meinem Lande ein jeder auf seine Façon selig werde".

Man kann sich denken, dass Elisabeth mit grossem Schmerze Zeuge jenes Umschwunges in der französischen Politik war, durch welchen Ludwig XIV. aus einem toleranten Machthaber ein engherziger und grausamer Feind seiner protestantischen Unterthanen wurde. Elisabeth that, was immer in ihren Kräften stand, und hat auch wirklich manchen französischen Protestanten von den Galeeren befreit oder vor diesen bewahrt. „Es ist mir leid," sagt sie im Hinblick auf solche Ereignisse, „wenn ich die armen Christen verfolgen sehe. Hätte ich Credit, so würde Jedermann wohl in Ruhe bleiben".

Elisabeth hatte, wie sie selbst gesteht, keine Philosophie studirt, aber sie correspondirte mit einem grossen

Philosophen, mit Leibniz, und die religiösen Unionsbestrebungen dieses Mannes fanden offenbar einen nachklingenden Wiederhall in ihrem menschenfreundlichen Gemüthe. „Seid Ihr denn so einfältig," schreibt sie an ihre Halbschwester, „dass Ihr meinet, die Katholischen haben keinen rechten Grund des Christenthums? Glaubt mir, der Grund ist bei allen Religionen derselbe: Was den Unterschied betrifft, so ist das eitel Pfaffengezänk, das uns gemeine Leute nichts angeht. Die Hauptsache ist, christlich leben und barmherzig sein, und uns der Tugend befleissen. Dies allein sollte man den Christen predigen, nicht aber nachgrübeln über alle Puncte, wie sie zu vertehen seien". — An einer andern Stelle spricht sie sich für die gemischten Ehen aus: „Man sollte allen Christen gestatten, mit einander zu heirathen und die Kirche zu besuchen, welche sie wollen, so würde mehr Einigkeit unter ihnen sein als jetzt".

Auch aus anderen Stellen geht hervor, dass schon in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts jene freisinnigen Ideen in der Luft lagen, welche ein halbes Jahrhundert später die Encyklopädisten in allen Tonarten predigen sollten. In dieser Hinsicht ist mir namentlich folgender Passus aus dem Jahre 1697 aufgefallen: „Es gibt nur eine echte Religion in dieser Welt, nämlich die der ehrlichen Leute, und weil man nicht ehrlich leben kann, man lebe denn nach den Evangelien, so muss das ganz gewiss die rechte Religion sein". Hier notire ich den Ausdruck: „die Religion der ehrlichen Leute," da viele Jahre später „la religion des honnêtes gens" als ein Schlagwort Voltaire's und der Philosophen figurirt, allerdings mit

etwas veränderter Bedeutung, indem dort der Ausdruck geradezu die Religion der Gebildeten im Gegensatze zu derjenigen des Pöbels bezeichnet.

Wenn man sich daran erinnern will, in welcher bigotten Umgebung die alternde Herzogin lebte, so findet man ihre satirischen Ausfälle auf die Geistlichkeit sowohl als auf die scheinheilige Frommthuerei nicht unberechtigt. Allerdings betrachtet Elisabeth die Geistlichen aller Confessionen mit einer an Verachtung streifenden Abneigung. Sie meint, die Pfarrherren seien nicht gar zeitvertreiblich, sie erblickt in ihnen die hauptsächlichsten Hindernisse einer religiösen Einigung, Pedanten, Streithähne, ehrgeizige kleine Tyrannen, welche im Namen Gottes auf den eigenen Vortheil ausgehen. Dem Gedanken nach stimmt sie ganz mit Voltaire überein, wenn dieser schreibt: „Wer mir heute sagt: glaube wie ich, oder Gott wird dich strafen, der wird mir morgen sagen: glaube wie ich, oder ich bringe dich um“. Mit einem Seitenblick auf das scheinheilige Treiben von Versailles warnt Elisabeth vor der Bigotterei. „Allzugrosse Devotion macht Manche zu Narren,“ meinte sie, und fügt dann schelmisch hinzu: „Ich glaube nicht, dass ich hievon jemals närrisch werde“.

Gleichwie Elisabeth in Religionssachen zwischen Gott und sich keinen Mittelmann leiden wollte und mit der Bibel in der Hand gegen Predigten sowohl als gegen Erbauungsschriften eine kühle Selbstständigkeit beobachtete, so befliss sie sich, gegenüber den Heilkünstlern des Leibes ein festes Programm durchzuführen. Ein damaliger Arzt war in der That in

zahlreichen Fällen ein Individuum, das man im Interesse persönlicher Sicherheit sich vom Leibe halten musste. Die Preservativcuren waren an der Tagesordnung. Ludwig XIV., auch wenn er sich ganz wohl befand, musste sich fortwährend Aderlasse, Purgirungen, Klystire gefallen lassen, und über diese Operationen kamen regelmässige Bulletins heraus, als wäre der König krank gewesen. Hören wir, wie unsere Prinzessin in diesem Puncte sich zu helfen wusste: „Ich bekümmere mich wenig um der Doctoren Ungeduld. Als ich den meinigen gewählt, habe ich's ihm zum Voraus gesagt, dass er keinen blinden Gehorsam von mir fordern könne, dass ich ihm zwar erlaube, seine Meinung zu sagen, sich aber nicht zu ärgern, wenn ich sie nicht befolge; dass meine Gesundheit und mein Leib mir angehören, ich sie also gouverniren wolle, wie ich es à propos finde. Die Doctoren müssen was von ihrer Kunst reden, um sich nöthig zu machen. Ich finde aber nichts Gelehrteres als die Natur und lasse diese walten. Wenn sie einmal fehlt, so ist's immer noch Zeit, sich mit Quacksalberei zu plagen. Die Doctoren können selten eine Krankheit heilen, wie wollten sie einer Krankheit zuvorkommen! Wenn man sich ans Doctoriren gewöhnt, so wird die Natur faul, und man findet sich gezwungen fortzufahren, welches ein elendes Leben macht" (vom Jahre 1705).

Die Schicklichkeit gestattet nicht, interessante Mittheilungen, welche Elisabeth über die damaligen Sitten Frankreichs und das Leben und Treiben unter der Regentschaft ihres Sohnes macht, hieherzusetzen. Man weiss, wie verdorben jene Zeit war, wie die un-

natürlichsten Laster damals offen getrieben wurden, und die schlimmsten Züge der römischen Kaiserzeit wiederholten. Elisabeth schreibt über alle diese Dinge mit ihrer gewohnten, ausführlichen Keckheit und warnt aufs eindringlichste davor, die Söhne des deutschen Adels nach Frankreich zu schicken.

Elisabeth ist stolz darauf, eine Deutsche zu sein. Je älter sie wird, um so mehr nimmt ihr Heimweh nach dem Vaterlande zu. Sie jubelt über jeden deutschen Besuch und schreibt einmal: „Ich höre so gerne, wie es in Deutschland zugeht. Bin wie ein alter Kutscher, der noch gerne die Peitsche knallen hört, auch wenn er nicht mehr fahren kann“. Sie fürchtet, dass ihr langjähriger Aufenthalt in Frankreich ihr Deutsch verschlechtert habe, und sie ist glücklich, wenn Leibniz ihr das Zeugniss gibt, sie schreibe gar nicht übel. Sie mag auch keinen Franzosen ihre Muttersprache radebrechen hören: „Es ist ein Ick und Ack, das ich nicht leiden kann“.

Besass Deutschland in ihr eine treue Tochter, so war sie anderen Nationen, zumal den Engländern und den Franzosen, desto abgeneigter. Der Aufenthalt in dem glatten Frankreich machte sie oft traurig und verstimmt; Frankreich scheint ihr voll falscher Teufel. Auch die Engländer stehen ihr nicht an, die englische Bosheit scheint ihr ein stehender Zug in der nationalen Physiognomie dieses Volkes zu sein, und einmal sagt sie geradezu: „In meinem Sinne gibt es keine widerlichere Nation als die englische. Sie sind zu boshaft und zu neidisch, als dass man sie lieb haben könnte“.

Die galanten Löwen von Versailles kommen bei

Elisabeth schlecht weg. Der von allen Damen so vergötterte Herzog von Richelieu z. B. war ihr eine widerwärtige Erscheinung. „Es ist,“ sagt sie von ihm, „ein klein Krötchen, so ich gar nicht schön finde, hat keine Minen und noch weniger Courage, ist impertinent, untreu und indiscret. Ich heiss ihn nur den Heinzelmann; denn er gleicht diesem Kobolde wie zwei Tropfen Wasser“.

Ceremonien und Förmlichkeiten waren ihr in der Seele verhasst. Sie seufzt mehr als einmal über die nichtige Grandeur, die, wenn sie nicht mit Macht gepaart sei, einem nur zur Last werde, sie nennt sich ein andermal „eine rechte Victime de la Grandeur“ und meint, sie wäre weit glücklicher, wenn sie „ein Mannsmensch und ein Kurfürst“ hätte sein dürfen.

Elisabeth besitzt den alten deutschen Ritterstolz, der auf den französischen durch häufige Missheirathen mit königlichen Bastarden verunreinigten Adel nicht ohne Verachtung herabschaut. „Es kann mich toll machen, dass ich aus der Haut fahren möchte, wenn ein deutscher Pfalzgraf hieher kommt und ihm ein lumpiger Duc de France den Rang streitig machen will“. In solchen Zügen erkennt man ganz die Natur ihres Vaters, der nicht viel auf Ceremonien hielt, aber in Wuth gerathen konnte, wenn man die Würde seines Hauses antastete.

Am Hofe war Elisabeth, wie man sich denken kann, weder verstanden noch geliebt. Man nannte sie nur die stolze Pfälzerin (la fière Palatine); denn als Stolz deutete man ihre Zurückhaltung und ihren Wider-

willen gegen die Unsitten der Zeit. Der Herzog von Saint Simon, der getreue Chronist des Hofes Ludwig XIV., hat sie aber richtig gewürdigt, wenn er sie also beurtheilt: „Sie war eine Fürstin aus der alten Zeit, anhänglich an Ehre, Tugend, Rang und Grösse. In Sachen des Anstandes war sie unerbittlich; eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, dabei gerade, in ihren Sitten wahr und bieder“. So zeichnet sie der Franzose und der Zeitgenosse nach persönlichen Eindrücken, und so erscheint Elisabeth auch wirklich in ihren Selbstbekenntnissen, d. h. in ihren Briefen.

Bis ins hohe Alter behielt Elisabeth ihren munteren Humor. Als sie fühlte, wie ihre Kräfte allmählich abnahmen, konnte sie immer noch über ihre Lage scherzen: „Ich werde zuletzt noch ganz austrocknen, wie meine Schildkröten, die ich einst zu Heidelberg in meiner Kammer hatte“. Manchen Trost brachte ihr die Theilnahme ihres Sohnes, der keine kindliche Pflicht versäumte. „Seine Visiten sind mir gesunder als das China, sie thun mir nicht weh im Magen und erfreuen mir das Herz, er verzehlt mir als etwas Possirliches, so mich lachen macht; denn er hat Verstand und verzehlt gar artig“.

„Kleine Unpässlichkeiten wurden ungeschickt behandelt, und so musste ihre Natur allmählich erliegen. Krank besuchte sie noch die Krönung Ludwigs XV. zu Rheims. Sie wollte, schrieb sie, das liebe Kind noch sehen in seiner irdischen Herrlichkeit und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehen. Sie starb im October 1722 als die Letzte des simmerischen Kurfürstenthums, als die Stammmutter der Königs-

dynastie Louis Philipps von Orléans. Kräftiger, sagt Ludwig Häusser, konnte der simmerische Stamm nicht enden, ein frischeres Reis konnte dem alternden Stamme der Bourbonen nicht eingeimpft werden, als dieses gesunde und reine Blut der pfälzischen Fürstin.“

Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

„Zweierlei," sagt Schiller, „gehört zum Poeten und Künstler, dass er sich über das Wirkliche erhebt, und dass er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo Beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verlässt er mit dem Wirklichen auch das Sinnliche und wird Idealist, — wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch. Oder er bleibt bei dem Wirklichen stehen, wird realistisch, und, wenn die Phantasie fehlt, knechtisch und gemein".

Diese Worte, welche der grosse Dichter nicht ohne bedeutsamen Seitenblick auf die blutlosen Schöpfungen der deutschen Romantik geschrieben, bezeichnen so einfach als richtig den Kern einer mitunter falsch gestellten ästhetischen Frage; denn oft schon ist der Irrthum begangen worden, Ideales und Reales von vorne herein als Dinge zu betrachten, die sich feindlich entgegenstehen, sich nothwendig ausschliessen. Ganz im Gegentheile zeigt nun Schiller, wie beide Elemente

gleich unerlässliche Bedingungen des Kunstwerkes sind. Subjectiv aufgefasst, können sie allerdings in feindlichen Gegensatz zu einander treten. Je nachdem nämlich der Künstler dieses oder jenes Element einseitig betont, nennen wir ihn einen Realisten oder einen Idealisten, — ein Gegensatz der Richtung, welcher so alt ist als die Kunst; denn schon Sophokles pflegte, nach Aristoteles' Zeugniss, zu sagen: „Euripides zeichnet die Menschen wie sie sind, ich aber zeichne sie wie sie sein sollten".

Künstler und Welt, Subject und Object, sind und bleiben zweierlei und selbst die knechtische Nachahmung wird eines subjectiven Beisatzes sich nicht entschlagen können. Kein Gemälde, keine Statue, keine Dichtung wird jenes Angebinde gänzlich abzuweisen je im Stande sein. Der relative Procentsatz beider Elemente bestimmt die sogenannte Schule, das einseitige Vorherrschen dieses oder jenes Elementes constituirt eine Verneinung, ihr harmonisches Gleichgewicht eine Bejahung der ästhetischen Vollendung. Der reine Realismus ist im Reiche der darstellenden Kunst ebenso unmöglich als der reine Idealismus: denn ein mechanischer Abdruck, eine Photographie fallen ausserhalb des Gebietes der Kunst, und ein Typus ohne reale Unterlage ist anderseits zwar denkbar, aber nicht darstellbar. So vermag also auch der krasseste Realist sein theoretisches Ideal der reinen Copie nicht durchzuführen. Lasst einen und denselben Gegenstand von zwei auch noch so gesinnungstreuen Realisten copiren, die Reproduction wird jederzeit ein verschiedenes Gepräge, abweichende Nuancen der Auffassung zeigen.

Nach dieser theoretischen Verständigung muss ich den Blick des Lesers nochmals auf Schillers Ziel zurücklenken. Das antike Ideal, welches in Deutschland Göthe's geniale Plastik und Schillers sittlicher Ernst vielleicht auf Kosten germanischer Ursprünglichkeit betonten, gab einer an sich nicht unberechtigten, an vielfachen Anregungen fruchtbaren, wenn auch in ihren Leidenschaften verwerflichen, in ihren Thaten erbärmlichen Reaction, der romantischen Schule, Anstoss und Dasein. Eine ähnliche Reaction gegen das antike Ideal machte um dieselbe Zeit sich in Frankreich geltend.

Die Revolution hatte ihre Vorbilder im Alterthum, und zwar namentlich in der römischen Republik entdeckt. Klassische Reminiscenzen, Consuln und Proconsuln, Tribune und Legionen, Catilina und der tarpeische Felsen, das waren die Schemen, welche die Phantasie ihrer Redner umflatterten; — und die Praxis entsprach der Theorie. Statt den traditionellen Organismus einer centralen Administration, einer bureaukratischen Bevormundung durch ein volksmässiges Selfgovernment und eine lebenskräftige Autonomie der Gemeinde zu ersetzen, gab man sich schliesslich mit der pseudoantiken Umtaufung der bestehenden Beamtenhierarchie zufrieden.

Im Gebiete der Litteratur und der Kunst spukte zwischen 1789—1800 abermals das Alterthum, wenn nicht der Geist, so doch die Namen, von Griechen und Römern. Davids Malerschule opferte das Colorit der Linie und die bunten Bedingungen der harten Wirklichkeit dem einfachen, von keinem schreienden Gegen-

satze gebrochenen Typus. Die klassicirenden Dichter des Directoriums und der Kaiserzeit ihrerseits kutschirten weiter im ausgefahrenen Geleise Racine's und Boileau's und wurden so, da Jene bereits ein modernes Echo der Alten gewesen, zum Echo eines Echos.

Aber auch in Frankreich sollte eine nationale Reaction nicht ausbleiben. Wenn wir absehen wollen von den Ideen und Bestrebungen der Frau von Staël, so verband sich auch hier jene Reaction zunächst mit monarchischen und ultramontanen Tendenzen. Im letzten Jahre des 18. Jahrhunderts, in den Tagen, da in deutschen Landen Ludwig Tiecks dramatisch-lyrische Schöpfung Genoveva die Wetterscheide des romantischen Quellengebietes zog, sass in einer öden Kammer Londons ein französischer Emigrant, der in mystischer Verzückung und unter heissen Thränen Voltaire und das Heidenthum abschwor, und das Sanctum seiner exaltirten Phantasie mit christlichen Göttern zu möbliren sich das feierliche Wort gab, — der grosse Schauspieler René de Chateaubriand. Schon einige Jahre früher (1796) hatte Graf Joseph de Maistre mit den „Betrachtungen über Frankreich“ die ultramontane Mine gelegt, welche zwanzig Jahre später so lärmend explodiren sollte. Sagt er doch selbst: „La grande explosion de mon succès n'eut lieu qu'en 1815“. Hatte Novalis das Buch seines französischen Bundesgenossen gelesen, als er 1799 so leidenschaftlich das Recht der freien Forschung befehdete, den Richtern Galilei's Beifall zollte, Galilei's Entdeckung „eine Verhöhnung unserer Erde nannte, welche die Verhöhnung auch des Himmels nach sich ziehen würde“? So viel ist gewiss,

dass Novalis' Logik mit der des savoyischen Grafen bis in's Einzelne der Argumente stimmt.

Während Friedrich Schlegel in Berlin für den Katholicismus Propaganda macht, erscheint in Paris Chateaubriands Buch vom Geiste des Christenthums. Hüben und drüben wird das Christenthum als eine Quelle des ästhetischen Genusses, als eine „prédilection d'artiste“ empfohlen. Den Ausdruck selbst hat Hettner in einem Briefe W. Schlegels gefunden, der ihn einer französischen Correspondentin gegenüber als Motivirung seiner katholischen Sympathien verwendet.

Während nun diesseits des Rheines „das Heimweh nach der Heimat“ unsere Romantiker in den Schooss der Alleinseligmachenden und in die Dämmerung des Mittelalters treibt, wird drüben die sentimentale Phantastik Chateaubriands, die ultramontane Logik Maistre's, die patriarchale Mystik Bonalds durch die politische Abmachung des Concordates gekrönt. Jeder weiss, wie am Ostertage des Jahres 1802 die Aussöhnung mit Rom im feierlichsten Pompe begangen ward. Zufrieden blickte der erste Consul von der Höhe seines rothen Frackes auf das Festgepränge und die wogende Volksmenge und wandte sich zum alten Haudegen Dumas mit der triumphirenden Frage: „Nun, mein General, was meinen Sie zu dem?“ — „Ich meinerseits,“ versetzte der Angeredete, „vermisse nur Eines, nämlich die paar Hunderttausende, welche ihr Leben gelassen haben, um das zu stürzen, was wir heute wieder aufrichten.“

Der Geist jener Reaction dachte anders. Während unsere deutschen Romantiker, ein Adam Müller, ein Friedrich Schlegel, ein Zacharias Werner und andere

morsche Wüstlinge im Schoosse der katholischen Kirche Thron und Altar feierten und in den „trüffelduftenden Regionen der österreichischen Diplomatie“ nach einem letzten Genusse sich umsahen, schoss der ultramontane Samen Chateaubriands und Maistres in üppige Halme und die sentimental gestimmten Jünglinge von 1820, die Lamartine und die Hugo, wussten ihrerseits von nichts Höherem zu singen als vom Throne und vom Altar, vom König und vom Priester. Noch 1824 sang der fromme Hugo den frommen Lamartine also an: „Auf demselben Wagen wollen wir streiten, führe du die Lanze, ich werde die Rosse lenken“. Ja sogar Béranger erzählt uns in seiner Autobiographie, wie er unter dem allgewaltigen Eindrucke von Chateaubriands Génie du Christianisme ein christliches Epos begonnen und, freilich nicht für lange, durch den wiederaufgenommenen Kirchenbesuch sich poetisch zu kräftigen und aufzufrischen gesucht habe!!

Wenn wir unsere Parallele auf das ästhetische Gebiet allein beschränken, so müssen wir bekennen, dass die französische Romantik von vorne herein einen entschiedenen Vorsprung der deutschen Romantik gegenüber besass, indem ihre Sentimentalität den realistischen Boden nie verliess, den poetischen Inhalt nur selten in der blossen Stimmung suchte. Chateaubriand hätte schwerlich die Ansicht Friedrich Schlegels unterschrieben, welche dieser in dem romantischen Kernsatze niederlegt: „Es ist der Anfang der Poesie, die Gesetze der Vernunft aufzuheben. Das ist romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt,“ — und ebensowenig, was Tieck behauptet,

wenn er schreibt, dass die Stimmung den Inhalt zu ersetzen vermöge und beifügt: „Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichtes ausmachen?“ — Und wiederum hätten die deutschen Romantiker sich wohl gehütet zu schreiben, was Chateaubriand am Schlusse seines René dem alten Priester Souel in den Mund legt: „Nichts in deiner Geschichte, o Jüngling, verdient das Mitleid, welches man dir hier erweist. Ich vermag in dir, mein René, nichts anderes zu sehen als einen jungen Träumer, der eigensinnig an seiner Traumwelt festhält und wie ein Thor diesem Eigensinne seine gesellschaftlichen Pflichten opfert. Man ist noch lange kein Genie, wenn man die Welt in widerwärtiger Beleuchtung erblickt, nur der beschränkte Mensch kann die Menschen hassen. Mach' deine Augen auf und dein Weltschmerz wird in nichts zerfliessen“. Das hätten jene thatenscheuen Phantasten, die unseren Schiller vornehm ignorirten, weil ihnen sein sittlicher Ernst in der Seele zuwider war, die nachgerade auch mit Göthe haderten, als er seinen Wilhelm Meister durch die fröhliche That und die stärkende Erfahrung des Lebens erzog, — niemals unterschrieben, niemals selbst geschrieben!

Der Realismus der französischen Romantik tritt uns bei Chateaubriand nicht nur in glänzend colorirten Naturschilderungen, in den künstlich naiven Scenen des antiken Lebens seiner Märtyrer, sondern auch in der grob sinnlichen Behandlung seines Himmels, seiner Hölle und seines Fegfeuers entgegen. Das Alles dürfte beweisen, dass während die deutsche Romantik erst mit Tiecks Novellen, deren erste 1821 erscheint, in den

Bereich des Realismus hinüberlenkt, die französische in ihrem Anfange schon den realistischen Charakter nicht verleugnet. So gross nun auch die Entfernung sein mag, welche einen Roman Zolas von einer Dichtung Chateaubriands nach Form und Inhalt trennt, so lassen sich doch unschwer die Kettenglieder entdecken, die zwischen diesen mehr scheinbaren als wirklichen Extremen den Zusammenhang herstellen. Diese Uebergänge aufzusuchen und in Kürze nachzuweisen, wird nun meine Aufgabe sein.

Nachdem die Oper des Kaiserreiches, die von Talma angeregte Einführung des historischen Kostüms auf der tragischen Bühne, die realistischen Tendenzen der französischen Maler — Géricaults epochemachendes Bild „Schiffbruch der Fregatte Medusa“ zierte die Ausstellung des Jahres 1819 — die Passion für die Localfarbe geweckt, nachdem später die kühnen Kritiker des Globe mit gewinnender Beredtsamkeit und überzeugender Logik die Theorie der französischen Romantik entwickelt hatten, schritten die jungen Lyriker Frankreichs beherzt voran in die sich öffnende Bresche, trieben die Klassiker aus ihrer stärksten Position, dem Théâtre français, setzten Shakespeare auf den von Racine geräumten Thron und bald liess sie ihr realistischer Instinct und der trunkene Uebermuth des Sieges vor keinem Wagnisse mehr zurückbeben. Aus Deutschland drangen romantische Elemente ein. Des feinen Löwe-Weimars wohlberechnete Ueberarbeitung zeigte unseren Romantikern das Phantastische in den wilden Schöpfungen Callot-Hoffmanns; der Cultus des Charakteristischen (coleur locale), des Hässlichen, die Ver-

wendung des malerischen Wortes, Effecthascherei überhaupt wurde ihnen nachgerade zum ersten Kunstgebote und das Groteske begnügte sich täglich weniger mit „dem Winkel des Bildes“, den Hugo's Programm vom Jahre 1827, die Vorrede zu seinem Drama Cromwell, ihm angewiesen hatte. In dem wohlwollenden Pessimisten, dem ächt künstlerisch angelegten Mérimée, dessen ironische Objectivität und kühle Besonnenheit dem alten Olympier in Weimar um so mehr imponirte, als er den jungen Franzosen im Besitze einer Reife sah, die er selbst erst in den Jahren der Manneskraft errungen, — in Mérimée schliesst die realistische Tendenz der Romantik einen folgenschweren Bund mit dem Vater des neufranzösischen Materialismus, mit Heinrich Beyle, der sich Stendhal (nach Sainte Beuve hergenommen von Steinthal, Winckelmanns Geburtsort) nannte, einem Manne, der das Erbe des Baron Holbach seinen verdutzten Zeitgenossen mit der unverschämten Prätention einer nagelneuen Erfindung überliefert, seinen Atheismus und seine Rohheit in der Gewandung physiologischer Kunstausdrücke auf dem Gebiete des Romanes und der Kunstgeschichte entfaltet, dem Ideal und der Sitte einen ruchlosen Krieg erklärt.

Nachdem 1830 der Doppelsieg über König Boileau und König Karl errungen war, löste sich die geschlossene Phalanx der Romantiker wie die der Politiker. Ein jeder begann auf eigene Faust zu operiren und wenn noch eine gemeinsame Losung blieb, so war es das Feldgeschrei: „Frappez fort! — Dick aufgetragen!“ und „L'art pour l'art! Die Kunst ist frei!“, eine Formel, mit welcher die französischen Romantiker, wie einst

unsere deutschen Romantiker mit ihrer „künstlerischen Ironie," das Recht der subjectiven Willkür sich zu wahren suchen. Die Rosse des Wagenlenkers Hugo gehen mit ihrem Kutscher durch und auch Lanzenführer Lamartine wird bald mit dem „Sturze seines Engels" (La chute d'un ange, 1836) einen schweren realistischen Fall thun. Göthe verfolgt nicht ohne böse Ahnungen die Entwicklung jenes pathologischen Processes, den er mit den oft citirten Worten kennzeichnet: „Das Klassische ist das Gesunde und das Romantische das Kranke".

Es war Sonntags den 14. März 1830, als Göthe im Gespräche mit seinem getreuen Eckermann sich also äusserte:

„Ich bin der Meinung, dass diese im Werden begriffene poetische Revolution der Litteratur selber in hohem Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern aber, die sie bewirken, nachtheilig sei. Bei keiner Revolution sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Missbräuchen; aber ehe man es sich versieht, steckt man tief in Blutvergiessen und Gräueln. So wollen auch die Franzosen bei ihrer jetzigen litterarischen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form, aber dabei bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen neben der Form auch den bisherigen Inhalt. Die Darstellung edler Gesinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären, und man versucht sich in Behandlung von Verruchtheiten. An die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teufel, Hexen und Vam-

pyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müssen Gaunern und Galeerensclaven Platz machen. Dergleichen ist pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publikum diese stark gepfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerem begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt sein will und nicht gross genug ist, auf eigenem Wege zu gehen, muss sich dem Geschmacke des Tages bequemen, ja es muss seine Vorgänger im Schauerlichen noch zu überbieten suchen. In diesem Jagen nach äusseren Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenweise, gründliche Entwickeln des Talents und Menschen von Innen heraus ganz ausser Acht gelassen. Das ist aber der grösste Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewohl die Litteratur im Allgemeinen bei dieser augenblicklichen Richtung gewinnen wird."

„Wie kann aber," versetzte Eckermann, „ein Bestreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Litteratur im Allgemeinen günstig sein?"

„Die Extreme und Auswüchse, die ich bezeichnet habe", erwiederte Göthe, „werden nach und nach verschwinden; aber zuletzt wird der sehr grosse Vortheil bleiben, dass man neben einer freieren Form auch einen reicheren, verschiedenartigeren Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannigfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschliessen. Ich vergleiche die jetzige litterarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswerth ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige

wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werkes ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingrediens eintreten, ja man wird das augenblicklich Verbannte, das Reine und Edle, bald mit desto grösserem Verlangen wieder hervorsuchen".

Die Diagnose der Krankheit ist richtig gestellt, die Symptome sind genau beschrieben, aber wenn Göthe's Optimismus eine Heilung leicht und nahe bevorstehend glaubte, so hatte er sich sehr verrechnet; denn schon drängte eine neue Generation nach, welche den Realismus immer ausschliesslicher pflegte und an die Stelle der romantischen Sentimentalität das „Temparament" setzte: die Musset, die Gautier und die Balzac.

Um die ganze Kluft zu bemessen, die den Romantiker von 1820 von einem Realisten des Jahres 1830 trennt, wollen wir eine Stelle aus Alfred de Vigny's 1832 geschriebenen Stello mit der aus demselben Jahre stammenden Vorrede der „Jeunes France" von Theophile Gautier vergleichen. Im siebenten Capitel von de Vigny's Buch, das den Titel führt: „Un credo, ein Glaubensbekenntniss," richtet der Idealist Stello an den Realisten die Frage: „Wo waren Sie, schwarzer Doctor?" Und der schwarze Doctor antwortet mit erschreckendem Gleichmuthe: „Am Bette eines sterbenden Dichters". Stello seufzt tief auf und nachdem er sich einen Augenblick gesammelt, beantwortet er des schwarzen Doctors Frage, ob auch er vielleicht ein Dichter sei, mit folgendem „im einförmigen Tone eines Abendgebetes" vorgetragenen Credo:

„Ich glaube an mich, weil ich tief im Herzen eine geheime, unsichtbare, unerklärliche Macht verspüre,

die einer Ahnung der Zukunft, einer Offenbarung der mysteriösen Ursachen der Gegenwart gleich kommt. Ich glaube an mich, da in der Natur keine Schönheit sich findet, die mir nicht poetischen Schauer einflösst, mein Inneres nicht stürmisch erregt, mir die Augen nicht mit göttlichen, wunderbaren Thränen füllt. Ich glaube fest an eine mir übertragene, unaussprechliche Sendung; an diese glaube ich wegen des grenzenlosen Mitleids, das die Menschheit mir einflösst, sie, die meine Leiden theilt; ich glaube an jene Mission wegen meines inneren Dranges, durch Worte der Liebe Andere zu trösten, zu heben. Dann schwebt die süsse Täuschung, der Phönix mit den goldenen Fittigen auf meine Lippen nieder und ich singe! Ich glaube an den ewigen Kampf des inneren Lebens gegen das äussere Leben, welches die Seele öde macht, uns anwidert".

Sentimental, aber edel und ernst! Der Dichter erscheint hier als das gottbegnadigte Wesen, das ja auch Göthe in seinem Tasso als ein Wesen besonderer und höherer Art geschildert hat:

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur" etc.

Vergleichen wir nun das Credo der jungen Generation. Wir finden es in der Vorrede von Gautiers Novellenkranz „Les Jeunes France". Sie sprudelt von frecher Laune und üppiger Sinnlichkeit.

„Meine Vorrede," heisst es da unter Anderem, „meine Vorrede geht vor Allem den Ideen aus dem Wege. Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist! — Doch, halt da! — Gibt es für mich denn überhaupt noch etwas Heiliges? — Ich schwör's bei meiner Seele,

an die ich freilich nicht so recht zu glauben vermag, — bei meiner Mutter, an die ich wenigstens einigermassen glaube . . . . Früher glaubte ich an Alles, sogar an Alles, was man druckt, an Grabschriften und an Zeitungen, ja ich glaubte an die Tugend des Weibes! —

„Woher ich stamme? Aus den Pyrenäen, — bin aber gleichwohl Stockpariser, so dass ich noch keine Sonne habe aufgehen sehen, und Weizen von Hafer zu unterscheiden ausser Stande bin. — Eine dreistündige Droschkenfahrt ist meine längste Reise. Eine idyllische Landpartie! Wir speisten im Freien. Fliegen fielen mir in's Glas, Raupen krochen mir die Beine hinauf. Als ich aufstand, zeigte meine weisse Beinbekleidung einen grünen Fleck, Ihr wisst an welcher Stelle. Ich sah eine Pflanze, pflückte sie, — es soll eine Nessel gewesen sein. Sie brannte mich, dass ich Blasen bekam. Und das heisst Landleben und Poesie!

„Mein politisches Credo ist einfach. Nach tiefen Meditationen über den Sturz der Throne bin ich zu folgenden Resultaten gelangt: „— 0“. — Was ist eine Revolution? Ein verworrener Knäuel von braven Leuten, die in den Strassen auf einander schiessen und um die Wette Scheiben einschlagen. Den Profit von all dem haben die Glaser und allenfalls die Gemüsegärtner; denn wo ein Held begraben liegt, da sollen im Frühjahr die süssen Erbsen besonders üppig gedeihen. — Ist das Schiessen und Scheibeneinschlagen zu Ende, so steckt man eine neue Fahne auf und irgend ein Quidam schleicht sich sachte heran nnd setzt sich auf den Thron.

„Was hältst du von der Kunst? So fragt Ihr. Die Kunst, die halte ich für Schwindel. Nach meiner An-

sicht gibt es nur einen Künstler, den Seiltänzer. Und gewiss habe ich Recht. Denn um über's schlaffe Seil zu laufen, braucht es zehnmal so viel Kunst als um zwanzig Wagenlasten fünfactiger Trauerspiele zu componiren.

„Und die Moral? Was die Moral anlangt, so erscheint mir nichts winziger und unbedeutender als das Laster, ausgenommen eines Weibes Tugend.

„Was ich endlich von der Liebe halte? Ich bin ein prädestinirter byronischer Schmachter. Da mir die Natur einen grünlichen Teint verliehen und ich mitunter kreideweis aussehe, so finden mich die Damen zum Fressen satanisch, allerliebst byronisch! Weltschmerzler in optima forma! Ich meinerseits bin fest entschlossen, diese vortheilhafte Meinung auszubeuten. Sämmtliche Spielarten des Don Juantypus gedenke ich in einem Collectivcharakter zu vereinigen. Aus allen braunen und blonden Locken, die meine Schönen mir geschenkt und schenken werden, lasse ich eine Matratze machen".

Das Credo schliesst mit den bezeichnenden Worten: „Zum Henker mit dem Vers und der Prosa! Ich bin von nun an Lebemann! Je suis un viveur maintenant".

Hier liegt denn in der That des Pudels Kern. In einem Zuge ist man jetzt Poet und Viveur, Dichter und Lebemann. So sprechen 1830 schon die Jungfranzosen und bald auch die Jungdeutschen. Emancipation des Fleisches heisst das Ding mit seinem vornehmeren Namen. Mit den Resten der romantischen Sentimentalität wird man freilich nicht so leichten Kaufes fertig. Während vom Einen die Empfindungs-

religion als ein überwundener Standpunkt verhöhnt wird, huldigt ein Anderer den alten und den neuen Göttern zugleich. In der doppelten Gestaltung ächt romantischer Selbstironie und sentimentalen Katzenjammers sucht er jenen Dualismus künstlerisch zu gestalten. Neben Gautier und die optimistischen Epikuräer, die keiner Reue fähig sind, stellen sich Naturen wie Musset und Heine, in denen Lust und Schmerz nicht nur zum Schein um die Herrschaft ringen. Aber auch heute ist der Romane wiederum sinnlicher als der Germane. Rascher durchdringt der Realismus die Form und schonungsloser arbeitet er dem Materialismus in die Hände. Der gute Geschmack der gebildeten Welt leistet anfänglich Widerstand. Mussets und Gautiers erste Erfolge waren keine Salonerfolge, sie wurden vielmehr in den Kreisen der Künstler und Studentenwelt, d. h. in denjenigen Regionen errungen, aus welchen sie hervorgegangen waren und deren kecke und cynische Sprache sie geborgt hatten. Die überschäumende Lebenslust mit ihrem übermüthigen Tone, ihrem ruchlosen Muthwillen, ihrer anmuthigen Frivolität, ihrer sinnlichen Gluth, ihrem rasenden Behagen an den Reizen des Weibes, am schimmernden Luxus des Costüms, mit ihrem heissen Verlangen nach dem Genusse und nach dem, was Genuss verschafft, dem blinkenden Golde, — sie barg in der That nicht nur für den sittlichen Ernst, sondern auch für den ästhetischen Geschmack einen widrigen Bodensatz: Cynismus, Blasirtheit, gebrochene Manneskraft, verfrühtes Greisenthum, ein ruhmloses, ein erbärmliches Ende! — Es muss zur Ehre der französischen Kritik gesagt werden,

dass sie in jeder Form und bei jeder Gelegenheit ihren Protest gegen die Invasion des poetischen Materialismus eingelegt hat. Wie oft und ernst hat die Revue des deux Mondes sich ausgesprochen! In einem Artikel über Theophile Gautier (v. Jahre 1852) spricht es der bewegliche und so oft verblümte Sainte Beuve einmal mit dürren Worten aus: „Man dichtet heute mit dem Temperament, man schreibt mit Blut und Muskeln, man ist Poet und Lebemann zugleich! — aber eines schönen Morgens vermisst man seine Jugend und — siehe da! Auch die Muse ist entflohen! Herrlich strahlen und strotzen sie in ihrer Jugendfülle, — aber nie erreichen sie die Höhe der männlichen Vollkraft! Das ist der geheime Schaden, an dem die Dichter von heute kranken!" Wir Deutsche denken hier nicht ohne Schmerz an Heinrich Heine. Dem sinkenden Musset gegenüber ist er der Starke, denn Mussets reiche Kraft war längst versiegt, als Heines heroischer Geist den Qualen der Matratzengruft noch fort und fort den Sieg abtrotzte. Heines Siechthum schloss ein Jahr vor Mussets schlaffem Ende. Obgleich durch Lindaus Biographie die vernichtenden Urtheile Laprades, Pontmartins und Vitets dem deutschen Leser hinlänglich bekannt sind, wage ich es die ernsten und vielsagenden Worte des Letztgenannten zu wiederholen. Sie zeichnen die Schule des Temperamentes zu wahr und treffend, um hier nicht eine Stelle finden zu sollen.

„Wir haben heute herrliche Systeme, die uns den Dichter als ein absonderliches Wesen hinstellen, das anderen Gesetzen gehorcht als die übrigen der Sterblichen. Einst hielten sich die Dichter verpflichtet, ihrem

Talente durch Antrengung zu Hülfe zu kommen. Sie lebten der Arbeit und ordneten Vergnügen und Interesse dem Ruhme unter. Verbrauchte Mittel! Ueberlebte Methode! Ueberwundener Standpunkt! Heute schlägt man bequemere Wege ein, um das Ziel des Ruhmes zu erreichen. Man sucht die Gesellschaft, vergeudet seine Jugend, übersättigt sich mit Vergnügen. Das gilt heute für die Lehrzeit, die jeder geniale Dichter durchzumachen hat. Aus einer beispiellosen Vergünstigung macht man so ein bindendes Gesetz. Was Gott nur in übergrosser Gnade gewähren kann, das fordert man als sein Recht."

„So oft ich solche Blasphemie aussprechen höre, muss ich an eine kleine in der nächsten Nähe von Rouen gelegene Hütte denken. Eine bescheidene Wiese und drei bis vier Apfelbäume sind ihr einziger Schmuck. Hier ist der Cid geschrieben worden. Corneilles naive Grösse wusste nichts davon, dass er durch sein Leben in dieser armen Behausung die Flamme seines Genius ersticke und seinen Ruhm vernichte. Er fürchtete Gott, ehrte die Pflicht und das Gebot, reiste nur in Gedanken, hatte keine Abenteuer als diejenigen, die er seine Helden bestehen liess, und fühlte trotzdem keine Leere in seinem Herzen. Er suchte die Aufregung nicht draussen, wenn er die Freude hatte, schöne Verse zu schreiben und Frau und Kinder um sich zu sehen."

Die Schule des Temperamentes hat aber nicht nur ihre Märtyrer, sondern auch ihre siegreichen Athleten. Gautier ist ihr charakteristischer Typus. Weniger fein und empfindsam als Musset, in der Linie des

Temperamentes consequenter und robuster, hat seine unverwüstliche Natur ihre Rolle 40 Jahre lang mit Glück gespielt, seine realistische Ader ist lange und reich geflossen, hat seine Dichtung mit breitem gallischem Humor gewürzt, seine Form mit plastischem Relief versehen und mit warmen Farben gesättigt. Als ein äusserer Mensch hat Gautier gelebt und geendet. Stendhals selbstgefertigte Grabschrift gilt auch seinem Steine: „Scrisse, visse, amò!“ Auch eine Schule hat Gautier gegründet: „L'école de l'art pour l'art“, deren Jünger sich als die Phantasiekünstler (artistes fantaisistes) bezeichnen. Die meisten der lyrischen Epigonen Frankreichs sind von Musset und Gautier ausgegangen, vom formgequälten, pretiosen Baudelaire bis zum weinerlichen Realisten Coppée. Das Manifest seiner Schule hat Gautier (1835) in die scandalöse Vorrede eines scandalösen Romans „Mademoiselle de Maupin“ niedergelegt. Sie kündet die optimistische Phase des französischen Realismus an, den lustigen Rausch vor dem pessimistisch gelaunten Katzenjammer. Diese Phase kennzeichnet sich durch die kecke Ungebundenheit einer heiteren, muthwilligen, insolenten Sinnlichkeit, die vor allem keinerlei Tendenz im Reiche der Kunst zu dulden gewillt ist, die dichtet und erzählt um des Liedes und des Mährchens willen, in der des Dichters Laune (fantaisie de l'artiste) die Garantie ihrer wilden Freiheit erblickt. Der praktische Materialismus dieser Schule hat eine rosige, keine düstere Färbung, ist cynisch ohne Misanthropie, wendet sich nicht mit Affenliebe dem Cultus des Hässlichen zu, um in dessen knechtischer Copie den Triumph der

Kunst zu suchen oder in der schreienden Darstellung des socialen Elends den Hass der Armen zu stacheln. Endlich meidet es die sentimentale Declamation der Romantiker als Heuchelei zugleich und als Geschmackssünde. Das alles ist in jener Vorrede möglichst herausfordernd und unanständig vorgetragen. Der Verfasser derselben erklärt unter Anderem, er würde sein Vaterland mit sammt dem französischen Bürgerrechte nicht nur für Raphaels Gemälde, sondern auch für Gyges Kunstgenuss in Kandaules Kammer hingeben. Anderswo sagt er: „Ich bin ein Mann aus Homerischer Zeit. Die heutige Welt ist nicht die meine und mir geht das Verständniss für die Mitwelt ab. Christus ist nicht für mich zur Welt gekommen, ein Heide bin ich wie Phidias weiland und Alkibiades“. Den Utilitätsrittern erklärt er einen Krieg auf's Messer: „Lieber keine Kartoffeln mehr als keine Rosen“. — „Wer hätte die Stirne, dem Michel-Angelo den Erfinder des weissen Senfes vorzuziehen?“ — „Alles Nützliche ist hässlich, denn es ist der Ausdruck eines Bedürfnisses, und des Menschen Bedürfnisse sind ekelhaft wie seine Gebrechen“. — Man sieht, hier klingt es nach Griechenthum und nach Leo X. Aber der Materialist verbindet das Behagen am Trivialen mit der Freude am Schönen, und das ethische Moment, das Gute, wird mit breitgeschnittener Feder ausgestrichen! So dachten und lebten die Jungfranzosen von 1830. Ihr Realismus ist eine lärmende Reaction gegen die fade Sentimentalität und die hohle Phrase der Lamartine'schen Lyrik. Der besiegte Lamartine fand nichts gerathener als sich dieser Richtung zu accommodiren. Hugos edlere und gehalt-

vollere Natur neigte zum pessimistischen Realismus und opferte niemals ihren idealen Kerngehalt.

Wenn wir nun einen Blick auf die Gebietseroberungen des optimistischen Realismus werfen, so gestaltet sich die topographische Situation der französischen Litteratur am Tage nach der Julirevolution etwa so. Die romantische Schule hatte ihre Nation mit einer eigenen Lyrik beschenkt, aber ohne bleibenden Erfolg hatte sie es versucht, das historische Drama an die Stelle der klassischen Tragödie zu setzen und im Romane war sie über die mittelmässige Nachahmung W. Scotts nicht hinausgekommen. Jetzt bemächtigten sich die Viveurs mit Macht dieser letzteren Gattung. Wie eine Lawine stürzte der Roman in die Thalgelände der Litteratur und droht sie sammt und sonders unter seinen Massenproductionen zu begraben.

Die unerschöpflichen Erzähler kurzweiliger Abenteuer, die Romanciers de cape et d'épée, die Erben der alten Ritter- und Räuberromane führt der Mulatte Alexander Dumas an, ein industrieller Mohr von Venedig, der wie Othello zu reden weiss

— of most disastrous chances,
of moving accidents by flood and field.

Neben ihm steht ein Mann, dessen Reputation, um die Mitte der zwanziger Jahre bescheiden emporrankend, eben im Zuge war die Sonne der ersten Erfolge zu trinken, als der daherrauschende romantische Heuschreckenschwarm sie zu verfinstern kam. Paul de Kock (gestorben 1870) feierte seine Glanzperiode zwischen 1824 und 1834. Gautier hat ihm eine sorgfältige und eingehende Studie gewidmet, deren Hauptgeschäft

es freilich ist, uns ein behagliches Bild von dem verschwundenen Paris des Bürgerkönigs und seiner Bourgeoisie zu entwerfen. Gautier hat diese Skizze mit sichtbarer Liebe als eine gemüthliche Reminiscenz aus der Jugendzeit durchgeführt, sie athmet unverkennbar die lebensfrische Wahrheit eigener Anschauung.

„Niemals“, so ungefähr drückt sich Gautier im Anfange seines Essai aus, „niemals war ein Autor volksthümlicher und allgemeiner beliebt als Paul de Kock. Jeder las ihn, genoss ihn, vom Diplomaten bis zum Weinreisenden, von der Duchesse bis zur Grisette, vom Professor bis zum Gymnasiasten. Im Auslande war er fast ebenso gekannt wie in der Heimat, und ich glaube, die Russen schöpfen heute noch ihre Kenntnisse von Paris und den Parisern in Paul de Kock's Romanen. Schon gedieh das Pflänzlein seines Ruhmes, als die lärmende Dazwischenkunft der Romantiker mit ihren Ritterphantasien, ihrer Localfarbe, ihrem Shakespeare'schen Bilderdienste und Bilderluxus ihm die belebende Sonne stahl. Aber der schlimme Moment ging vorüber. Unser Paul de Kock ward ein berühmter Mann. Ein ächter Bourgeois, ein richtiger Philister des Marais, ohne die leiseste Spur von dem, was man Stil zu nennen pflegt, ohne einen Schimmer von Poesie, ohne die bescheidenste Andeutung einer Künstlerader! Aber eben hier lag eine Hauptursache seines mächtigen Erfolges. Er genoss den grossen Vortheil, für keinen einzigen seiner Leser zu hoch zu sein. Er besass sodann die vortheilhafte Gabe, Lachen erregen zu können, nicht das feine, attische Lächeln freilich, sondern das gemeine, breite, lautschallende Gelächter,

welches ansteckend auf den Nachbar zu wirken pflegt, unwiderstehlich um sich greift, auf das Zwerchfell paukt und unsere Seiten schüttelt. Er lockt es heraus jenes Lachen, nicht mit delicaten Mitteln, sondern mit der Gauloiserie eines Rabelais, mit zweideutigen, mitunter auch eindeutigen Scherzen, durch spassige Zwischenfälle, komisches Purzeln, sprachlose Verdutztheit, in Stücke gehende Teller und Schüsseln, verschüttete Sauce, glücklich applicirte Fusstritte, an die unrechte Adresse gelangende Ohrfeigen, manquirte Seiltänzertouren u. dgl." — Wenig Witz und viel Behagen! Gemein, aber natürlich und wahr! Heute hat dieser Photograph einer nunmehr verschwundenen Kleinbürgerei noch obendrein eine Würde erlangt, die er sich jedenfalls nie träumen liess, die Würde eines culturhistorischen Monumentes. Seine Heimat und sein Mikrokosmos ist das einstige Boulevard de Gand, das heutige Boulevard des Italiens. Hier circulirte in seinen Tagen noch nicht der sonnenbraune Mann des Südens, der wüthend lebhaft gesticulirende Provençale oder der ausländische Dandy, vielmehr ein Typus, der längst in der Menge sich verloren hat, das Vollblut der Pariser Bourgeoisie: weisse Haut und rothe Wangen, kastanienbraune Haare und hellgraue Augen, mittlere Grösse, schlank und wohlgebaut, — ein Signalement, das für's schöne Geschlecht durch ein mässiges Embonpoint und kleine Knochen sich completirt. Paul de Kock selbst ist der letzte Mohikaner dieses vielverschlungenen Jagdpfades.

Hinter den optimistisch-realistischen Gestalten Gautiers, Dumas' und Paul de Kock's taucht nun der Vor-

läufer des pessimistischen Realismus in Balzac auf. Er ist der phantasiestrotzende Schöpfer einer langen Reihe blendender und düsterer, immer aber wirkungsvoller Bilder. Betrachten wir nun erst den Menschen, damit werden wir den halben Weg zum Verständnisse seiner Werke zurückgelegt haben.

Balzacs persönliche Erscheinung war eine sprechende. Wenn er in seiner weissen Flanellkutte an der Arbeit sass, so glaubte man einen Rabelais, einen pantagruelischen Pfaffen vor sich zu haben. Auf gedrungenem Torso, von einem muskulösen säulenrunden, blendend weissen Halse getragen, sass ein grobgearbeiteter Mönchskopf mit vollen rothen Wangen, sinnlich derben Lippen, krausen schwarzen Haaren und einer durch ihre substantielle Tüchtigkeit sich hervorthuende Nase: „Prenez garde à mon nez, mon nez est un monde!“, rief unser Realist dem Bildhauer David d'Angers entgegen, als dieser seine Büste zu modelliren sich anschickte. Das Beste und wirklich Schöne an jenem Gesichte waren ein Paar auffallend glänzende, von Temperament und Lebensfeuer leuchtende Augen. Die ganze Erscheinung des Mannes athmete Kraft und unbedingte Sinnlichkeit. Und dem äusseren Menschen entsprach der innere. Es ist hier nicht der Ort, alle die ergötzlichen Wunderlichkeiten Balzac's zu wiederholen, welche Gozlan, Gautier und Andere mit Anmuth erzählt haben. Ich begnüge mich, einem weniger bekannten Artikel Nettement's einige charakteristische Züge zu entlehnen. Der fromme Legitimist bekennt mit sauersüsser Miene, dass Balzac „leider“ sein Parteigenosse gewesen sei, dass er in Folge dieses Umstandes

mehrfach mit ihm habe verkehren müssen. Eines Tages sei ihm nämlich ein „gros paysan" angemeldet worden, und der vierschrötige Kerl sei eben niemand anders gewesen, als Balzac. Was Balzac den Legitimisten zuführte, sei im Grunde nur dessen Verehrung „für den Triumph der absoluten Gewalt" gewesen, die ihm in der sittlichen Wett ebenso wie in der physischen imponirte. Die legitimistische Partei, berichtet Nettement weiter, suchte seine Feder zu verwerthen, aber Balzacs Cynismus habe alles verdorben, er schrieb 1832 in eine unter dem Patronate Bonalds gegründete Revue. Herr von Genoude kam auf den Gedanken, man könnte Balzacs Talent „réglé et épuré par les idées générales du journal" im Feuilleton der ultramontanen Gazette de France verwenden. Nettement übernahm es, das unreine aber brauchbare Individuum dem frommen Abbé vorzustellen. „Obgleich wir unten an der Treppe ihm noch dringend empfahlen, auf seine Worte zu achten, erklärte Balzac dem Herrn Abbé doch schon mit dem zweiten Satze, dass er ihm seine ganze Menagerie zur Verfügung stelle, — so nannte Balzac die Menschheit, deren Typen er in seinen Romanen sammelte, gänzlich vergessend, dass der Gott des katholischen Priesters, zu dem er sprach, Mensch geworden war, um die Menschen zu erlösen. Beim dritten Satze erklärte er sich bereit, an Wunder zu glauben, um so mehr, da er selbst schon durch Handauflegen welche verrichtet habe, mit Ausnahme freilich der Todtenerweckung, die ihm bisher noch nicht gelungen wäre".

Man sieht, Balzac war weder eine reine noch eine schöne Seele, noch das, was man einen Idealisten zu

nennen pflegt. Seine Schriftstellereitelkeit ergötzte durch ihre kindliche Unbefangenheit. Er nannte sich den ersten Marschall der Litteratur, betrachtete sein Lebenlang Napoleon als einen lästigen Concurrenten in der Gloire, und um das Publikum mit seiner Person zu beschäftigen, pflegte er seine Finger mit einer Masse von massiven Ringen zu belasten, seine Haare nach mönchischer Weise zu scheeren, jenen kolossalen Stock mit goldenem Knopfe mitzuschleppen, welchen Mme. de Girardin im Titel einer ihrer gelungensten Novellen verewigen sollte.

Was Balzac neben seinem cynischen Humor und einer scharfen Beobachtungsgabe zur Romanschreiberei mitbrachte, war eine orientalische Phantasie, gepaart mit einem mächtigen Willen. Seine ungezügelte Einbildungskraft beherrschte sein ganzes Wesen und Treiben und betrog ihn um die vollen Resultate seines realistischen Scharfblicks. Seine Phantasie verlor sich — und das ist bezeichnend für den industriellen Roman der Epoche überhaupt — mit Vorliebe in den Träumen der unermesslichsten Reichthümer und unerschöpflichsten Schätze, und schwelgte in den Vorstellungen des raffinirtesten Luxus. Gold und abermals Gold ist ihre Parole. Balzac ist der erste französische Romanschreiber, der seine Verliebten mitten im Kosen der Liebe noch rechnen lässt. Schildert er die Entbehrungen junger Leute, so weiss er sie mit goldenen Hoffnungen zu trösten, die ihnen die schmale und schlechte Kost „les durs biftecks de la vache enragée“ mehren und würzen. Geld und Genuss sind überhaupt die herrschenden Motive seiner Helden. Der Millionen-

traum war übrigens auch die Privatbeschäftigung seiner freien Augenblicke, das Lieblingsfeld seiner humoristischen Improvisationen im Freundeskreise. Mit dieser rastlos arbeitenden, sein ganzes Wesen überwuchernden Phantasie durchlebte Balzac das Leben seiner Geschöpfe, besonders derjenigen, die sich in irgend ein Schatzgewölbe hinein gebohrt und da ihre Taschen gefüllt haben. Was Dickens entwickelter Feinfühligkeit mit den r ü h r e n d e n Typen seiner Dichtung widerfuhr, das wiederholte sich bei Balzac auf dem Felde des imaginären Genusses. „The richest imagination is that of a beggar“, sagt Washington Irving, das bewahrheitet sich in der That bei unserem Realisten, denn bis gegen das Ende seines arbeitsamen Lebens schwankte Balzac zwischen den Polen des Ueberflusses und des Elends. Seine Creditoren waren das Positivste von Allem, was seine Phantasie beschäftigte. Diese freilich war noch reicher als sein Fucino Cane. Zu einer Zeit, da ausser der Haute Finance noch Wenige an der Börse spielten, da eine Million noch etwas zu bedeuten hatte, mussten Balzac's Phantasiemillionen das Vorstellungsvermögen des grossen Haufens noch weit mächtiger an- und aufregen, als sie es heutzutage vermöchten. Balzac umgab die Damen seiner aristokratischen und commerciellen Welt mit einem Luxus, dessen Budget dem wirklichen Finanzbaron als Gatte und als Cicisbeo die Gänsehaut über den Leib ziehen musste. Sie statteten den Verbrecher, den satanischen Feind der Gesellschaft, mit einer Macht aus, die er glücklicherweise nie besessen hat. So hat Balzac's Zauberstab die Löwinnen der Demi-Monde zu aristokratischen

Salonköniginnen, seine „Hommes forts" zu übermenschlichen Virtuosen der brutalen physischen Kraft gemacht, überhaupt eine Welt von Schemen creirt, die das naive Europa Jahre lang für das authentische Panorama des Pariser Lebens zu halten geneigt war.

Balzacs Willenskraft kam an Intensität seiner Phantasie gleich. Wie J. J. Rousseau hatte Balzac mit der Form unendlich viel zu schaffen. Ein Abgrund that sich auf zwischen seinem Gedanken und seinem Ausdruck. Im Schweisse seines Angesichts fuhr er fort nach dem zu ringen, was er nach dem Urtheile seiner Landsleute nie erreicht, was er stets und schmerzlich an seinen Leistungen vermisst hat, — der stilistischen Vortrefflichkeit. Sainte Beuve lobt zwar Balzacs malerische, in ihrer Corruption reizende, im Sinne der Alten asiatische Schreibweise, aber auch er vermisst an ihr Durchsichtigkeit und Schärfe. La Bruyère sagte einmal, unter allen möglichen Arten Gedanken auszudrücken, gebe es eben nur eine, welche die rechte und die ächte sei. Diese einzige sei aber nun gerade die, welche zu erwischen Balzac nicht gelingen wolle. Seine Diction baue sich aus Versuchen und Tastungen auf, seine Ausdrücke seien selten glückliche Ergebnisse jenes Suchens. Und fast das Nämliche lasse sich von seiner Führung und Handlung, von seiner Oekonomie und Architektur, kurz von seiner Composition im grossen Ganzen sagen. Hier fehle ihm der künstlerische Takt. Gautier bestätigt dieses mit den Worten: „Balzac n'avait pas le don littéraire". — Aber Balzacs verbissener und ingrimmiger Wille kämpfte heldenmüthig mit allen diesen Hindernissen. Seine Druckcorrecturen

mit ihren Zusätzen, ihren ausgestrichenen Stellen, ihren Klammern, Curven, Sternchen und Punctreihen glichen der kindlichen Darstellung eines complicirten Feuerwerks und die Setzer erklärten, nicht über eine Stunde „Balzac“ arbeiten zu wollen. In diesem Puncte war Balzac entschieden Künstler und Idealist; konnte er sich doch nie dazu entschliessen, seinen Bogen aus den Händen zu geben, so lange er ihn für verbesserungsfähig hielt, — lieber liess er sich das Honorar beschneiden, als dass er seiner beschwerlichen Correcturmethode entsagte. Mit dieser hat er denn, wie dies kaum ausbleiben konnte, nicht nur verbessert, sondern mitunter auch verdorben. So weist Sainte Beuve darauf hin, dass die erste Ausgabe der „Femme de trente ans“ besser gelungen sei als die spätere Ueberarbeitung. Dieses zähe Ringen nach künstlerischer Vollendung begründet Balzacs Anspruch auf eine höhere Stelle als diejenige eines banausischen Arbeiters in der grossen Romanindustrie seiner Zeit.

Und nun zu Balzac's Werken. Der phantasievolle und willensstarke Mann stellte sich eine Lebensaufgabe, welche er mit herkulischem Kraftaufwande durchgeführt hat. Nachdem er noch im Laufe der zwanziger Jahre unter verschiedenen „Noms de plume“ eine Menge längst verschollener Romane geschrieben, seit 1829 durch einen Treffer die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, fasste er gegen 1835 den Plan, das grosse Mariomettenspiel des Pariser Lebens unter dem zusammenfassenden Titel der „Comédie humaine“ in einer Reihe von Romanen darzustellen. Man denkt unwillkürlich an den Reichthum Shakespeare'scher Gestaltungskraft,

wenn man Balzacs zahlreiche Typen durchmustert. Mag seine intuitive Beobachtung dieselben unter den altfränkischen Gestalten des Kaiserreiches, unter den aristokratischen Figuren der Restauration, oder endlich in der Bourgeoisie des regenschirmbewaffneten Bürgerkönigs zusammensuchen, der Träumer ist zugleich ein positiver Realist, der Phantasiemensch porträtirt wie ein photographischer Kasten, er vergisst keine Warze, keine Falte, er versteht es die tiefsten Schatten mit den hellsten Lichtern zu contrastiren, seinen Gestalten durch die Contraste des Colorites ein siegreiches Relief zu verleihen. Chargirt wird beiläufig aus künstlerischen Gründen, wie Michel Angelo Muskeln zusetzt, um die Idee der Kraft zu erzeugen, wie der Landschafter den Himmel tiefer blau malt, um die Okerfelsen herauszuheben, wie der Komiker die menschlichen Schwächen übertreibt, um die Wirkung nicht zu verfehlen. Historisch betrachtet, mag Balzacs Gemälde ein treuloses genannt werden, denn die Pariser Welt, die er uns malt, hat niemals existirt. Aber er entbehrt nicht der künstlerischen Wahrheit. Seine Gebilde haben Fleisch und Blut. Die mächtige Realität seiner Gestalten gräbt sich tief ein in die Phantasie des Lesers. Die Vertiefung seiner Charaktertypen ist das Kriterium seiner dichterischen Befähigung. Weniger glücklich ist die Anlage seiner Handlung. Es fehlt ihm jene bei den Franzosen sonst so allgemeine Erzählergabe, welche den Leser sanft hinein- und wieder hinausführt, ohne ihm das Verständniss der Intrigue verdriesslich zu machen. Eine individuelle Manie und eine Manie seiner Zeit spielen ihm obendrein noch manchen bedenklichen Schabernack.

Mit dem kindischen Behagen eines Raritätensammlers verliert er sich in Schilderungen alter Möbel und ehrwürdiger Kunstreliquien, so dass sein Roman mitunter einer Trödelbude von buntem Krimskrams und allerlei Bric-à-Brac-Artikelchen gleicht. Die zeitgenössische Manie aber, die auch in seinen Romanen spukt, ist die excentrische Projectmacherei der dreissiger Jahre. Ein Romandichter begnügt sich da selten, den Leser mit der Erzählung und ihren Charakteren allein zu beschäftigen. Er muss Höheres bieten. Er hat vor allem die socialen, politischen, religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen des Tages zu beantworten, die gesellschaftliche Organisation der Zukunft zu finden, das entscheidende Wort über Magnetismus, Electricität, Theosophie, Toxicologie und Physiologie auszusprechen. Diese Narrheit der Zeit gräbt ein grosses Loch in Balzacs Weg, in das er immer wieder hineinpurzelt, aus dem er mit verrenkten Gliedern wieder emporkriecht. Wie manche Seite hat Balzac mit solchen Excursionen angefüllt, die der geneigte Leser, wofern er Vernunft besitzt, ganz ruhig überschlagen wird!

Balzac der Philosoph ist übrigens nur eine neue Seite von Balzac dem Realisten. Der ihm persönlich befreundete H. Beyle-Stendhal liefert ihm den ganzen Inhalt seiner materialistischen Anschauung, und so ist auch der physiologische Hocus Pocus von Stendhals Terminologie in Balzacs Sprache übergegangen. Beyles pessimistischer Cynismus ist auch bei Balzac ein stehender Effectartikel. Das sittliche und das ästhetische Ideal scheinen ihm gleich verhasst zu sein. Die Poeten als solche sind Balzac zuwider. Für die Liebe findet

er keine höhere Definition als diejenige eines Vergnügens, das den Frauen Erröthen und den Männern Lachen abnöthigt. Die Seele braucht er nicht im Blicke zu suchen, sie strömt ihm aus den Poren entgegen. „Il nous semble voir les pores de son visage et surtout ceux de son front livrer passage au sentiment intérieur dont il était pénétré“. Den Willen definirt er so: „La volonté est une force matérielle semblable à la vapeur, une masse fluide dont l'homme dirige à son gré les projections“. Die Furcht wird physiologisch also umschrieben: „La peur est un phénomène comme tous les accidents électriques“.

Wie es Leuten, die an gar nichts zu glauben behaupten, oft genug ergeht, Balzac glaubt an die Narrheiten der Mystik, an die geheimnissvolle Kraft der Eigennamen, an Wahrsagerinnen, kurz dieser materialistische Philosoph war rechtschaffen abergläubisch. Mit gespannter Aengstlichkeit sucht er sich auf den Aushängeschilden der Vorstädte die wirksamsten Namen für seinen neuen Roman zusammen und Gautier erzählt eine mit Balzac unternommene Fahrt zur Entdeckung einer Wahrsagerin. Sie gelangten aber an die Unrechte und wurden von der sittlich empörten Matrone mit einem Hagel der wirksamsten Injurien von dannen gejagt.

Betrachten wir die sittliche Lebensanschauung unseres cynischen Philosophen, so stossen wir sofort auf eine scheinbare Indifferenz, hinter welcher sich ein instinctiver Hass gegen Pflicht und Gewissen versteckt. Wer Balzac wegen seiner unsittlichen Charaktere zur Rechenschaft ziehen wollte, dem pflegte er zu antworten:

„Ich spreche nirgends in meinem eigenen Namen, ich betrachte, beschreibe, acceptire einfach die Thatsachen, ohne die Pretention, widersprechende Anklagen prüfen zu wollen. Das Leben erscheint mir als interessante Comödie, deren Charaktermasken dem Zuschauer die Zeit zu vertreiben da sind“. Die Ausflucht ist zu seicht, um einer ernsten Widerlegung zu bedürfen. Wenn Balzac seinem Vautrin die Logik Satans leiht, ihn mit allen Eigenschaften des „Kraftmenschen“ ausstattet — l'homme fort ist Balzacs Schlagwort — wenn er immer wieder den Triumph der Gewalt als sein Ideal setzt, wenn er in seinen „Parents pauvres“ die ekelhafteste Ausschweifung in ihre faulsten Verirrungen begleitet, überhaupt das Kranke und das Corrupte als Vorwurf wählt und das Schöne und Gute höchstens im Hintergrunde des Bildes zeigt, wenn er Geld und Genuss als die einzigen Ziele menschlichen Strebens empfiehlt, ruft er da nicht jedem Leser zu, was Juvenal seinem Bösewicht in die Seele schiebt: „Aude aliquid carcere dignum,“ wage das Böse und du hast Aussicht glücklich zu werden? Und da sollte von keiner moralischen Verantwortlichkeit mehr die Rede sein?

Das Schlimmste aber bleibt noch zu sagen. Balzac, Sue und die andern Materialisten des französischen Romans begnügen sich nicht damit, die Corruption interessant zu machen, sondern sie stellen geflissentlich alle sittlichen Begriffe auf den Kopf, indem sie uns die Meinung beibringen wollen, als stünden ihre Helden weniger gross und herrlich da, wenn sie den einfachen Weg der braven Leute wandelten. Sie haben den tugendhaften Verbrecher, den ehrlichen Spitzbuben und

die keusche Dirne erfunden. „Nirgends," sagt Balzac, „wird Rechtschaffenheit pünctlicher beobachtet, als auf der Galeere." Umgesetzt in's Urtheil des naiven Lesers heisst das: „Wer nicht im Zuchthaus gesessen hat, muss ein Schuft sein". So wird die Gesellschaft zur Verbrecherin und der Sträfling zum Märtyrer. Balzacs eigene Moral fasst sein Vautrin in die Worte zusammen: „Der Mensch ist mehr oder weniger Heuchler und das nennen dumme Leute sittlich oder unsittlich. Aber die Welt ist immer dieselbe gewesen, kein Moralist wird sie verbessern".

Balzacs Ruhm soll namentlich durch seine Leserinnen gepflegt worden sein. Seine Erfindung „der Frau von dreissig Jahren" scheint ihn hier empfohlen zu haben, eine Erfindung, die sein Schüler Bernard zur grossen Befriedigung einer weiteren Kategorie von Leserinnen durch „Die Frau von vierzig Jahren" completirte. Den Typus dieser reifen Helden hatte übrigens schon Constants Adolph aufgestellt, freilich ohne alle Wärme des Colorits, als einfaches Product einer psychologischen Analyse. Jules Janin's Geschwätzigkeit hat jenen Typus nicht ohne Humor persifflirt.

„Die Frau von dreissig bis vierzig Jahren war früher ein Territorium, das als verloren für die Passion, d. h. für den Roman und das Drama galt; aber heutzutage herrscht die vierzigjährige Frau allein im Drama und Roman. Diesmal hat die neue Welt ganz die alte Welt unterdrückt, und die Frau von vierzig Jahren besiegt das junge Mädchen von sechszehn. „Wer klopft?" ruft das Drama mit seiner festen Stimme. „Wer ist da?" schreit der Roman mit seiner hohen Fistel, „Ich

bin es," antwortet zitternd das sechszehnte Jahr mit seinen Perlenzähnen, seinem Busen von Schnee, mit seinen weichen Linien, seinem frischen Lächeln, seinem sanften Blick. „Ich bin es, ich stehe in dem Alter wie Junie bei Racine, Desdemona bei Shakespeare, Agnes bei Molière, Zaïre bei Voltaire, Manon Lescaut beim Abbé Prévost, Virginie bei Saint-Pierre. Ich habe das Alter aller keuschen Neigungen, aller edlen Instincte, das Alter des Stolzes und der Unschuld. Weist mir meinen Platz an, lieber Herr!" So spricht das liebliche Alter von sechszehn Jahren zu den Romanschriftstellern und Dramendichtern: „Wir sind mit deiner Mutter beschäftigt, mein Kind. Komm nach zwanzig Jahren wieder und wir wollen sehen, ob wir etwas aus dir machen können".

„Es gibt jetzt in Drama und Roman nichts anderes als die Frau von dreissig Jahren, welche morgen vierzig Jahre alt werden wird. Sie allein kann lieben, sie allein kann leiden. Sie ist um so dramatischer, als sie zum Warten keine Zeit mehr hat. Was sollen wir mit einem kleinen Mädchen anfangen, das nichts als weinen, lieben, seufzen, lächeln, hoffen und beben kann? Die Frau von dreissig Jahren weint nicht, sie schluchzt; sie seufzt nicht, sie wimmert; sie liebt nicht, sie verzehrt; sie lächelt nicht, sie kreischt; sie träumt nicht, sie handelt. Das ist das Drama, das ist der Roman, das ist das Leben. So sprechen, handeln und antworten unsere grossen Dramatiker und unsere berühmten Novellisten". (Brandes, Hauptströmungen I.)

Gautier, an einer Stelle seiner langen Studie über Balzac, will keine Verwandtschaft zwischen Balzac und

den späteren Realisten gelten lassen. „Man hat unsere gegenwärtige realistische Schule von Balzac herleiten wollen, aber Balzac hat mit ihr durchaus nichts zu schaffen“. Gautier setzt sich hier in Widerspruch mit der allgemeinen Ansicht nicht nur, sondern mit dem Zeugnisse der Thatsachen, macht übrigens die Sache, wie häufig, als vornehmer Grosssprecher ab: denn wenn die ängstliche Copie der Wirklichkeit, der cynische Pessimismus, das Haschen nach dem brutalsten Ausdrucke, die physiologische Manie, die Feindseligkeit gegen das sittliche und das ästhetische Ideal, die Anbetung der rohen Kraft keine innere Verwandtschaft begründen, so muss wahrhaftig jede litterarische Tradition in Zukunft angezweifelt werden.

In dem seit 1836, d. h. seit der Einführung der wohlfeileren Zeitungen (les journaux à 40 Frs.), rasch und mächtig sich entwickelnden Feuilletonromane thut sich namentlich Eugen Sue hervor. Ich kann über diesen begabten und fruchtbaren Autor um so leichter hinwegschreiten, als er mehr in das Gebiet der Industrie denn in dasjenige der Kunst gehört. Während Balzac, einem künstlerischen Freiheitstriebe folgend, sich den technischen Bedingungen weder des Feuilleton noch der Bühne fügen wollte und deshalb weder dort noch hier Erfolg ernten konnte, war Sue im Gegensatze hierzu der eigentliche König des Feuilletongebietes, der ahnungsvolle Engel des alltäglichen Geschmackes und des täglichen Bedürfnisses. Sue besass nicht weniger, vielleicht noch mehr Erfindungsgabe als Balzac, dazu ein Talent der raschen Composition, der packenden Erzählung, endlich die gefährliche Doppelgabe,

die verdorbene Blasirtheit durch das Raffinement, die naive Rohheit durch die heisse Würze gröbster Sinnlichkeit zu befriedigen. Man möchte Sue einen praktischen Humoristen nennen, wenn man überlegt, wie dieser Mann durch giftige Romanpamphlete gegen die Reichen reich geworden ist, wie er den Luxus und die Corruption der Vornehmen denuncirt, um so bald als möglich selbst jenen Luxus theilen und jene Corruption mitmachen zu können. Er selbst hat sich vortrefflich gezeichnet, wenn er einmal schreibt: „Nicht diejenigen sind fluchwürdig, die sich schlagen, mit den Waffen in der Hand, sondern jene Demagogen und Schwindler, die im Interesse ihrer Selbstsucht und ihrer Gemeinheit die Leichtgläubigkeit der Masse ausbeuten“.

So schritt man der Katastrophe von 1848 entgegen. Der Feuilletonroman der vierziger Jahre hatte durch seine industrielle Tendenz allerdings auf die litterarische Würde und den künstlerischen Werth verzichtet, dafür aber auf dem Gebiete der socialen Fragen einen Einfluss erworben, der ihm die Bedeutung einer mit der revolutionären Presse verbündeten Macht verlieh. Wenn Balzac durch seine cynischen Phantasiemalereien die höheren Classen dem Hasse der unteren Gesellschaftsschichten überlieferte, wenn Sue durch aufregende Bilder des Elends die leidende gegen die geniessende Welt aufhetzte, im Ewigen Juden ein sociales Utopien als die endliche Lösung des Conflictes entrollte, wenn endlich Lamartines Girondins den zündenden Funken in's Pulverfass schleuderten, — so konnte sich Keiner mehr der Thatsache verschliessen, dass die Roman-

litteratur nicht länger ein blosser Zeitvertreib, dass sie nunmehr eine Macht geworden sei, mit der man zu rechnen habe.

Kaum hatte sich der Pulverdampf von 1848 und 49 verzogen, als die politischen Parteikämpfe, die Redeschlachten, die Wahlen, die Reconstruction der Gesellschaft, endlich der Staatsstreich vom December 1851 und der bald hereinbrechende Krimkrieg die Gemüther in eine Spannung versetzten, die der Litteratur des Friedens nichts weniger als günstig sein konnte.

„Wer den traurigen Winter von 1856 durchgemacht," sagt Nettement in seinem Buche über den zeitgenössischen Roman, „der begreift, dass man damals für Romane wenig Interesse haben konnte. Unsere Herzen weilten vor den Mauern Sebastopols, sie waren bei den Kämpfenden und den Gefallenen". Hiermit stimmt eine Notiz, die Gautier einem Feuilleton von 1854 einverleibt hat. „Unser Buchhandel producirt fast nichts als neue Auflagen alter Bücher. Es hat den Anschein, als ob ein Jeder, in Erwartung einer neuen Aera, seine Kräfte sammeln und sich marschbereit machen wolle."

Erst nach dem russischen Friedensschlusse kehrte jenes Behagen zurück, das die Gemüther den Kunstgenüssen wieder zugänglich macht. Und rasch verwandelte sich nun die Scene. Für Land und Hauptstadt zog eine Aera steigender Prosperität herauf. Das neue Kaiserreich, nach aussen mächtig, den inneren Feinden vorläufig gewachsen, bot die sichersten Garantien des Friedens und der Ordnung, die Geschäfte blühten und das Gold fing an in breiten Strömen zu

rollen. Der Crédit mobilier, der Crédit foncier, Pereire, Hausmann, Morny, Mirès beginnen die Flitterwochen und leiteten die Saturnalien des Gründerthums ein. Das alte Paris wurde abgebrochen und einem buntbefiederten Phönix vergleichbar, stieg eine neue und prächtige Stadt aus dem Schutte empor. In der lauen Atmosphäre materieller Wohlfahrt regten sich bald die üppigsten Gelüste, während die geistige und die sittliche Energie im Wohlleben nachgerade zu verkümmern drohte. Kein Wunder, wenn die Malerei und die Dichtung der Tagesstimmung folgten, von dieser beeinflusst, ihrerseits auf sie zurückwirkten. Es ist bezeichnend, dass, wie früher zwischen 1815 und 1825 die romantischen Maler den romantischen Dichtern, so auch heute die Realistischen des Pinsels den Realisten der Feder als Wegweiser voran oder als Bundesgenossen zur Seite gehen.

Wir stehen im Jahre 1858. Halten wir erst Rundschau. Balzac, Sue, Soulié sind todt. Von der alten Garde steht noch Dumas, der fleissige Neger, aufrecht da. Unterdessen ist seit 1848 eine neue Realistengruppe unter ihrem Führer Champfleury in die erste Linie gerückt. Es sind die Kinder des Pariser Zigeunerlandes, jener „Bohême des hommes déclassés“, der verkannten und der liederlichen Genies, der Künstler- und Schriftstellervagabunden, deren Mehrzahl nach einem wilden und kurzen Leben im Elend untergeht. — Eine zweite Realistengruppe bilden Flaubert und Feydeau, die Sensationshelden des „physiologischen“ Romanes von 1857 und 58, eine dritte die mehr oder weniger kurzweiligen Erzähler und Schauerromantiker,

Dumas fils, About, Ponson du Terrail, der Heros des Feuilletonromans und Erbauer „Rocamboles“ u. s. w. — Sand, Sandeau. Cherbuliez, Feuillet sind den genannten Gruppen gegenüber Idealisten und zählten in Frankreich zu den Säulen der „Littérature honnête,“ was freilich hier zu Lande cum grano salis zu verstehen ist.

Mit seinem aus den Zigeunerzeiten ihm theuer gebliebenen Maler Courbet schliesst Champfleury eine förmliche Allianz zur Durchführung eines realistischen Programmes, für welches der fein angelegte Murger mehr aus kameradschaftlicher als aus künstlerischer Rücksicht ebenfalls einsteht. Dies Programm nun fordert in erster Linie eine brutal realistische Sprache mit paradoxer Pretiosität des Ausdrucks. Effecte um jeden Preis! so heisst die Parole auch heute wieder. Man beachte hier das einmüthige Streben auf der ganzen Linie: Proudhon: Dieu c'est le mal! La propriété c'est le vol! — Taine: La vertu et le vice sont des produits comme le sucre et le vitriol. — Hugo: Le laid c'est le beau. — Champfleury: Le nom de Cyprien lessiva ses inquiétudes. — La demoiselle épongea ses envies de mariage. — Ueberall sucht man vor allem den Effect. — Und wenn wir nach den inhaltlichen Forderungen jenes Programmes fragen, so lauten sie auf sclavische Copie des Wirklichen, soweit dieses Wirkliche gemein und unschön ist. Endlich soll nebenbei auch die Rache des Proletariats an den besitzenden Classen zu ihrem Rechte gelangen.

Mit seinem Debut: „Histoire du Chien Caillou“ (Hund Kieselstein ist der Name des Helden) 1848

lieferte Champfleury in der That ein erschütterndes Bild des Hungers und der Noth, während seine späteren Leistungen die gründlich langweiligen und gemeinen Gestalten des bürgerlichen Alltagslebens so vielfach und so getreu photographiren, dass die tödtliche Langweile jener Regionen mit in seine Romane einzieht. In seinem Gemälde aus dem Zigeunerland ist Champfleury wiederum so buchstäblich wahr, dass jene Welt des wilden Jubels und des tiefen Wehs, die Murgers köstlicher Humor und zarte Poesie verklärt und reinigt, uns abermals erträglich wird; denn seine Herren Künstler entpuppen sich als knotenhafte Gauner, seine Grisetten als Strassendirnen.

Flaubert und Feydeau führten den realistischen Roman aus der stinkenden Luft des Zigeunerquartiers in's parfümirte Boudoir der Ehebrecherin. Für dieses Genre stellte sich ein anständiges Wort im rechten Augenblicke ein, man nannte es „le genre physiologique". Das Motiv war allerdings kein neues, aber die raffinirte Ausbeutung der hier erwachsenden Conflicte mit Gesetz und Sitte erreichte durch die tief realistische Behandlung nie dagewesene Massenerfolge. Flauberts Madame Bovary ist die Geschichte einer Ehebrecherin, die mit dem Selbstmorde endet, und Feydeaus Fanny behandelt das Thema der Eifersucht nicht etwa des Ehemannes, sondern seines Rivalen. Es muss indess gesagt werden, dass beide Romane künstlerisch weit höher stehen als die geschmacklosen und uncorrecten Dichtungen Champfleurys, der sich selbst zum Haupte einer Schule macht, dessen wirkliche Führer Flaubert und Feydeau sind; haben doch ihre

Erfolge die Malot, die Goncourt, Gaboriau, Claretie angeregt und grossgezogen.

Was Vapereaus Jahrbuch von 1858 schrieb: „Wir stehen am Anfange eines Processes, der noch lange nicht erschöpft ist; wir werden den Kelch bis auf die Hefe zu leeren haben," das hat sich bereits erfüllt. Hugos socialistische Romane sind theilweise hierher zu ziehen, ganz besonders aber die hässlichen Missgeburten, als deren Erzeuger Emile Zola sich nennt. Zola beweist wieder einmal, wie ein „parti pris" und eine Tagesmode ein schönes Talent verderben kann. Er begann 1864 mit humoristischen Novellen, welche die Kritik „das Buch eines muthwilligen Berquin" nannte! Berquin aber ist ein französicher Campe oder Christoph Schmid, ein harmloser „Verfasser französischer Ostereier". Und was hat der Tagesgeschmack aus Zola gemacht! Unmöglich, das Gemeine brutaler darzustellen, die üblen Gerüche von ganz Paris wirkungsvoller in Worte umzusetzen! Man lese seine „Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche (Les Rougon-Macquart, Le ventre de Paris etc.)". Schildert Zola seine Bauern, so glauben wir uns in einer Menagerie zu befinden. Das Bild des Thieres kehrt auf jedem Blatte wieder. Lachen diese Geschöpfe, so lachen sie „mit dem verschlagenen Schmunzeln einer zuchtlosen Bestie (d'un rire sournois de bête impudique)," befinden sie sich unwohl, so „schnauben sie gewaltig wie gehetzte Bestien," sind sie hübsch, so ist das wieder eine „Beauté de bête". Ein Thier ist der Bauer, ein Thier der Mensch im grossen Ganzen! so schreit uns dieser Realist auf

jeder Seite in die Ohren, damit wir ja auf keine anderen Gedanken mehr verfallen. Dass diese Richtung nachgerade einen eigenen Wortschatz sich geschaffen, der die Lectüre dieser Romane auch dem französischen Leser höchst verdriesslich macht, braucht kaum gesagt zu werden. „Que devient au milieu de ces fureurs l'honnête clarté de la langue française!“ So seufzt in einem Artikel über Zola ein Kritiker der Revue des deux Mondes. Wenn man Zola im eigenen Lande kaum versteht, was sollen wir Ausländer mit ihm und seinen Genossen anfangen? — Unterhaltend wäre es schliesslich, auch den Spuren Darwins, Taines und anderer Materialisten in diesen Erzeugnissen des neuesten französischen Realismus nachzugehen. Dieselben verrathen sich mitunter in den köstlichen Phrasen und Rodomontaden. In einer Vorrede Zolas lesen wir: „Ich nehme mir vor, die doppelte Frage des Temperamentes und des „Milieu“ zu lösen und dabei den mathematischen Faden zu verfolgen, der von einem Menschen zum andern herüberläuft. Die Familienverwandtschaft hat ihre Gesetze wie die Schwere“. Hier redet Meister Taine aus dem Munde eines materialistischen Säuglings. In folgender Wendung spukt das Gespenst Darwin: „Quand le marquis eut trouvé que l'atavisme le faisait le père de Denise, il éprouva un profond soulagement“. Auch den nagenden Verdacht des Ehemannes wirst du segensreicher Darwinismus beseitigen!

Was Zola in Prosa versucht, das hat (schon 1857) Baudelaire der Poesie angethan. Seine „Fleurs du mal“ zeigen einen gewiss unter tausend Mühsalen und

endlosen Strapazen glücklich angequälten Realismus, der sich im Ekelhaften am meisten zu gefallen scheint (vgl. das Gedicht Nr. 30: „Une charogne!"). Auf Baudelaire passt Mommsens Urtheil über den impotenten Persius: „Das rechte Ideal eines hoffärtigen, mattherzigen, der Poesie beflissenen Jungen" (Röm. Gesch. I, 237).

Wir stehen am Ende unserer Entwicklung. Die Geschichte des französischen Realismus zeigt uns eine wachsende Bewegung, welche Schritte hält mit der steigenden Fluth des Materialismus überhaupt, in der ästhetischen und metaphysischen Speculation ihre Parallelen findet, vor unsern Blicken einen pathologischen Process entrollt, der als Reaction gegen den Classicismus mit den Romantikern anhebt, als Reaction gegen romantische Sentimentalität in den Fanfaronaden der „Ecole de l'art pour l'art" seine üppigen Flegeljahre durchmacht, durch den „physiologischen" Roman von 1857 in den Specialdienst der Erotik, von Balzac, Sue, Champfleury, Hugo und Zola in denjenigen eines pessimistischen Socialismus gezogen wird. Im Leben der Litteratur gibt es aber glücklicherweise keine tödtlichen Krankheiten. Auch dieser Process wird sich erschöpfen und einer gesunderen Geschmacksrichtung Platz machen. Der neueste Romandichter von Bedeutung, Alphons Daudet, geht im Ganzen nicht über Dickens' Realismus hinaus und weiss, wie der grosse Realist, ihm einen humanen Gedanken, eine empfindsame Seele einzuhauchen. Die „Contes de mon moulin", „le petit Chose" (wie David Copperfield, Dichtung und Wahrheit aus des Dichters eigenem Leben), die Episode

der Familie Delobelle in „Fromont jeune et Risler aîné“ beweisen das. Wir dürfen Daudet als eine Wendung zum Besseren begrüssen. Denn mit ihm ist die französische Dichtung jener goldenen Mitte wieder näher gerückt, welche Schiller mit den Worten fordert: „Der Dichter soll sich über die Wirklichkeit erheben und innerhalb des Sinnlichen stehen bleiben“.

Paul Louis Courier, der Pamphletist der französischen Bourgeoisie.

Paul Louis Courier hat fast zehn Jahre lang, von 1816 bis 1825, durch eine Reihe von Flugschriften ebenso schonungslos als hartnäckig die innere Politik der französischen Bourbonen verfolgt und durch die vortreffliche Form jener Pamphlete, durch ihren Witz, ihr Salz und ihr Gift sich eine bleibende Stelle in der Litteraturgeschichte seines Landes gesichert.

Wenn wir einen Schriftsteller begreifen wollen, so müssen wir ihn aus seinem Leben, wir müssen seine Werke aus seiner Zeit heraus zu erklären suchen. Das gilt ganz besonders vom Verfasser politischer Flugschriften, dessen ganze Thätigkeit ja aufgeht im grossen politischen Leben seiner Nation.

Betrachten wir daher vor allem die Zustände Frankreichs am Tage nach der Schlacht von Waterloo. An jenem Tage sah sich das unglückliche Land in die Lage versetzt, aus der Hand des Siegers und des Fremden, aus den Händen der Russen, der Deutschen und der Engländer eine verhasste Institution, das Königthum, und eine noch verhasstere Königsdynastie, die Bour-

bonen, zurückzunehmen. Dennoch jubelte ein Theil der Nation dem heimkehrenden Bourbon entgegen. Es waren dies die Junker und die Priester, die Gegner des Fortschrittes und der Republik, überhaupt alle jene Leute, deren Uhr anno 1789 stillegestanden. Diese Leute hatten 25 Jahre lang ihren Hass im Herzen verschliessen, sie hatten lange warten müssen auf den grossen Tag der Rache. Jetzt endlich hatte die ersehnte Stunde geschlagen, wo sie ungestraft, ja mit Aussicht auf Belohnung herfallen konnten über Republikaner und Bonapartisten, über die Nichtkatholiken, die Protestanten und die Juden. So leitete sich jene wahnsinnige Reaction ein, welche in Frankreichs Annalen bekannt ist unter dem bezeichnenden Namen des „weissen Schreckens" (weiss war nämlich die Fahne der Bourbonen und „Schrecken" ist eine Anspielung auf den rothen Schrecken von 1793). Die Mitschuldigen jener Reaction sind aber nicht nur in der Umgebung des Monarchen, am Hofe, im Adel und in der Kirche, sondern auch unter den Bürgern, Beamten, zum Theil im Volke selbst zu suchen.

Am wildesten raste die Reaction im Süden. Der Süden nämlich war von jeher derjenige Gebietstheil Frankreichs gewesen, wo der patriotische und der militärische Sinn am wenigsten gedeihen wollten, wo dagegen der Localhass, die Privatleidenschaften, der religiöse und der politische Fanatismus am üppigsten wucherten. Während daher anderswo die Botschaft von der Niederlage des Kaisers in mancher patriotischen Brust den Gedanken an eine Fortsetzung des Widerstandes im Namen des Vaterlandes weckten, antwortete

der Süden auf jene Kunde mit dem wilden Schrei: „Es lebe der König!“ Und das war das Signal zum Morden und zum Plündern.

Es war Sonntags den 25. Juni, als jene Botschaft Marseille erreichte. Sofort rotteten sich Banden in den Strassen der Stadt zusammen, und General Verdier, dem noch eine entschlossene Garnison zur Verfügung stand, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich feige zurückzuziehen auf das Hauptquartier in Toulon. So kam es, dass Marseille am Abend jenes Sonntags wehrlos in die Hände der royalistischen Banditen gegeben war. Diese verloren keine Zeit, sie warfen sich in die Häuser der Republikaner und der Bonapartisten, in die Wohnungen der Protestanten und der Juden und mordeten und plünderten nach Belieben. Sie verschonten nicht einmal eine Colonie armer Egypter, die General Bonaparte seiner Zeit aus Egypten herübergebracht und die in einem schmutzigen Quartiere Marseille's ein kümmerliches Dasein fristete.

Der Marschall Brune, welcher das Hauptquartier in Toulon commandirte, entschloss sich, rasch nach Paris zu reisen. Als aber sein Reisewagen die Thore von Avignon verlassen wollte, wurde er von dem rasenden Volke angefallen, so dass die Postillone im Galopp ihrer Pferde in den Hof des eben verlassenen Hotels zurückfahren mussten. Das Hotel wurde förmlich belagert. Es muss zur Ehre der royalistischen Behörden gesagt werden, dass sie mit wenigen Soldaten vier Stunden lang nicht ohne Lebensgefahr die Zugänge vertheidigten. Aber zwei der Angreifer erstiegen das Dach, drangen von da in das Zimmer des Marschalls

und erschossen ihn. Ein Protocoll wurde abgefasst, das den Marschall zu einem Selbstmörder stempelte, und jene eben noch so ritterlichen Beamten fanden jetzt nicht den Muth, dem lügenhaften Documente ihre Unterschrift zu verweigern. Auch der todte Marschall wurde nicht geschont. Als man nämlich den Sarg hinuntertrug, stürzte sich auf ihn der Pöbel, riss die Leiche heraus, schändete sie und warf sie in die Rhone. Erst im Jahre 1821 fand die Wittwe des Ermordeten Gelegenheit, die Verurtheilung der Mörder zu erlangen, aber auch jetzt noch hatte die Bourbonenregierung die Gemeinheit, die mittellose Frau in die Hälfte der Kosten zu verfällen.

Schlimmeres noch ereignete sich in Nimes, der Hauptstadt des Departements du Gard, welches 1815 nicht weniger als 115,000 Protestanten (zwei Fünftheile der Gesammtbevölkerung des Departements) zählte. Hier gesellte sich zum politischen Fanatismus auch der religiöse. Die Revolution hatte den Protestanten Gleichberechtigung mit den Katholiken verschafft, eine Wohlthat, die der Kaiser bestätigte. Muss man sich da wundern, wenn diese Bevölkerung mit Schrecken der Rückkehr der Bourbonen entgegensah, wenn sie den aus Elba zurückkommenden Kaiser mit Jubel begrüsste? Schwer sollte sie die kurze Freude nun büssen.

Es war gleichfalls am 25. Juni, als sich in Nimes die Nachricht vom Sturze des Kaisers verbreitete. Royalistische Freicompagnien zogen vor die Kaserne und die Garnison capitulirte gegen Zusicherung eines freien Abzuges. Als aber die wehrlosen Soldaten in die Strassen heraustraten, da wurden sie von ihren

elenden Gegnern zusammengeschossen. Diese lezteren feierten ihren wohlfeilen Sieg mit einem Liede, dessen Refrain lautete: „Im Protestantenblute lasst uns, Brüder, unsere Hände waschen“. Und man machte sich in der That an die schreckliche Arbeit.

Wie überall im Lande, so constituirte sich auch in Nimes ein royalistisches Comité, über dessen Sitzungssaale die Worte zu lesen waren: „Les Bourbons ou la mort,“ die Bourbonen oder der Tod! Hier wurden förmliche Subscriptionslisten aufgelegt, die Gewaltacte systematisch organisirt. Heute wird Der erschossen, morgen soll Jener fallen, heute soll dieses, morgen jenes Haus in Flammen aufgehen! Zwei Banditen dieses Comité's haben eine traurige Berühmtheit erlangt: Truphémy und Dupont, genannt Trestaillon. Sie besorgten die Executionen. Am Sonntage, an den Festen der Heiligen enthielten sich die Mörder als gute Christen gewissenhaft jeglicher Arbeit. Dann übernahmen aber die Weiber das Werk der Rache. Am Maria-Himmelfahrtstage fielen jene Megären über die Frauen und Töchter der Protestanten her, schleppten sie auf die Strasse, entblössten sie und misshandelten sie mit Schlägen. Die Stöcke, welche hierbei gebraucht wurden, hatten Eisenbeschläge in Form von bourbonischen Lilien, man nannte sie deshalb „Das königliche Schlagzeug, le battoir royal“.

Trestaillon besass eine Schwester, die sich ein grosses Landhaus wünschte, dessen Besitzer Protestant war. Am hellen Tage, auf offener Strasse, erschiesst Trestaillon den Unglücklichen, vertreibt dessen Wittwe und setzt seine Schwester in das gewünschte Besitzthum ein.

So ging es fort bis Ende Juli. Als gegen Ende August die Kammerwahlen stattfanden, erneuerten sich die Protestantenmorde; man erreichte dabei seinen unmittelbaren Zweck; denn kein Protestant wagte es, auf dem Wahlplatze zu erscheinen. Trestaillon's Freund und Beschützer, der Staatsanwalt Trinquelague, ward einer der Deputirten und sollte bald den jungen Guizot in einem Posten des Justizministeriums verdrängen. — Erst als im November 1815 die österreichischen Occupationstruppen in Nimes einzogen, erreichte das Morden und Brennen seinen endlichen Abschluss. Im November erschien auch der Herzog von Angoulême, des Königs Neffe, und that dergleichen, als wolle er die Mörder zur Verantwortung ziehen. Da traten vor ihn die ersten Frauen und die ersten Priester der Stadt und flehten um Gnade für Trestaillon!

Das erklärt nun hinreichend, wie es kam, dass verhältnissmässig wenige Banditen so lange und so unbedingt schalten konnten. Die Beamten wollten oder wagten nicht einzuschreiten, die Bürgerschaft und die Priesterschaft rieben sich die Hände, dass das Gewünschte durch Andere an ihren Feinden vollzogen wurde. Wo waren die Richter? Die hatten vollauf zu thun! Aber vor ihnen erschienen die Protestanten nicht als Kläger, sondern als Verklagte. Sie hatten dem Wolfe das Wasser getrübt, sie hatten Händel gesucht, sie hatten sich Thätlichkeiten und Gewaltacte erlaubt!

Wie man die Protestanten officiell behandelte, davon ein einziges Beispiel. Das Departement du Gard hatte an der Kriegscontribution von 100 Millionen die Summe

von 940,000 Frcs. zu bezahlen. Man vertheilte diese Steuer nun so, dass die Protestanten 600,000, die Juden 200,000, die Katholiken 140,000 Francs zu entrichten hatten!

Soll ich noch weiteres erzählen, wie in Uzes der Mörder Graffan wüthete? Wie in Toulon der General Ramel vom Volke, in Bordeaux die Zwillingsbrüder Faucher von den Richtern gemordet wurden, wie sich überall die Gefängnisse mit „Verdächtigen" füllten? Ich muss auf die Werke von Vaulabelle und Viel-Castel verweisen, aus welchen ich das Erzählte geschöpft habe.

Im ganzen Lande hatten sich royalistische Comités gebildet, welche mit den ihnen zur Verfügung stehenden Freicompagnien die Bourbonenfehme handhabten, die lauen Beamten controllirten und terrorisirten, in zahllosen Gewaltacten weder das Recht der Habsucht, noch die Gelüste der Privatrache vergassen.

Selbstverständlich wurde diesem Treiben von oben herab aller Vorschub geleistet. Die Emigranten, die aus langer Verbannung zurückkehrenden Adeligen, kamen bornirter und anmassender heim als sie ausgezogen waren. Sie bestürmten den König mit ihren Forderungen, wollten ihr verlorenes Vermögen, ihre alten Stellen und neue dazu. Im Jahre 1814 liess einer von ihnen, der Graf Montlosier, ein Buch erscheinen, betitelt: „Von der französischen Monarchie," welches so recht den Standpunct dieser Junkerpartei zeigte. Der edle Graf hat aus der französischen Geschichte nur eins herausgeholt, nämlich, dass der französische Adel von jenen Franken stamme, welche Frank-

reich im Kampfe gegen die alten Römer erobert hätten. Land und Leute gehören also weder dem König, noch der Kirche, noch der Nation, sondern sie sind und bleiben auf ewig das Eigenthum der Eroberer, das Eigenthum der Junker. Die Revolution war ihm ein gottlob jetzt überwundener Empörungsversuch der Sclaven gegen ihre Herren. Man höre, wie der Graf zu diesen Rebellen redet:

„Freigelassene, Sclavenrasse, Volk von gestern! Euch hat man gestattet, frei zu sein, nicht uns, dem Adel anzugehören! Auf unserer Seite ist alles göttliches Recht, auf Euerer Seite heisst alles Gnade! Wir gehören nicht zu Euch, wir bilden eine Gemeinschaft für uns. Man weiss, woher Ihr kommt, man weiss, woher wir stammen!"

Kann man offener reden und bornirter denken? Das war also die politische und sociale Lehre, welche die Mehrheit des Adels aus der Revolutionsgeschichte gezogen hatte! Aus dieser Region nun wählte der König seine Rathgeber und seine Minister. Das Erste, was die neue Regierung vornahm, war eine Reinigung des Officierscorps in der Armee und des Beamtenkörpers in der Administration. „Epurer," reinigen und ausputzen, war in der That der technische Ausdruck dieser Operation. Jeder Unterofficier, jeder Briefträger, jeder Postillon riskirte einem besseren, einem wohlgesinnten Manne weichen zu müssen. Mit der Bereinigung des Richterstandes wollte es nicht so leicht gehen, man nahm hier seine Zuflucht zu einer ausserordentlichen Massregel, zur Einführung von Standgerichten, Prevotalhöfe genannt, die im amtlichen Abstempeln aller möglichen Gewaltacte, im summari-

schen Durchführen der schreiendsten Rechtsverletzungen das Unglaubliche leisteten.

Das traurigste Bild aber bot die Landesvertretung, die Kammer. Im Bunde mit einem durchs ganze Land verzweigten ultramontanen Vereine, den ein Jesuit unter dem Namen der Congregation gegründet hatte, setzte sie vor allem die Kirche in ihre verlorenen Rechte wieder ein. Diese Kammer sanctionirte sodann eine Reihe von Gesetzen, welche die von Ludwig XVIII. gegebene Constitution zu einem werthlosen Fetzen machten, und sogar in die Rechte des Königs selbst eingriffen, indem sie ihm z. B. das Begnadigungsrecht in Entscheidungen der Standgerichte entzogen. — Charakteristisch ist die Haltung dieser Kammer gegenüber den Ausschreitungen des Südens. Zwei Monate lang wagte keine Zeitung jene Greuel zu erwähnen, kein Kammermitglied darauf anzuspielen. Als im October der Deputirte d'Aguesseau endlich den Muth zu den schüchternen Worten fand: „Es heisst, im Süden seien Protestanten ermordet worden," da empfing ihn von allen Bänken das wüthende Geschrei: „Das ist unwahr! Das ist falsch! Zur Tagesordnung! Zur Tagesordnung!

Der König merkte alsgemach, dass die Wirthschaft seiner guten Freunde ihm eine ganz bedenkliche Zukunft bereiten würde. Im September 1816 entschloss er sich zur Auflösung dieser sogenannten „Chambre introuvable", d. h. einer Kammer, wie sich keine zweite mehr finden kann und von nun an bekamen die Freunde der Freiheit wieder Luft und Spielraum. Als aber im Jahre 1820 der Fanatiker Louvel den zweiten

Sohn Karls X., den Stammhalter der Bourbonen, ermordet hatte, um jene Königsrace in ihrem letzten Sprosse auszurotten, erhielt die Reactionspartei auf einige Jahre wieder Oberwasser. Aber gerade dieser Umstand war es, welcher die Gegner der ultramontanen Kirche und des Bourbonenregimentes in eine grosse Opposition zusammentrieb, deren Befreiungsthat, die Julirevolution, den Bourbonenthron in ihren Fluthen begraben hat.

Soviel über die französischen Zustände von 1815 bis 1830. Das drückende Gefühl der Schmach und der Niederlage beherrschte und verstimmte die Gemüther. Wer es nur wagte auszusprechen, was ein Jeder damals im Herzen trug, der fand willige Ohren und dankbare Herzen, er fand einen gewaltigen Chor, wenn er wie Béranger Spottlieder dichtete, den weitesten Leserkreis, wenn er wie Courier Pamphlete schrieb. Solche Männer wurden als die Tröster im Unglück, die Rächer der Unterdrückten und die Sturmvögel einer neuen Revolution betrachtet.

Und nun einen Blick auf Courier's Leben. Courier entstammt einer reichen Familie der hauptstädtischen Bourgeoisie. Er ist geboren 1772. Sein Vater bekam böse Händel mit einem Junker, der ihm Geld schuldete und Miene machte seinem Creditor ans Leben zu gehen. Er floh und liess sich an der Loire nieder, woselbst er in der Gemeinde Veretz bei Tours ein Herrschaftsgut gekauft hatte. Den Sohn bestimmte er zum Artillerieofficier und schickte ihn nach Chalons in die Militärschule. Obgleich nur die mathematischen Disciplinen hier Hauptsache waren, fasste der Zögling

eine Leidenschaft zum Studium der griechischen Sprache und Litteratur. Sie blieben sein Leben lang so ziemlich das Einzige, wofür er sich begeistern konnte. So ist Courier seinem wahren Berufe nach Gelehrter, Philolog, Humanist im Sinne der Renaissance, ein einseitiger Bewunderer der Form, ein Rhetor, dem das Schöne mehr gilt als das Wahre, ein geistiger Epikuräer, den die bewegenden Ideen der Zeit gleichgültig und kalt lassen. Mit Voltaire betrachtet er die Geschichte als eine Fabelsammlung und meint, der Geschichtschreiber habe seine Pflicht gethan, wenn er diese Fabeln hübsch zu erzählen verstehe. Die Zeitgeschichte, die grosse Revolution, lässt ihn kalt und den Officier Napoleons reizt weder der Ruhm noch das Handwerk der Waffen. Er ist kein Musterofficier, er hasst den Dienst und die Disciplin, ja zwei Mal in seinem Leben ist er einfach desertirt und mit knapper Noth den schlimmen Consequenzen der Desertion entronnen. Sein Regiment garnisonirte in Piacenza, als die Armee im Frühling des Jahres 1804 sich über die Frage auszusprechen hatte, ob sie einen Kaiser wolle. Wie theilnahmslos Courier zu dieser Frage sich verhielt, ist aus folgendem Briefe ersichtlich:

„Soeben haben wir einen Kaiser gemacht, und was mich betrifft, so hab' ich getreulich mitgeholfen. Das ist ungefähr so zugegangen. Heute Morgen versammelte uns der Oberst, theilte uns mit, um was es sich handle, gradaus, ohne Einleitung und ohne Schluss. „Kaiser oder Republik? Was wollt Ihr haben, meine Herren?“ Wie man zu sagen pflegt: „Rindfleisch, oder Braten, was schmeckt Euch besser?“ Als er fertig war, schauten

wir uns an, im Kreise dasitzend. Keiner wollte sich aussprechen. „Nun, meine Herren, Ihre Ansicht?“ Wieder blieben Alle still. Das dauerte wohl eine Viertelstunde, noch länger, und wurde nachgerade langweilig für uns und ungemüthlich für den Obersten. Endlich erhebt sich ein Lieutenant und sagt: „Wenn er Kaiser sein will, so sei er's, aber ich finde es nicht in Ordnung“. Neue Pause. Schliesslich ergreife ich das Wort und sage: „Meine Herren! Ich bin der Ansicht, dass das uns eigentlich gar nichts angeht. Die Nation will einen Kaiser, ist's an uns, die Frage zu berathen?“ Das gab den Ausschlag und man unterzeichnete. Beim Weggehen fragt mich Einer: „Weshalb sind Sie denn für das Kaiserthum?“ „Damit die Sache abgethan sei,“ antworte ich, „und wir zu unserm Billard kommen“.

Im Jahre 1809 finden wir unsern Courier auf dem Schlachtfeld von Wagram, der letzte Act seiner militärischen Laufbahn. Sein Freund und Biograph Armand Carrel berichtet über diese seine letzte Waffenthat: „Er sah nichts, begriff nichts, wusste nicht, was anfangen, war ohnmächtig vor Hunger und Ermattung, erwachte erst in Wien wieder, nahm ein Postbillet und reiste mir nichts dir nichts ohne Urlaub oder Abschied nach Italien“.

Hier streicht unser Humanist auf den Bibliotheken herum und forscht nach alten Manuscripten. In Florenz passirt es ihm, ein unersetzliches Manuscript durch einen enormen Dintenklex zu verderben, woraus ein Scandal entsteht, dem wir Courier's erstes Pamphlet verdanken. Unter philologischen Studien verlebt Courier

seine Zeit bis zum Jahre 1815. Da eröffnete die Restauration der Bourbonen seinem Ehrgeize ein Feld des Ruhmes. Seines Talentes war er sich schon bewusst geworden und auch seine Feinde sollten bald, obzwar im Tone des Vorwurfs, seine Befähigung zum Pamphletisten anerkennen.

„Dieser Courier," so drückt sich einer derselben aus, „war im Hasse gegen Kirche und Adel erzogen worden. Ein Professionshasser von Natur, war er mit jenem Auge begabt, das selbst in der Sonne Flecken sieht, mit jener Nase ausgestattet, die selbst am Rosendufte Fehler findet. Ein Redner war er nicht; konnte er doch nicht zwei Sätze hintereinander aus dem Stegreife sagen. Aber wenn es galt, die Feder in Gift und Galle zu tauchen, dann that es ihm Keiner gleich. So trat er im December 1816 mit seinem ersten Pamphlet auf und seither ist er wie ein heulender Köter neben dem Regierungswagen einhergelaufen und hat unseren hohen Ministern und unserer heiligen Kirche jede Stunde des Sieges und der Freude verdorben".

Courier's wuchtige Keulenschläge gelten im Grunde nur zwei Gegnern, dem Adel und den Priestern, sodass ein Eintheilungsprincip für die folgenden Auszüge sich ganz natürlich ergibt.

Courier stellt sich in seinem Pamphlete dem Volke vor als ein schlichter Bauer, der sich an die Bauern seines Dorfes wendet, bald Paul Louis der Weinbauer, Paul Louis der Landwirth, bald Paul Louis der reitende Kanonier, unterzeichnet. Eine scheinbar schlichte, im Grunde aber sehr raffinirte Einfachheit ist der Grundton seiner Sprache. An kühner Deutlichkeit lässt

er es nicht fehlen. So wendet er sich 1820 an die Minister wie folgt:

„Das Volk hat der Regierung vorzuschreiben, wie sie fuhrwerken soll. Denn die Regierung ist ja nur der vom Volke bezahlte Kutscher, der uns nicht fahren darf, wohin er will und wie er will, sondern wohin wir wollen und auf dem Wege, der uns behagt“.

Die Stellenjägerei wird also gegeisselt: „Heute möchte ein Jeder ein Amt besitzen. Sobald der junge Mensch ein Compliment zu machen weiss, so geht er zum Minister und macht einen Kratzfuss. Das nennt man sich vorstellen. Man stellt sich aber vor, um etwas zu werden, und man wird etwas im Verhältniss zum Bösen, das man anrichten kann. Der Bauer ist gar nichts, der Arbeiter ist nichts, der Gendarm ist schon etwas, der Präfekt ist ziemlich viel, der Landesherr ist Alles“.

Die neugebackenen Officiere des Junkerthums bekommen auch ihr Theil. „Habt Ihr's schon gehört? Der Herr von Habenichts ist Husar geworden. Seit wann? Seitdem man nicht mehr kriegen thut. Er riecht nach der Kaserne, nicht nach dem Feldlager. Aber ein strammer Soldat! Stark genug, um zwei colossale Epauletten auf der Schulter herumzutragen! Fluchen kann er wie die alte Garde, seine Burschen kann er schlagen wie der Marschall Junot und räuspern und spucken wie Napoleon! Narben hat er nicht, aber Rheumatismen hat er, die er sich als Emigrant geholt, wenn er im Freien campiren musste. Ihr seht, Bonaparte's Genie weilt nicht auf St. Helena, nein, es ist in unsere Junker gefahren!“

Den wichtigsten Vorstoss gegen Hof und Adel führte aber Courier in seiner Flugschrift über Chambord.

Sieben Monate nach der Ermordung des bourbonischen Stammhalters, des Herzogs von Berry, d. h. im September 1820, kam dessen Wittwe mit einem Prinzen nieder, der heute den Titel eines Grafen von Chambord führt und noch vor wenigen Jahren unter demjenigen Heinrichs V. von den Legitimisten als französischer Throncandidat portirt wurde. Unendlich war der Jubel unter den Royalisten, als dieses Wunderkind (l'enfant du miracle) zum Vorschein kam. Der Hof, seiner innigsten Freude den billigsten Ausdruck verleihend, setzte eine Nationalsubscription in Gang, um ein früheres Besitzthum der bourbonischen Familie, das an der Loire gelegene Schloss Chambord, zurückkaufen und „dem Kindlein in der Wiegen“ als Angebinde entgegenbringen zu lassen.

Das war nun für unseren Courier wieder eine prächtige Gelegenheit, auf die Junker loszuschlagen. In einem giftigen Pamphlete wendet er sich an die Bauern seiner Gemeinde und redet sie also an.

„Hätte unsere Gemeinde übriges Geld, so würden wir, denke ich, eine neue Strasse machen oder unsere alte Brücke einmal flicken lassen. Aber das Schloss Chambord kaufen für den kleinen Herzog von Bordeaux, das dürfte uns gewiss zu allerletzt einfallen. Das wäre weder für uns, noch für den kleinen Herzog ein gutes Geschäft.

Wäre er ein Bauer, dann könnten ihm 1200 Juchart guten Ackerlands allerdings noth thun, aber er ist ja kein Bauer, er soll ja eines Tages das Land regieren;

und dazu braucht man keine Schlösser, sondern nur die Achtung seines Volkes. Die Junker am Hofe sagen ihm zwar, je mehr wir zahlen, um so grösser werde unsere Liebe sein, sie sagen ihm, mit einem mächtigeren Budget werde auch die Liebe sich mehren. Wir Bauern denken anders. Wenn der Junker seinen König nach Verhältniss dessen liebt, was er ihm schenkt, so liebt das Volk seinen Fürsten nach Massgabe dessen, was er ihm in der Tasche lässt.

„Man hat", so lese ich im Circular des Ministers, „man hat die Idee gehabt, das Schloss Chambord durch die Gemeinden Frankreichs zurückkaufen zu lassen". Wirklich? Hat man diese Idee gehabt? Hat der Minister selbst diesen grossen Gedanken gefasst, oder ein simpler Junker, oder etwa gar eine Gemeinde? Bei uns an der Loire existirt diese Gemeinde jedenfalls nicht, aber vielleicht im Norden, wo sie die Kosaken und die Preussen zweimal im Quartier gehabt??

Und welche Lectionen könnte dem Herzog das Schloss seiner Ahnen ertheilen, welche Erinnerungen ihm zurückrufen? Die Maitressenwirthschaft Franz I., die Blutschande des Regenten, die Laster Ludwigs XV.!"

Nun folgt das Stärkste, was Courier je gegen die Hofschranzen geschrieben hat. Ich resumire nur das Anständigere.

„Die Handlung wäre noch zu finden, die so schlecht, so niederträchtig, so feige wäre, dass sie ein Höfling, ich sage nicht verweigerte, denn so was kommt ja nie vor, nein, dass sie ein Höfling nicht als einen Beweis seiner Ergebenheit anführen, sich mit ihr nicht gross machen würde. Die höchste Tugend lässt

sich bestimmen, aber die Tiefe der Gemeinheit ist bodenlos".

„Und ihre Weiber erst! Es gibt kein einziges adeliges Haus in Frankreich, das seinen Glanz und seinen Reichthum nicht seinen Weibern zu verdanken hätte. Ihr versteht mich schon! Sie haben's natürlich nicht mit Hemdenflicken und Kindersäugen verdient. Ein tugendhaftes Weib wäre für einen Höfling der baare Ruin, das grösste Unglück. Rings um ihn her würde es Gold und Gnaden regnen, er allein ginge leer aus. Kurz, der Adel kennt nur eine Art des Gelderwerbs, die Prostitution seiner Weiber".

Wie Courier die Junker behandelt, haben unsere Leser bereits vernommen, und die Priester kommen natürlich nicht besser weg.

„Was ist ein Kloster? — Eine Anstalt, in welcher man Männlein ohne Weiblein, oder hinwiederum Weiblein ohne Männlein zusammensperrt".

Der annoch ultramontane Abbé Lamennais schreibt ein dickes Buch „über die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen". Als Postscriptum eines offenen Briefes lesen wir bei Courier: „A propos, könnten Sie mir nicht sagen, ob der Abbé Lamennais seine Gleichgültigkeit in religiösen Dingen fortzusetzen gedenkt?"

Das ist alles noch harmlos, aber die berühmte Stelle über den Beichtstuhl und die Ehelosigkeit des Priesters ist es weniger.

„Ein Mädchen in die Beichte nehmen — denkt Euch was das heisst!"

„Dort, ganz hinten in der Kirche, so recht express, so recht heimlich an die Mauer gelehnt, steht eine Art

von Kasten, eine Art von Schilderhäuschen, wo ein Priester, — ich meine nicht einen Mingrat, dessen Verbrechen Ihr in allen Zeitungen habt lesen können, — nein, ich will annehmen, ein braver und ein frommer Mann, aber immerhin — ein Mann, und zwar ein junger Mann — sie sind ja fast alle jung! — Abends nach der Vesper, die schöne Sünderin erwartet, die er liebt. — Sie weiss es auch, dass sie geliebt ist; denn die Liebe kann sich dem geliebten Gegenstande nicht entziehen. — Hier widersprecht Ihr mir schon. — „Sein sittlicher Charakter, seine fromme Erziehung, sein heiliges Gelübde!“ — Ich antworte, dass hier kein Gelübde vorhält; ich behaupte, dass ein junger Priester, wenn er aus dem Seminare in eine Gemeinde kommt, robust und gesund und — aufgelegt, sich in irgend ein Mädchen verlieben muss, das kann gar nicht anders sein. Und wenn Ihr mir hier widersprecht, so behaupte ich gleich noch viel mehr, — dass er sie sammt und sonders gerne sieht! Aber Eine wird er allen Andern vorziehen. Er würde aus ihr eine tugendhafte und keusche Hausfrau machen, — wenn nur der Papst nicht wäre. Er trifft sein Mädchen auf der Strasse, sieht sie in der Kirche, er hat ein Recht, bei ihr einzutreten, an Winterabenden sich vor sie hinzusetzen und da — der Unglückliche! — das Gift ihrer Blicke zu trinken.

„Wenn er nun folgenden Tages von seinem Beichtstuhle aus ihren Tritt durch die einsame Kirche hallen hört, wenn er sich selber zuflüstert: Jetzt kommt sie! Was geht dann vor in der Seele des armen Beichtigers? Bravheit und Pflicht und Vorsätze nützen hier offenbar

wenig, ohne eine ganz besondere Gnade des Himmels. Ich will annehmen, es sei ein Heiliger. Da er nicht entfliehen kann, so seufzt er tief auf und empfiehlt seine Seele dem Herrn. Wenn es aber nur ein Mensch ist, dann zittert er, es regt sich sein Verlangen, und schon wagt er — unbewusst und unwillkürlich — auch zu hoffen. Sie erscheint, wirft sich nieder vor ihm auf die Knie, — vor ihm, dessen verlangendes Herz ganz hörbar an die Rippen pocht! — Leser, Du bist jung, oder Du bist es gewesen. Was meinst Du im Vertrauen zu einer solchen Situation? — Meist allein und ohne andere Zeugen als die stummen Gewölbe der Kirche, plaudern sie nun. Von was? Ach Gott, von Allem, was nicht unschuldig ist! Sie sprechen, nein sie flüstern, Mund an Mund gelehnt, vermählt sich ihr Athem. Das dauert eine Stunde, manchmal mehr und das kehrt häufig wieder.

„Denkt nicht, dass ich etwas erfinde. Die Scene, so wie ich sie geschildert, wird in Frankreich täglich abgespielt zwischen 40,000 jungen Mädchen und eben so vielen jungen Priestern, welche jene Mädchen lieben, weil sie dem männlichen Geschlechte angehören, welche sie aber niemals heirathen können, weil es der Papst nicht gestattet. Der Papst verzeiht den Priestern alles, alles — nur das Heirathen nicht. Er will lieber einen Priester, wie den Mingrat, der die Ehe schändet, der ein Hurer ist und ein Mörder, als einen Priester im Stand der Ehe. Mingrat ward verurtheilt, weil er seine Maitressen umgebracht, — hier vertheidigt man ihn auf der Kanzel, dort spricht man ihn heilig. Hätte dieser Mingrat eine von seinen Maitressen geheirathet —

welch ein Scheusal, welch ein Ungeheuer! Nirgends fände er Asyl. Rasch würde mit ihm aufgeräumt, mit ihm und dem Beamten, der es gewagt hätte, ihn zu trauen".

Hier haben wir den wahren Courier. Schonungslos greift er einen ganzen Stand an, rücksichtslos verletzt er die religiösen Gefühle von Tausenden, mit dem genialen Instincte seines Hasses weiss er ein abgedroschenes Thema zu verjüngen, es dramatisch zu gestalten, es bis in seine geheimsten Falten auszubeuten. Jeder Satz ist überlegt, jedes Wort berechnet, jede Wirkung vorgesehen. Wie giftig, wie raffinirt ist seine Definition der Beichte: „Sie plaudern von Allem, was nicht unschuldig ist!"

Unnöthig zu sagen, dass Courier mit Pressprocessen, Bussen und Gefängniss ab und zu bescheert wurde, dass man seine Sachen auf der Post erbrach, ihm anonyme Drohbriefe haufenweise ins Haus schickte. Hören wir, wie er sich wegen der Verletzung des Postgeheimnisses zu rächen weiss.

Im October 1823 las man folgendes Inserat im „Constitutionnel":

„Unsere Abonnenten in Tours werden hiemit gebeten, der Frau des Weinbauers Courier folgende Zeilen zur Kenntniss zu bringen.

„Meine Liebe. Schicke mir doch sechs Hemden und sechs Paar Strümpfe. Aber um Gotteswillen keinen Brief im Packe, sonst würde er mir schwerlich zukommen. Ich weiss, dass auch Du meine Briefe nicht empfängst, und desshalb über mein Schicksal besorgt bist. Sei ruhig, in dieser Welt

gibt es weit mehr Gerechtigkeit, als Du zu glauben geneigt sein dürftest. Was mich betrifft, so bin ich dermalen weder todt noch krank, noch im Loche. Lebe wohl, dein getreuer Ehemann".

In seinem letzten Pamphlete hatte Courier an sich selbst die Worte gerichtet: „Paul Louis, nimm' dich in Acht, die Schwarzen bringen dich noch um!" Bald nachher, Sonntag Abend, den 18. April 1825, fand man ihn erschossen in dem an seine Villa grenzenden Walde. Natürlich hiess es in ganz Frankreich: Das haben Courier's politische Feinde gethan! Aber Mme. Courier bezeichnete sofort Courier's Waldhüter Fremont als den Thäter, welchem Courier an jenem Sonntag Abend gegen Sonnenuntergang in seinen Waldungen ein Rendezvous gegeben hatte. Die Untersuchung der Leiche ergab, dass der Mörder auf Gewehrlänge musste geschossen haben, da in der Wunde nicht nur die Kugel, sondern auch der Pfropf sich vorfand, Fremont wurde indess wegen Mangel an überführenden Beweisen freigesprochen. Noch im December 1829 konnte Armand Carrel seiner kurzen den Didot'schen Ausgaben beigegebenen Biographie die Bemerkung anfügen: „Auch heute noch klagt man Niemand der That an. Nur so viel ist bekannt, dass in seinen letzten Jahren mit Courier schwer auszukommen war und dass er desshalb Privatfeinde besass". Da Carrel's Biographie den Compilatoren als einzige Quelle zu dienen scheint, so wiederholen auch die neuesten Auflagen unserer Conversationslexica immer wieder die Behauptung, man habe Courier's Mörder nicht entdeckt. Es ist in der That eine Nachlässigkeit, dass die neuen Auflagen Didot's jene

Bemerkung Carrel's nicht mit einer Note versehen haben, und es wäre unseren Compilatoren zu empfehlen, sich in Zukunft bei Rosenwald's Artikel der „Biographie générale“ Rath zu holen.

Im Frühjahre 1830 nämlich ereignete sich folgender Vorfall. Eine Stallmagd aus Courier's Gemeinde, Véretz, kam eines Abends heimgeritten, in den Hof ihres Brodherrn und erzählte, wie drüben im Walde vor dem Denkstein des Ermordeten ihr Gaul gescheut, sie selbst dabei geschaudert habe, wie damals, als sie Courier im Kampfe mit seinen Mördern gesehen. „Wie, du hast die That mit angesehen?“ fragte höchst erstaunt ihr Meister. Mit einiger Mühe gelang es ihm, aus der halb stumpfsinnigen Magd das Folgende herauszulocken:

„An jenem Sonntag Abend war ich mit einem jungen Burschen im Walde, wir lagen im Gebüsche versteckt, als wir etwa zwanzig Schritte von uns laute Stimmen vernahmen. Wir guckten behutsam durch das Gezweige und sahen den Herrn Courier in lebhaftem Wortwechsel mit vier seiner Knechte, von denen zwei mit Säbeln, einer mit einem Knüttel, der vierte, Fremont, mit einer Doppelflinte bewaffnet waren. Ich sah, wie Dubois den Herrn Courier am Beine packte und ihn zu Boden warf. Dieser rief: „Ich bin ein verlorner Mann“. Fremont legte an und feuerte. Der Erschossene lag auf dem Bauche, die Mörder legten ihn auf den Rücken, untersuchten ihn und liefen dann davon.“

Die Staatsanwaltschaft Tours wurde von dem Vorfalle in Kenntniss gesetzt und die bezeichneten Knechte

verhaftet. Fremont konnte als Freigesprochener nicht ein zweites Mal desselben Verbrechens angeklagt werden. Er erschien daher als Zeuge, aber die Aufmerksamkeit concentrirte sich selbstverständlich auf seine Person; denn er hatte bereits bei der Confrontation mit dem neuen Zeugen seine That eingestanden.

Anfangs Juni 1830 kam dieser zweite Process vor die Assisen in Tours, die Verhandlungen gibt der „Moniteur“ des 15., 16., 17. Juni 1830. Aus dieser Lectüre geht für mich Folgendes hervor.

1) Obgleich Fremont nur die That und nicht das Motiv derselben gestehen wollte, so kann man mit ziemlicher Sicherheit jenes Motiv errathen. Courier's gehässige Härte scheint seine Knechte erbittert zu haben, so ward er das Opfer eines lange vorbereiteten Complottes.

2) Fremont suchte die Verantwortung auf seine Mitschuldigen zu wälzen. Sie hätten ihn durch Drohungen zur That gezwungen und Mme. Courier sei die intellectuelle Urheberin des Complottes gewesen.

3) Es fragte sich einen Augenblick, ob Mme. Courier ebenfalls auf der Anklagebank Platz zu nehmen hätte. Diese Frage wurde verneint, da gegen sie nichts weiter vorlag, als Fremont's sehr verdächtige Anklage. Als Zeuge vorgeladen, zog sie es vor, in der benachbarten Schweiz den Schluss der Affaire abzuwarten. Es scheint, dass sie unter der Eifersucht ihres viel älteren Ehemannes gelitten hatte. Weiteres über ihr Verhältniss zu Courier geht aus den Verhandlungen nicht hervor.

4) Die Angeklagten wurden freigesprochen und

Fremont mit den Worten entlassen: „Das Gesetz hat Euch vor fünf Jahren losgesprochen, aber heute verurtheilt Euch die Gesellschaft“. Drei Tage nach seiner Entlassung starb Fremont an seinen inneren Qualen. Seitdem er das Geständniss abgelegt, hatte er den Appetit verloren; der kleine, elend gekleidete Mann mit dem blassen Gesichte, den eingesunkenen grauen Augen und dem röthlichen Backenbarte musste schon am ersten Tage der Verhandlungen halbtodt vor seinen Richter geschleppt werden.

5) Die Kinder Courier's waren in diesem Processe als Civilpartei aufgetreten mit dem Begehren einer amtlichen Constatirung von Fremont's Geständniss. Ich weiss nicht, welchen Bestimmungen des französischen Rechtes zufolge es geschehen konnte, — aber Thatsache ist, dass Courier's Kinder in die Kosten nicht nur des zweiten, sondern auch des ersten Processes verfällt wurden. Bourbonische Cabinetsjustiz? Auch die Wittwe des Marschalls Brune hatte, wie wir oben gesehen, im Jahre 1821 die Hälfte der Processkosten tragen müssen.

Wenn wir nun zum Schlusse die zerstreuten Züge zu einem Gesammtbilde vereinigen wollen, so scheint es am thunlichsten, den Schriftsteller, den Politiker und den Menschen besonders zu charakterisiren. Der Schriftsteller, der Stilist, der Pamphletist verdient in vollem Maasse das Lob seltener und originellster Vortrefflichkeit. In der leidenschaftlich unablässigen Lectüre der griechischen und französischen Klassiker hatte unser Courier seinen Geschmack erzogen und seine Sprache gebildet. Wenn er schrieb, so wurde

jedes Wort berechnet, jeder Satz mit wahrer Künstlerlust aufgefunden, ausgebaut, und der Schreiber ruhte nicht eher, als bis die schneidendste Schärfe, die concentrirteste Kraft, die durchsichtigste Klarheit, die möglichste Einfachheit erreicht war, bis der Ausdruck dem Gedanken passte, wie das gutgeschnittene Kleid dem wohlgeformten Leibe sitzt. Jene scheinbar naive Schlichtheit ist also das Resultat einer langen Kunst, einer feinen Berechnung und einer zähen Beharrlichkeit. Da Courier mit den französischen Klassikern des 16. und 17. Jahrhunderts, mit Molière und Rabelais, mit Lafontaine und Amyot, innig vertraut ist, überhaupt von der Ansicht ausgeht, dass in jenen Schriftstellern und in jener Zeit allein ein tadelloses und ein mustergültiges Französisch zu finden sei, so sind ihm nicht nur von selbst eine Menge alter Wendungen in die Feder geflossen, sondern er hat sie auch mit Absicht und Bewusstsein verwerthet. Aber diese fremden und alten Elemente hängen nicht wie aufgenähte Lappen an der Gewandung seines Stiles, sondern wie die aus kräftiger Nahrung gezogene Lymphe sind sie mit dem eigenen Blute assimilirt worden. Courier wird nie aus der Mode kommen, so lange man französisch liest und schreibt. Wie bei Lessing rettet seine Flagge die Waare, verjüngt seine Form den Inhalt. Was gehen uns, um von Lessing zu reden, heutzutage der Pastor Goetze, die antiquarischen Schnitzer des Herrn Klotz, die gemalten Scheiben des Klosters Hirschau an? Was gehen uns, um von Courier zu sprechen, die erloschenen Krater der politischen Fragen an, die in den zwanziger Jahren Flammen und Lava spieen? Und doch, wenn

Lessing von jenen redet, Courier diese discutirt, so lauschen wir mit Spannung, als würde uns das Neueste berichtet. So gross ist die Macht stilistischer Virtuosität!

Und nun zum Politiker. Gewiss, Courier hat im Kampfe des französischen Bürgerthums gegen die Bourbonen wohlverdiente Lorrbeeren geerntet. Er war der hochbegabte Pamphletist jener Bourgeoisie, deren Banquier Laffite, deren Redner General Foy, deren Führer Thiers, deren Dichter Béranger ist. Aber wie dieser letztere ist Courier ein reiner Oppositionsmann, dessen volles Gedeihen nur in eine Zeit fallen kann, wo die ganze Nation in zwei grosse Lager sich scheidet. Béranger hat es selbst ausgesprochen in seiner so lehrreichen letzten Vorrede. „Warum ich seit 1830 keine politischen Lieder mehr gedichtet habe? Weil der grosse Chor nicht länger beisammen war, der meinen Refrain aufnahm, ihn zum geflügelten Worte machte, ihn von Stadt zu Stadt, durchs ganze Land zu tragen pflegte, weil nach dem Julisiege jenes Lager in viele Fractionen sich auflöste, von denen eine jede ihr eigenes politisches Ideal verfolgte!“ So hätte auch Courier nach 1830 den grossen Leserkreis umsonst gesucht, der jede seiner Flugschriften von Haus zu Haus gleiten liess. — Aber der Pamphletist setzt nicht nothwendig das voraus, was wir einen politischen Charakter nennen. Hass und Ehrgeiz und Talent reichen für Jenen aus, während Dieser einen positiven Inhalt, ein festes Programm, selbstlose Begeisterung voraussetzt. Besass Courier diese Eigenschaften? Ich muss es bezweifeln. Der ehrgeizige Litterat und nicht der Mann

der idealen Ziele steckt hinter der Maske des Weinbauers Paul Louis. Sein Brief über die Kaiserwahl ist charakteristisch. Man sage nicht: Was konnte ein Courier machen, was hätte da ein Protest genützt? Gerade da, wo der Widerstand nichts mehr zu nützen scheint, tritt der Indifferente in einen schneidenden Gegensatz zum Idealisten. Es war auch um's Jahr 1804, als Frau von Staël Reflexionen über das Kaiserthum und den Kaiser niederschrieb. „Als ich Bonaparte's Usurpation erfuhr," sagt sie, „da weinte ich, nicht weil Bonaparte sein Land um die Freiheit betrogen, — die Freiheit wird in Frankreich noch lange unmöglich bleiben, — sondern weil er uns auch die Hoffnung auf die Freiheit benahm". Und anderswo: „Was soll man thun, wenn Widerstehen nichts mehr nützen will? Dann erst sage ich: Widerstehen und immer widerstehen! Der Widerstand an sich ist auch ein Umstand von Bedeutung, dessen sittliche Consequenzen sich gar nicht berechnen lassen!" — Und wenn wir schliesslich auf Courier den Menschen blicken, so muss zwar erstens betont werden, dass wir wenig Bestimmtes über seinen Privatcharakter wissen, zweitens aber muss man zugeben, dass dasjenige, was wir wissen, nicht zu seinem Vortheil ist. Ich übergehe den Vorwurf seiner Gegner, dass seine catonische Sittenstrenge nur in seinen Pamphleten, keineswegs in seinem Leben zu finden sei. Aber sein Florentinerklex scheint mir auch ein Charakterklex zu sein. Seine Biographen haben die Sache mit den schlechten Witzen seines Pamphletes abgefertigt. Wer aber die dort gegebene Entstehungsgeschichte jenes Klexes mit dessen Facsimile verglichen

hat, wer erwägt, dass Courier's Humanistenehrgeiz das grösste Interesse haben musste, jene Stelle der Handschrift auf immer zu verderben, wer in Betracht zieht, dass er nach dem angerichteten Unheile dem Verwalter der geschädigten Bibliothek die Mittheilung seiner früher angefertigten Copie, d. h. des von nun an einzigen Exemplares der vernichteten Seite, obendrein noch verweigerte (eine Mittheilung derselben hätte freilich das Zerstörungswerk um seinen Zweck betrogen!) — der kann nicht umhin, in jenem Vorfalle einen hässlichen und frechen Act der Selbstsucht zu entdecken. Und Courier's tragisches Ende hat mehr den Charakter einer Sühne für begangene Fehler, als denjenigen der Hinopferung eines Unschuldigen. Es ist bezeichnend, dass die meuchlerische Kugel nicht aus den Regionen kam, wo Courier's gute Thaten liegen, sondern aus den dunklen Regionen seines Privatlebens; dass sie nicht dem muthigen Kämpen der bürgerlichen Freiheit und dem Feinde der Dunkelmänner galt, sondern dem harten und lieblosen Meister, dem Humanisten ohne Humanität. Wenn irgendwo in Courier's Lebenslauf, wird man an dieser Stelle die grosse Lücke in seinem Charakter gewahr. So wie die zersetzende Satire dem Ideale keine Stelle in seinem Geiste liess, so gönnte die Bitterkeit seines Hasses der Menschenliebe keinen Raum in seinem Herzen. In diesem Risse keimte die Krankheit, die ihn tödten sollte.

Nach bester Ueberzeugung habe ich versucht, einen Menschen zu zeichnen, da ich keinen Helden verherrlichen konnte, noch wollte. Wenn nun allerdings Courier's grosses Talent von keinem grossen Charakter

getragen ist, so muss ihm doch das Lob gespendet werden, das Mommsen seinem Mithridates, dem Erzfeinde der Römer, ertheilt, wenn er den Gedanken ausspricht, jener Orientale habe in seinem politischen Leben eine Tugend besessen, die in der politischen Welt nicht so leicht und nicht so häufig ist, als man glauben möchte, die Tugend, rechtschaffen hassen zu können.

Pierre Lanfrey.

Der geistreiche Verfasser der „Geschichte Napoleon's“ wurde in den Zeitungen schon letzten Sommer begraben, und nur auf kurze Zeit war es ihm vergönnt, jene Kunde zu überleben; denn schon in der ersten Hälfte des Novembers 1877 erlag Pierre Lanfrey seinen Leiden. Wir hoffen, irgend ein Freund des bedeutenden Mannes werde ihm ein biographisches Denkmal stiften. Bis dahin aber wird das Studium seiner Werke fast die ausschliessliche Vorbereitung Dessen bleiben, der von Lanfrey zu reden sich vornimmt.

Pierre Lanfrey wurde 1828 in Chambéry geboren. Er ist also, wenigstens seiner Geburt nach, Savoyer. Sein Vater hatte unter dem grossen Kaiser gedient und mag die Phantasie des empfänglichen Knaben mit mancher militärischen Erinnerung beschäftigt haben. Wie Voltaire holte sich Lanfrey seine erste Bildung bei den Jesuiten, denen er in späteren Jahren so wenig als der grosse Spötter des achtzehnten Jahrhunderts gefallen sollte. Eine beissende Satire auf die ehrwürdigen Väter des Collége von Chambéry soll dem jungen Lanfrey jene schlimmen Augenblicke bereitet

haben, mit welchen der junge Arouet-Voltaire die ersten Proben seines Genius bezahlte. Man verbannte den bösen Peter aus seiner reizenden Heimat in die öden Mauern eines Pariser Lyceums, nach dessen Absolvirung das Studium der Rechte — der unvermeidliche Durchgangspunct des französischen Publicisten — begonnen ward.

Der Decemberstreich von 1851 fand den 23jährigen jungen Mann bereits mit den Vorbereitungen seiner ersten Publication beschäftigt. „L'Eglise et les philosophes du 18. Siècle" erschien 1854. Die „Revue des Deux Mondes" nennt sie das leidenschaftliche Erstlingswerk eines schroffen Idealisten, der mit dem ganzen Feuer seiner Seele die Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts festhält. Schon diese Erstlingsfrucht von Lanfrey's Studien trägt das Doppelgepräge seines hochbedeutenden Talentes: Kraft und Gewandtheit, logische Schärfe und epigrammatische Eleganz.

Drei Jahre später (1857) hatte Lanfrey seinen „Essai sur la Révolution française" vollendet. Derselbe bildet eine natürliche Fortsetzung seines ersten publicistischen Versuches, beschäftigt er sich doch wieder mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, diesmal in ihren Beziehungen zum grossen Ereignisse der Revolution. Die apologetische Tendenz, welche Frau v. Staël und nach ihr Mignet und Thiers im liberalen, Michelet, Buchez und Louis Blanc im demokratischen und socialistischen Sinne in ihre Revolutionsgeschichte gelegt hatten, weicht hier einem höheren Gesichtspuncte: demjenigen des sittlichen Urtheils, des Gewissens. Marat's und Robespierre's Rettung wird Anderen überlassen; und wenn auch Lanfrey zwischen

Ideen und Thaten unterscheidet, so gilt doch der einfache und bewährte Satz: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!“ dem Autor als Richtschnur. Lanfrey's Standpunct ist somit nicht die Parteiraison, sondern das schlichte Urtheil des braven Mannes. Strenge geht er mit den Häuptern der Bergpartei ins Gericht und ein besonderes Capitel vernichtet das sophistische Plaidoyer ihres gewandten Advocaten Louis Blanc. Mit Macht erhebt sich Lanfrey gegen dessen latente Maxime, dass eine Parteifahne verwerfliche Leidenschaften retten, die politische Absicht Verbrechen sühnen, eine gute Idee die Lüge in ihren Dienst ziehen dürfe. Je strenger aber die Menschen gerichtet werden, um so begeisterter erklärt sich Lanfrey für die Grundsätze des Revolutionsfrühlings von 1789. Es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, dass die Kehrseite dieser historischen Arbeit ein Pamphlet auf die französischen Zustände der Fünfzigerjahre ist. Lanfrey's epigrammatische Ader versteht die „Guerre d'allusion,“ den Guerillakrieg der beissenden Anspielung, aus dem Fundamente.

Es bleibt ein schönes Zeugniss für den idealen Gehalt von Lanfrey's Charakter, dass in eben dem Jahre, wo der äussere Glanz, das Wohlleben und der Materialismus des zweiten Kaiserreiches jede Kraft gebrochen und jedes höhere Streben beseitigt zu haben schien, wo Maler und Romanschreiber um die Wette die rohe Sinnlichkeit bedienten, dass im Jahre 1858 Lanfrey's „Briefe an Everard“ dem Schmerze des Vereinsamten einen herben, weil tiefempfundenen Ausdruck verliehen. Auch Lanfrey hat diesmal die unvermeidlich gewordene Form des Romans gewählt, um Gleich-

gesinnten jene Anschauungen entgegenzubringen. Der Autor nennt seine Briefe „ein psychologisches Tagebuch“; es sind düstere Betrachtungen über die Zustände und die Menschen jener Tage. Everard-Lanfrey hat die bittere Erfahrung gemacht, dass die Gesellschaft dem Stärkeren, oder was gleichbedeutend ist, der Intrigue und der Gemeinheit als Beute anheimfällt. Kind einer für die Freiheit erzogenen Generation, sieht der hochstrebende Jüngling sich mit einem Schlage in die Knechtschaft geschleudert, ohne dass es ihm vergönnt gewesen, den Kampf, der über sein Geschick entschied, selbst mitzukämpfen. Für sich allein zwar setzt er den Widerstand mit der ganzen sittlichen Spannkraft seiner Gesinnung fort, aber rechts und links fallen Freunde ab, ein Jeder treibt mit dem Strome und folgt dem grossen Haufen, der ja jeden Augenblick zum Vor- und Rückmarsche bereit ist. Sich selbst will Everard nicht untreu werden, der allgemeine Abfall kann ihn s e i n e r Schwüre nimmer entbinden: aber zum Unglück sieht er sich prädestinirt, zur Unthätigkeit verurtheilt im Alter der Begeisterung und der Thatkraft; unerschütterlich — ja, aber mit dem Fluche, thatenlos zu bleiben. Selbstmordgedanken beschleichen ihn: „malo mori quam foedari!“ Endlich, müde des Doppelschauspieles engherziger Verzichtleistung auf die Freiheit und elender Kriecherei gegenüber den Erfolgen des Starken, sucht Everard in einer unüberlegten verfrühten Schilderhebung italienischer Patrioten einen sichern Tod.

Diese Lösung des psychologischen Drama's ist für Lanfrey charakteristisch. In einem ganz ähnlichen

Romane desselben Jahres (Lysis, von Charles Gouraud) sucht und findet der vom politischen Elende der Gegenwart angewiderte Held seinen Trost in einer keuschen Liebe. Diese Abmachung mit dem Zuge des politischen Gewissens würde Lanfrey's Everard als Entweihung und Verrath erscheinen. Seine Lösung allein konnte seiner Stimmung genügen.

Indess die Entmuthigung des Starken geht vorüber, und Lanfrey wusste seinen Trost in der Zuflucht des entschlossenen Mannes, in ernster Arbeit, zu finden. Die geräuschvolle Debatte über die weltliche Macht des Papstes regte auch ihn zu einem Versuche an, in welchem er nach Gewohnheit die Geschichte in den Dienst der Politik zog. Lanfrey's „Histoire politique des papes" trieb mit auf den Wogen der Broschürenfluth des Jahres 1859, um bald in ihrer Ebbe zu verschwinden. In dieser Schrift nun schlägt der bereits erprobte publizistische Krieger seine Gegner mit den Zeugnissen von achtzehn Jahrhunderten, weist mit unerbittlicher Dialektik nach, wie das Papstthum von jeher ein Erbfeind der italienischen Einheit gewesen, in der Schwäche und Zersplitterung der unglücklichen Nation die eigene Rettung und Wohlfahrt gesucht habe. Ueber den kurzlebigen Erfolg des Buches wusste sich Lanfrey mit einem hübschen Epigramme zu trösten: „Les livres sont comme les abeilles, ils meurent de leur victoire". (Bücher und Bienen gehen an ihrem Siege zu Grunde).

Im November 1863 vereinigte Lanfrey unter dem Titel: „Etudes et Portraits politiques" eine Reihe von Aufsätzen, welche bereits in der „Revue nationale" und

im „Temps" ihre Leser gefunden hatten. Sie gehen zwar meist von der Vergangenheit aus, streifen aber fast immer bewegende Fragen der Zeit (Thiers, Daunou, Carnot, Armand Carrel, das parlamentarische Regiment unter Louis Philippe, sind die ausführlichsten Artikel der kleinen Sammlung, während von Guizot, Proudhon und Laboulaye nur Gelegenheitsschriften besprochen werden).

„Wer mich strenge nennt," so drückt sich die kurze Vorrede aus, „dem kann ich kaum widersprechen. In unseren Tagen gesinnungsloser Kritik könnte gar wohl ein scheinbares Uebermass des Tadels und der Strenge nichts anderes als knappe Gerechtigkeit sein. Uebrigens habe auch ich dem Geschmacke unserer Generation für die „Rettungen" meinen Tribut entrichtet, denn meine Aufsätze alle gelten dem Lobe einer einzigen Grösse. Auch ich habe mir meinen Helden gewählt: Mon héros c'est la liberté".

Der erste dieser Aufsätze ist nach unserem Dafürhalten der trefflichste des trefflichen Buches. „L'histoire du Consulat et de l'Empire par M. Thiers," geschrieben im Juni 1861. Seine siebenzig Seiten sind das Bedeutendste, was in Frankreich über Thiers' zwanzigbändigen Legendenschatz erschienen ist. Da Karl Hillebrand im Decemberheft (1877) der „Rundschau" diese Arbeit Lanfrey's einer lakonischen Verurtheilung gewürdigt hat, so halten wir's für Pflicht, dem deutschen Leser einen Einblick in die Acten zu gewähren.

„Ich möchte eine Bewunderung in ihre Elemente zerlegen," so beginnt der epigrammatische Autor. „Die Academie hat Thiers' Kaisergeschichte wegen ihrer

liberalen Tendenzen gekrönt. Diese erklären in der That den ganzen ungeheuren Erfolg des Buches, von dessen zwei Gesichtern das eine der Freiheit zu lächeln scheint, während das andere dem Despotismus lacht. Suchen wir heute unter der erdrückenden Masse des von Thiers zusammengetragenen Materials die Tendenz und das Ideal des Geschichtsschreibers zu entdecken. Die Sache wird nicht leicht bei einem Autor, welcher der geistigen Entwicklung der von ihm geschilderten Zeit kaum einige Seiten, d. h. zehnmal weniger als der Beschreibung eines kaiserlichen Hoffestes widmet, während er doch andererseits das Materielle bis auf den letzten Gamaschenknopf protokollirt. Für die Thatsachen jenes ersteren Gebietes scheint Thiers weder Gedächtniss noch Sinn zu besitzen. Er weiss genau, dass Spanien im Jahre 1802 sieben Millionen Merinoschafe zählte, aber er weiss nicht genau, wann Montesquieu gelebt hat: denn sagt er nicht vom Comte de Provence (dem nachmaligen achtzehnten Ludwig), er habe die Gesellschaft Montesquieu's gemieden? Nun aber ist besagter Ludwig drei Monate nach Montesquieu's Tode geboren! — Thiers lebt und webt in der Materie. Was ihn am grossen Schauspiele der Menschheit interessirt, das ist nach seinem eigenen Geständniss: „La quantité d'hommes, d'argent, de matière qui a été remuée“. Die Machtentfaltung mit allen ihren Hülfsquellen ist es, was sich unwiderstehlich seiner Phantasie bemächtigt. Das „mens agitat molem“ war nicht für ihn gesprochen. Seine Bewunderung gilt den Pyramiden, aber er verschliesst sich der Thatsache, dass es ein Volk von Sclaven braucht, um Pyramiden zu bauen.

Thiers' Unsicherheit im sittlichen Urtheile steht in wunderlichem Gegensatze zur Sicherheit seiner militärischen Kritik. Zwar einen Corporal mit vier Mann zu commandiren, brächte Thiers in die peinlichste Verlegenheit; aber jedem Marschall seine Schnitzer nachzuweisen, Moreau wie einen Schuljungen abzukanzeln, das ist ihm ein Leichtes. Sogar Nelson corrigirt er; denn er ist competent zu Wasser und zu Lande. Seinem Helden Bonaparte muss eine gewisse Ueberlegenheit zugestanden werden, doch kann er auch diesem gelegentliche Lectionen nicht ersparen. Für jede geschlagene Schlacht entwirft Thiers einen neuen Plan und theilt uns mit, wie er selbst die Sache angegriffen hätte. Die Weglassung dieser militärischen Selbstgespräche dürfte das Ganze um einige Bände erleichtert haben.

Wie ganz anders nun wird Thiers' Haltung, sobald er auf das sittliche Gebiet gelangt! Die Ermordung Enghien's nennt er ein schmerzliches Schauspiel, in welchem „ein Jeder, sogar die Opfer, ihre Fehler zu beklagen hatten". Der spanische Krieg — und das wiederholt er bei jedem Eroberungskriege des Kaisers — war eine Wohlthat für die Besiegten, er besass nur einen Fehler: er misslang. Anderswo behilft sich Thiers mit der Theorie einer zweifachen Moral (théorie des deux morales). So ist das Attentat von Bayonne nach den schlichten Regeln der Privatmoral verwerflich. Aber Throne und Nationen sind keine Privatsache. „Man raubt und verschenkt sie mitunter zum Wohle und zum Glücke der Völker. Nur hüte man sich bei einer derartigen Vorsehungsrolle Fiasco zu machen. (Seulement, il faut prendre garde en voulant jouer le

rôle de la Providence d'y échouer)". So kennt Thiers nur die Moral des Erfolges. Selbst gegen seinen Helden wird er immer strenger, je mehr derselbe im Pech versinkt. Schon vor der Schlacht von Waterlo ist Thiers ziemlich unparteiisch geworden. So wie der Held gefallen ist, entzieht er ihm seine Achtung.

Thiers erzählt nur die Geschichte des Meisters. Die Gedanken, die Empfindungen, das Wollen der Regierten sind ihm gleichgültig. Der Kernsatz seiner Philosophie scheint zu lauten: Der Mensch ist da, um uniformirt, administrirt, centralisirt und stark regiert zu werden. Das Schönste in dieser schnöden Welt ist ein Regiment, das Uebrige hat wenig zu bedeuten.

In der Politik ist Thiers im Grunde nicht consequenter. „J'ai toujours aimé la vraie liberté!" so ruft er aus, und dabei will er gleichwohl eine starke Regierung, d. h. eine Dictatur. Er bewundert die Schöpfung der strammen kaiserlichen Administration, er findet es in der Ordnung, dass selbst die Richter von der Regierung ernannt werden. Das Concordat ist nach seiner Ansicht Napoleon's grösste Leistung: „Quoi de plus indiqué que de relever l'autel de Clovis!" — Was war aber diese Abmachung des Concordates als ein beiderseitiger Rechnungsfehler? Der Kaiser hoffte durch sie eine neue Macht, der Papst eine verlorene Macht zu erlangen. Beide hatten sich verrechnet; denn für beide wurde das Concordat eine Quelle endlosen Haders. Thiers schiebt bei dieser Gelegenheit seinem Helden sogar sentimentale Motive unter. „Napoleon hatte keinen anderen Ehrgeiz als den, in allen Dingen das Gute anzustreben". Und dann wird uns berichtet, wie der Kaiser

bei diesem frommen Anlasse die schöne Aeusserung gethan: „In Malmaison beschleicht mich eine Rührung, so oft ich das Glockengeläute des nahen Dorfes höre“. Für einen Geschichtschreiber sind solche Stellen allzustark. Ueberlasse er es dem blumenreichen Rhetor Chateaubriand, den Glocken und dem Glockengeläute ein Extrablatt zu widmen! Napoleon selbst in seinen auf St. Helena dictirten Memoiren drückt sich ja ganz anders aus:

„Man kann sich kaum die Schwierigkeiten denken, die ich für's Concordat zu überwinden hatte. Man wäre mir damals lieber nachgefolgt, hätt' ich das protestantische Banner erhoben. Ich hatte in der That die freie Wahl. Die momentane Stimmung trieb dem Protestantismus zu. Aber der Katholicismus diente mir besser. Draussen blieb mir so der Papst erhalten, ich durfte hoffen, ihn über kurz oder lang zu meinem Vasallen zu machen, und dann — welch ein Hebel der öffentlichen Meinung, welch ein Einfluss auf den Rest der Welt!“

Das tönt anders als Thiers' Glocken-Gebimmel! Das ist der Naturlaut der Wahrheit, die nüchterne Sprache des absoluten Despoten!

Thiers' politisches Ideal ist Frankreichs Herrschaft über den Continent und dessen Civilisation durch einen französischan Meister. So wird ihm jeder Eroberungskrieg des Kaisers zu einer Wohlthat für die Besiegten. Ob es in der Ordnung sei, dass der Continent überhaupt einen Meister habe, das kümmert Thiers wenig.

Aus seinem Kaiser macht Thiers endlich ein wahres Factotum. Sagt er doch an einer Stelle: „Napoléon

avait autant d'esprit que Voltaire". Der grosse Soldat ist ihm auch ein grosser Politiker. Die Sache verhält sich aber anders. Der Soldat hatte fort und fort die Fehler des Politikers wieder gut zu machen, und es brach ein Tag an, wo er dies nicht länger konnte.

Thiers' vielbändiges Buch hat den Gläubigen der Kaiser-Legende ein unschätzbares Material geliefert, um sich selber zu beweisen, dass ihre Religion die richtige sei. An der Spitze eines endlosen Bagagen-Zuges und eines furchtbaren Kriegsmaterials reitet unser Historiker durch seine Geschichte, aber es steht zu fürchten, dass alles Das eines schönen Morgens in die Hand des Feindes fallen dürfte — in die unbarmherzige Hand einer kritischen Nachwelt und einer überlegenen Forschung. Was wird von Herrn Thiers dann noch bleiben? Ein grosser Gedanke dauert, eine historische Plauderei aber bleibt nur so lange bis eine genauere Darlegung sie verdrängt.

Thiers' Stil ist breit und nachlässig, aber einen Capitalvorzug besitzt er: das Leben. Er packt und reisst uns mit, man muss wider Willen folgen. In einem merkwürdigen Capitel des zwölften Bandes hat Thiers das Bild des Geschichtsschreibers entworfen, wie er sein soll. Er verlangt hier, dass sein Stil ein klarer sei und fügt bezeichnend genug hinzu: „élevé quelquefois: er sei mitunter auch gehoben". In der That, Thiers hat hie und da sich auch im Pathos versucht. In diesen seltenen Fällen wird er aber unfehlbar rhetorisch, weil ihm die tiefere Empfindung fehlt. Fast komisch wirkt es, wenn er förmlich und zum Voraus anzukünden kommt, dass er seine zu Fuss ein-

herschreitende Muse in rhetorischen Trab zu setzen beschlossen habe:

„Quoique voué au culte modeste du bon sens, qu'on me permette un moment d'enthousiasme". Und er benutzt die eingeholte Erlaubniss, um das ganze Batteriefeuer seiner Metaphern spielen zu lassen: „Un spectacle digne d'une affreuse compassion". — „Placée entre le Hanovre et l'honneur, la Prusse était horriblement agitée". — In solchen Momenten vergleicht er den Kaiser mit einer Eiche und die Marschälle mit fallenden Blättern, der historische graue Rock heisst dann nicht mehr „La redingote grise" sondern: „l'enveloppe grise" und statt kurz und gut zu sagen: „un pied", schreibt er: „un pied audacieux".

Thiers hat seinen Ruhm in der Gegenwart genossen, Er suche ihn nicht mehr bei der Nachwelt. Das Lob der Masse und das Lob der Academie ist ihm zu Theil geworden, aber der Nachruhm, der bleibende und der ächte Ruhm, nach dem darf es ihn nicht gelüsten; denn sein leichter Sinn hat jene Qualen nie gekannt, die der Ruhm seinen Auserwählten auferlegt; wird er doch nur Denjenigen zu theil, die um seinetwillen gelitten haben. Wenn die Nachwelt in Thiers' Geschichte etwas suchen wird, so sind es die kleinlichen Strebungen seiner Mitwelt". —

Dies sind in knappester Form die leitenden Gedanken von Lanfrey's Aufsatz. Was ihn von Thiers trennt, ist der tiefe Gegensatz einer idealistischen und einer materialistischen Natur. Die Seite 23 eingeschobene Episode bezeichnet Lanfrey's Standpunct besser als irgend eine Umschreibung es zu thun vermöchte.

„Wie kommt es, dass unsere Historiker dem sittlichen Momente so wenig Raum gönnen? Um die sittliche Grösse zu begreifen, muss man an die Freiheit glauben, und diesen Glauben haben wir verloren. Gilt es doch heute für das Zeichen eines überlegenen Geistes, wenn man die Menschen als Marionetten des Geschickes betrachtet. Hierin bringt uns die Zeit ihr eigenes Maass entgegen, sie misst das Vergangene an der Gegenwart und Andere an sich selbst. Der sittliche Standpunct gilt ihr beim Geschichtsschreiber für Kurzsichtigkeit, beim Politiker für Beschränktheit. Wir nähern uns hierin allmälig den greisenhaften Völkern des fernsten Ostens, welche die Moral als eine Berechnung auffassen, sofern sie darin nicht schlechtweg einen Kniff erblicken, — die ganz wie wir, vor allem die Schlauheit und Falschheit bewundern, und die wahre Stärke, d. h. Selbstlosigkeit, Wahrheit und Gesinnungsadel auf's Tiefste verachten.

„Diesem Zuge unserer Zeit arbeitet nun jener Optimismus in die Hände, welcher die Sünden der Vergangenheit mit dem Fortschritte der Gegenwart rechtfertigt. Unser Philosoph Cousin hat den Leibnitz'schen und den Hegel'schen Optimismus, der die Menschheit als gerecht und gut voraussetzt, für unsere Historiker zurecht gemacht. Das Ziel ist von der Vorsehung gesteckt, die Phasen der Entwicklung vorgeschrieben. Somit hat der Sieger dem Besiegten gegenüber immer Recht, der Besiegte ist immer der, der zu besiegen war, und jeder Erfolg ist ein Fortschritt über sein Gegentheil, die Niederlage. Folglich ist auch die Theilnahme übel angebracht, die dem Verlierenden geschenkt

wird. Die heutigen Zustände sollten genügen, um diesen Optimismus ein für allemal zu richten".

Die „Revue des deux Mondes" (Mazade, April 1864) begrüsste Lanfrey's „Portraits politiques" als ein Zeichen des wiedererwachenden Geistes der Freiheit. Sie nennt den Verfasser einen Idealisten bis zur Selbstpeinigung (il a le tourment de l'idéal), einen Essaiisten, dem nicht Erzählung und Detailmalerei, sondern die Anatomie der Ereignisse und das Drama der Meinungen die Hauptsache ist.

In den nun folgenden Jahren arbeitete Lanfrey unverdrossen an seiner „Geschichte Napoleon's," deren erster Band, nachdem er abschnittweise schon in der „Revue nationale" erschienen war, im Frühling 1867 die Presse verliess. Gerade in diesen Jahren sah der Bonapartismus, welcher aus einem befehlenden zu einem discutirenden geworden war, die Wogen der feindlichen Litteratur höher und höher gehen. Im Jahre 1866 hatte Randot's Schrift „Napoléon I. peint par lui-même" einige Aufmerksamkeit erregt, und Tenot's „Paris en décembre 1851" und Delord's Geschichte des zweiten Kaiserreiches folgten 1868. Lanfrey's Buch nun stellt sich als Product der Kunst, des Gedankens und der Wissenschaft weit über jene gesinnungsverwandten Schriften, denn es betont vor Allem die Würde einer ernsten Untersuchung.

„Napoleon," so beginnt Lanfrey, „ist bisher meist nur von der Liebe und vom Hasse beurtheilt worden. Nach seinem Tode wie bei seinen Lebzeiten war es ihm beschieden, die Gemüther tief zu erschüttern, und die Kämpfe, welche seine Politik hervorgerufen, sind später

auch für und wider sein Andenken geliefert worden. Auf die volksthümlichen Vergötterungen, auf die selbstsüchtigen Verherrlichungen des Parteigeistes, auf die Gefälligkeiten gewisser Schrifsteller, welche die Vorurtheile des grossen Haufens bald theilten, bald mitverschuldeten, haben heftige Vergeltungsacte geantwortet, in welchen die Wahrheit sich allzu oft mit ihren eigenen Waffen verletzen sollte. Indess hat Napoleon's Ruhm weit mehr Schmeichler als Gegner gefunden, denn der Weihrauch, welchen man dem Götzen nicht mehr spenden konnte, ward später seinen Anbetern zu Theil. Heute scheinen die Leidenschaften erschöpft, der Augenblick einer objectiven Würdigung gekommen zu sein".

Lanfrey's Buch ist keine leidenschaftslose, aber eine würdige und kräftige Verneinung und Vernichtung der Kaiserlegende, welche Béranger gesungen und Thiers erzählt hat. Lanfrey hat den schönen Wahn für immer zerstört. Napoleon's Geschichte ist ihm nur die Geschichte eines genialen Egoisten, dem das Geschick die glorreichste aller Herrscherrollen beschieden hatte. Schon mit dem ersten Eingreifen Bonaparte's in die Geschichte Frankreichs (1793) ist sein Mann mit sich und Anderen fertig.

„Es ist geschehen! In dem Augenblicke, da die Geschichte von Bonaparte Besitz ergreift, haben Berechnung und Ehrgeiz bereits über alle seine anderen Motive gesiegt. Kein politisches Gewissen hält ihn länger auf, keine Begeisterung reisst ihn fort, mit den Siegern steht er vortrefflich, ohne deshalb den Besiegten gegenüber unversöhnlich zu sein; von den hoch-

sinnigen Jugendträumen ist er befreit und schon misst sein Blick das unbegrenzte Feld, das vor ihm sich aufthut. Der prädestinirte Sohn des Ruhmes kennt bereits keinen anderen Rathgeber mehr als seinen unersättlichen Genius, keine andere Richtschnur als das Ideal der eigenen Grösse und das, was er selbst die Verhältnisse nennt, d. h. die vollendete Thatsache, den Erfolg und seinen guten Stern. Die Gelegenheit mag kommen, er wird sie nicht entwischen lassen".

Wie grundverschieden hat Thiers diesen Charakter behandelt! Noch der Sieger des achtzehnten Brumaire erscheint ihm „als ein gemässigter und religiöser (!) junger Mann, der dazu geboren schien, die ganze Welt zu bezaubern". Selbst der Consul verfolgt noch ideale freiheitliche Ziele, die erst der Kaiser vermöge einer inneren Wandlung des Charakters und der Lebensanschauungen verleugnet. Lanfrey dagegen spricht den Schopenhauer'schen Satz von der unentwegten Starrheit des ursprünglichen Charakters schon im ersten Capitel (bei der Erzählung von Bonaparte's Gewaltstreichen anlässlich der Wahlen von Ajaccio, 1790) entschieden genug aus: „Diese Episode erklärt sein ganzes Leben. Sie beweist, dass der Charakter sich nicht durch plötzliche Explosionen bildet, sondern fertig vorbereitet, nur auf Gelegenheit hervorzutreten harrt. Die willkürlichste aller Fictionen allein hat es gewissen Geschichtschreibern möglich gemacht, an einem und demselben Menschen mehrere Charaktere zu entdecken".

Die von Adolf Stahr verfasste Vorrede der von Glümer'schen Uebersetzung des Lanfrey'schen Werkes macht auf die schlagende Uebereinstimmung zwischen

dem divinatorischen Urtheile Fichte's und den historischen Ergebnissen Lanfrey's aufmerksam. In der That, die dritte und letzte Rede des deutschen Patrioten „Ueber den Begriff des wahren Krieges (Mai 1813)“ schliesst mit einer Charakteristik des Usurpators, deren Scharfsinn Bewunderung verdient. Wenn Fichte vor allem den Nicht-Franzosen betont, so sagte Lanfrey (III. 493): „In diesem Corsen war alles fremd und unfranzösisch, seine Abkunft, seine Anschauungs- und Gefühlsweise, sein Charakter. Mit jener echt italienischen Gabe der kalten Berechnung und tiefsten Verstellung begabt, sah er sich einem Volke gegenüber, welches das unbändigste, unüberlegteste der Erde ist, unfähig, einen Vorsatz durchzuführen, trotz seines Esprit leicht zu täuschen, nicht aus Mangel an Scharfblick, sondern aus Mangel an folgerichtiger Ideen“.

Mit dem letzten Theile dieser Ausführung stimmt wieder Fichte's Urtheil: „Er lernte die französische Nation begreifen als eine höchst regsame Masse, fähig, jedwede Richtung anzunehmen, keineswegs aber fähig, sich selbst eine bestimmte und dauernde Richtung zu geben.“

„Zu der vollkommenen Klarheit trat nun der unerschütterliche Wille“. Und sodann zeichnet Fichte die Weltanschauung Napoleon's, die ächte „Idée napoléonienne,“ die sein Neffe gefälscht und in ihr Gegentheil verkehrt hat. Sie fasst die Menschheit auf als eine Masse von Kraft und Leben. „In dem grossen Herrscher offenbart sich das Gesetz dieser Kraft, für ihn wird jedes Leben in Beschlag genommen. Ehre und Treue existiren für diesen Herrscher nur dann, wenn sie in

seine Pläne passen. — Er hat es freiwillig ausgesprochen, dass es ein Herrscher damit halte, wie es die Zeitumstände mit sich bringen". — An seiner Achillesferse müsse er gefasst werden, so schliesst der deutsche Redner, an seiner gänzlichen Blindheit für die sittliche Bestimmung des Menschen.

Lanfrey wird von demselben Idealismus wie Fichte geleitet. Wenn Thiers sich an den Thaten des Unterdrückers freut, so verfolgt Lanfrey vor Allem die Leidensgeschichte der Unterdrückten. Daher denn ein von selbst sich ergebender Gegensatz der Behandlung, welcher eine fortlaufende Kritik des Materialisten durch den Idealisten constituirt.

In einem Artikel über Thiers den Geschichtschreiber (Unsere Zeit, 1877) habe ich die Episode von Enghien's Ermordung bei Lanfrey und Thiers verglichen. Ersterer zeigt uns den kalten Berechner, der mit klarstem Bewusstsein einen Schuldlosen hinopfert, während Thiers von verhängnissvollen Irrungen und Missverständnissen redet, und uns den Consul in Malmaison schildert, wie er von den heftigsten inneren Kämpfen gutherzigen Mitleids und der unerbittlicheu Staatsraison verzehrt wird. „Der Beweis seiner grossen Aufregung," sagt Thiers, „liegt in seiner Unthätigkeit selbst, denn während der acht Tage seines Aufenthaltes in Malmaison dictirte er fast keine Briefe, einzig dastehendes Beispiel der Unthätigkeit in Napoleon's Leben". Lanfrey vernichtet diesen Schwindel mit der Notiz, dass aus jenen Tagen nicht weniger als 27 Briefe des Consuls sich nachweisen lassen. Am Hinrichtungstage Enghien's selbst, an welchem nach Thiers' Bericht der

Consul sogar beim Schachspiele „classische Citate über die Herrschergnade“ vor sich hinmurmelte, wo seine gemüthliche Aufregung ihren höchsten Grad erreichen musste, dictirte Napoleon nicht weniger als sieben Briefe, darunter einen sehr ausführlichen an Soult betreffend das Caliber der Positionsgeschütze von Boulogne.

Thiers und Lanfrey bewegen sich in verschiedenen Welten. Lanfrey ist ein innerer Mensch, Thiers ebenso sehr ein äusserer. Was den Einen leidenschaftlich erregt, das lässt den Anderen indifferent. Lanfrey schreibt eine psychologische Geschichte und eine Moral der Politik. Thiers schwelgt in der behaglichen Erzählung des Geschehenen, in der breiten Darstellung der materiellen Momente. Lanfrey's Stil ist knapp und spitzt sich gerne zur taciteischen Pointe zu, während derjenige von Thiers an die „lactea ubertas“ des Livius erinnert.

Der Gegner der Kaiserlegende ist zugleich ein Gegner des zweiten Kaisers. Auch hier, und hier besonders, begegnen wir dem oben schon erwähnten Guerillakriege der politischen Anspielung. Die „guerre d'allusion“ ist ein charakteristisches Merkmal der litterarischen Opposition unter dem zweiten Kaiserreiche. Ampère's „Römische Geschichte“, Tocqueville's „Ancien régime,“ Laboulaye's und Tainé's von der Politik scheinbar abgelegene Schriften pflegen ihre Anspielungsgeschosse aus den verdeckten Batterien unverfänglicher litterarischer Positionen zu schleudern. Selbst Renan's „Leben Jesu“ macht die Trümmer der Herodesstadt zum Ausgangspuncte einer satirischen Vergleichung mit Haussmann's Regierungsbauten. Am heftigsten von

Allen geberdete sich Ampère. Den alten Julius Cäsar nennt er einen Charlatan, entdeckt in den Zügen seiner Büste den prädestinirten Usurpator; dem Strohmann Augustus aber schleudert er folgende Tirade ins Gesicht:

„Nein, ich werde dir nie verzeihen, dass du die Welt betrogen, die allerdings nichts Anderes verlangte, als belogen und betrogen zu sein — dass du die Tyrannei mit einer Kunst begründet hast, die durch den Knechtschaftshunger zu einer leichten wurde. Und was hast du denn vollbracht, um so viel Lob zu ernten? Das Römervolk war matt und müde, du hast seine Erschöpfung benutzt, um es in Schlaf zu lullen, hast seine Männlichkeit entnervt, erstickt, vernichtet".

Sainte-Beuve, der Regierungskritiker, der auf alles das eine Antwort finden musste, athmet ordentlich auf, wenn er einmal einem unbefangenen Geschichtswerk auf seinem dornenvollen Wege begegnet. Es klingt fast komisch und verdient als Zug der Zeit notirt zu werden, wenn Sainte-Beuve's Beurtheilung des ersten Bandes von Viel-Castel's Restaurationsgeschichte (1860) mit dem Ausruf anhebt: „Gottlob, einmal ein Buch, zwischen dessen Zeilen nichts zu lesen ist!"

Endlich hat Lanfrey's Buch einen kosmopolitischen Charakter im Gegensatz zum chauvinistischen Patriotismus seines Vorgängers. Lanfrey legt im Anfange seines dritten Bandes das Bekenntniss ab:

„Der enge Begriff eines nationalen Schriftstellers ist heute nicht mehr anwendbar. Der moderne Geschichtschreiber ist nicht mehr an ein Volk oder an ein Land gebunden, denn er spricht im Namen der allgemeinen Civilisation. Er gehört den gemeinsamen

Culturinteressen aller Nationen an, seine Interessen sind die der Menschheit, und sein Volk ist dasjenige, welches diesen Interessen am besten dient. Sein Vaterland überschreitet alle Grenzen, und seine Sache ist die allgemeine, unveränderliche Sache des Rechts gegen die Gewalt, der Freiheit gegen die Unterdrückung. Die Ausschliesslichkeit des Patriotismus, welche man von ihm verlangt, war möglich in den Staaten des Alterthums, wo jeder Fremde ein Feind war; sie ist unhaltbar heute, inmitten der grossen europäischen Völkergemeinschaft, die ein gemeinsames Leben lebt und sich von denselben Ideen nährt".

Den wissenschaftlichen Werth von Lanfrey's „Geschichte Napoleon's" haben mehrere Artikel der „Revue Critique" besprochen, welche aus der Feder eines genauen archivalischen Forschers, Henry Lot, geflossen sind. Gegenüber den zweideutigen Leistungen Thiers' nun wird (Juli 1867, Kritik des ersten Bandes) jener wissenschaftliche Werth ohne Rückhalt anerkannt. „Man ist bei uns noch so weit von einer wahren Geschichte Napoleon's, dass eine blosse Berichtigung allgemein getheilter Irrthümer als neue und schätzenswerthe Arbeit erscheint".

„Das wissenschaftliche Verdienst des Buches besteht in der actenmässigen Darstellung einer Reihe dem Publikum bisher absichtlich vorenthaltener Handlungen. Drei Puncte hat Lanfrey's erster Band, im Gegensatze zu allen Vorgängern, mit grosser Ueberlegenheit behandelt: 1) die Corruption der italienischen Armee durch ihren Führer Bonaparte, 2) das grosse Attentat auf Venedig, ein Vorspiel der späteren Eroberungen

des Kaiserreiches, 3) die Solidarität Bonaparte's in den Fehlgriffen des Directoriums. Der Ruin Italiens, die falsche und gewaltthätige Politik des Directoriums und die Entblössung Frankreichs, dessen Armeen zu chimärischen Expeditionen verwendet wurden, das war Bonaparte's politische Vergangenheit am Vorabend des 18. Brumaire. Massena hatte in Wahrheit Frankreich gerettet, das Land war wieder im Stande, sich selbst zu regieren und Bonaparte konnte nur durch eine Lüge seinen Staatsstreich rechtfertigen". Was Lot dem Werke Lanfrey's vorwirft, ist 1) des Autors allzukurze Vorbereitung, welche die Archive nicht allseitig durchforscht habe. 2) der Parteistandpunct, der seinem Gegenstande nicht gerecht wird, 3) die allzuhäufige Berufung auf den antifatalistischen Standpunct. Alle diese Ausstellungen mögen begründet sein. Doch überrascht es, dass der Recensent im Grunde so wenig factische Berichtigungen beizubringen hat. In der That, Lot's erster Artikel führt nur zwei materielle Irrthümer Lanfrey's an: 1) Bei Lodi sei die Cavallerie nicht auf Befehl Bonaparte's über den Fluss gegangen, sondern eine Reiterabtheilung habe diese Bewegung auf eigene Faust hin versucht. 2) Die Armeen von 1792 und 1793 seien numerisch nicht so stark gewesen, wie Lanfrey behauptet. — Ueber den zweiten, schon Ende 1867 erscheinenden Band äussert sich Lot im Ganzen sehr anerkennend:

„Wir haben hier nicht von den Vorzügen des Schriftstellers zu sprechen. Diese Vorzüge sind kostbar: Klarheit, Bündigkeit und Kraft. Lanfrey erzählt lebhaft und denkt ebenso. Seine Erzählungen und seine Reflexion gehen Hand in Hand, ohne sich gegenseitig zu schaden".

„Herr Lanfrey hat viel gearbeitet. Seine Geschichte ist keine oberflächliche („son histoire est sérieuse). Aber sie entbehrt dabei doch jener starken Grundlagen, welche wissenschaftliche Monumente erheischen. Ist es genug, wenn die Fachmänner und die Eingeweihten (gens spéciaux) mit dem Autor einverstanden sind? Man muss auch die Ungläubigen und die Ignoranten, den Schlendrian und die Unehrlichkeit überführen. Uebrigens bietet der zweite Band in dieser Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem ersten. Die Quellen sind häufiger angegeben, im ganzen sind sie gut, einige sogar sind neu".

Sodann werden Lanfrey's Berichtigungen der Thiers'-schen Irrthümer und Lügen ausdrücklich und im einzelnen hervorgehoben: „Es ist ein verdienstliches Werk, alle diese Fabeln, alle diese lügenhaften Ueberlieferungen, aus welchen sich auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit die Kaiserlegende allmälig aufgebaut hat, vernichtet zu haben".

Der dritte Band erschien 1868. Lot bespricht ihn in scharfer Weise (Februar 1869). Nach seiner Anschauung ist Lanfrey diesmal zu leidenschaftlich und in der Quellenbenutzung vielfach unkritisch vorgegangen. Auch die Composition verrathe eine gewisse Ermattung.

Den vierten Band recensirt Lot im Mai 1870. Die Composition hat wieder die Höhe des ersten Bandes erreicht. Aber die Leidenschaftlichkeit des Autors hat der wünschbaren Mässigung nicht Platz gemacht und abermals die kritische Sichtung der Quellen beeinträchtigt. „Der Band behandelt die Ereignisse, welche

zwischen November 1806 und Mai 1809 liegen und schliesst mit der Schlacht von Aspern-Essling (22. Mai 1809). Der Verleger kündet an, das ganze Werk sei auf sechs Bände berechnet, was bei der Ausdehnung der noch zu behandelnden Materien kaum genügen wird".

Wie nun Carl Hillebrand in seinem Artikel über Thiers (Decemberheft 1877 „der Rundschau") auf Grund der Lot'schen Recensionen Lanfrey's Buch schlechthin als ein oberflächliches Machwerk bezeichnen kann, wäre unbegreiflich, wenn nicht die Erfahrung lehrte, dass ein Urtheil nicht nur auf Thatsachen, sondern auch auf Sympathien und ihrem Gegentheile fussen kann. So wird denn in Hillebrand's Artikel Thiers mit einer wohlwollenden Phrase geschützt, während eine verächtliche Phrase Lanfrey vernichten soll. Wer, wie Hillebrand dies am Ende seines Plaidoyers gethan, Frankreichs Grösse in den Kaisersiegen sucht, der kann allerdings für Lanfrey's Standpunct nur noch ein mitleidiges Lächeln erübrigen. Wunderlicher Gegensatz! Während Lanfrey den verfrühten Befreiungsversuch des Majors Schill eine glorreiche That nennt und deshalb in Frankreich den Vorwurf hören musste: „Il porte nos ennemis en triomphe!" frägt Hillebrand in einer Berliner Zeitschrift: „Ist der Waffenruhm von Jena nichts?" Ein Vertreter des Hauses Chauvin und Cie. könnte sich kaum gefühlvoller ausdrücken. Wir gestehen, für diesen Standpunct uns nicht erwärmen zu können. — Die natürlichste und erste Frage wäre doch, so scheint uns, die gewesen: Ist Thiers' Napoleon oder derjenige Lanfrey's dem Napoleon der Geschichte ähnlicher?

Diese Frage hat Carl Hillebrand aus guten Gründen nicht gestellt. Lanfrey selbst hat sie in seinem Aufsatze über Thiers (p. 6.) beantwortet, wenn er sagt: „Wie kann ein Anbeter des Despotismus mit historischer Treue eine Epoche der Knechtschaft schildern? Hierfür geht ihm ein Sinn ab; denn es gibt eine ganze Kategorie von Thatsachen, die er nicht einmal gewahr werden wird. Zum voraus weise ich sein Zeugniss zurück, er ist mir nicht Zeuge, sondern Mitschuldiger“.

Lanfrey's Werk sollte ein Torso bleiben; der Verfasser ist nicht über den vierten Band hinausgekommen. Von einer weiblichen Feder ist Lanfrey's Buch vortrefflich in's Deutsche übersetzt worden. Ich meine „Lanfrey's Geschichte Napoleon's des Ersten, aus dem Französischen von C. von Glümer, vier Bände, Berlin 1869, sqq; mit einer Einleitung von Adolph Stahr“. Letztere enthält die Notiz, dass auch eine englische Uebersetzung vorbereitet werde“.

Am Schlusse unserer Skizze mag ein kurzes Wort über Lanfrey's politisches Wirken am Platze sein. Lanfrey zählte unter Napoleon dem Dritten zu jenen litterarischen Republikanern und Oppositionsmännern, welche das Kunstwerk der französischen Monarchie, das unentbehrliche Werkzeug einer starken Regierung, die administrative Maschine, durch die Autonomie des „Selfgovernment“ ersetzt wissen wollten. Den discutirenden Bonapartismus des Neffen hasste Lanfrey's politischer Idealismus nicht weniger als den befehlenden des Onkels.

Bekanntlich bot die September-Bewegung des Kriegsjahres 1870 unserem Historiker eine Präfectur

an. Er schlug dieselbe aus und gab diesem Schritte in seinem „Briefe an die Delegation von Tours“ eine Oeffentlichkeit, welche verschieden beurtheilt worden ist. Als nämlich im Januar 1871 von Grévy die Wahl einer legalen Regierung betont wurde, erhob sich Lanfrey mit Heftigkeit gegen Gambetta's Dictatur, in welcher er ein cäsarisches Element ahnen mochte. „Man darf nicht warten, bis Alles verloren ist, um zur Erkenntniss des Fehlgriffes zu gelangen, dass einem Advocaten die Oberleitung des Krieges anvertraut wurde. Nie hat man dem Lande die Wahrheit über seine eigene Lage gesagt. Während ganz Europa die Capitulation von Metz schon seit drei Tagen kannte, hielt man die Franzosen noch mit Bulletins über Bazaine's glorreiche Ausfälle hin. Man hat sich eine Popularität aus erfundenen Siegen gemacht und Frankreich mit diesen geködert. Es ist Zeit, dass der Declamation, der Willkür, der Unerfahrenheit, der Heuchelei und Ohnmacht ein Ende bereitet werde. Es ist Zeit, dass die Nation durch fähige Leute vertreten werde; denn Frankreich hat viele Dictaturen über sich ergehen lassen, nur eine hat es nie ertragen, die Dictatur der Unfähigkeit“.

Als Thiers im Februar 1871 die Präsidentschaft übernahm, schickte er seinen litterarischen Gegner, den er zugleich als persönlichen Freund schätzte, in der Eigenschaft eines diplomatischen Vertreters der französischen Republik nach Bern. Lanfrey verblieb auf diesem Posten bis Ende 1874. Dann nahm er seinen Sitz im Senate von Versailles ein. Hier erwartete ihn mehr als eine bittere Enttäuschung. Die grösste war das neue Unterrichtsgesetz, welches die Erziehung den

Ultramontanen wieder in die Hände spielte. Er hielt es nunmehr an der Zeit, seine litterarische Erstlingsfrucht: „Die Kirche und die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts," neu herausgegeben.

In seinem Privatleben war Lanfrey ein bescheidener, anspruchsloser Mann. Grössere Gesellschaften fanden ihn wortkarg, schweigsam. Ein physisches Gebrechen, das seine Aussprache etwas schwerfällig und unrein machte, war mit an dieser Haltung schuld. Aber im engen Freundeskreise zeigt er sich lebhaft, aufgeräumt und liebte den neckischen Humor.

Pierre Lanfrey ist der einzige Geschichtschreiber, welcher die Generation des zweiten Kaiserreiches, d. h. eine Generation, die Anno 1850 zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zählte, der französischen Nationallitteratur geschenkt hat. Die Nachwelt wird seine Kaisergeschichte als eine beredte Widerlegung der chauvinistischen Legende und als einen hochsinnigen Protest gegen die fatalistische Schule der französischen Deterministen ehren. Dass Lanfrey mitten in der materialistischen Strömung einer dem Idealen abgewendeten Zeit sich unerschütterlich treu blieb, muss ihm den Rang eines politischen Charakters sichern; und wenn die wissenschaftliche Forschung ihn überflügelt haben wird, so bleibt ihm die Zukunft, die er selber in den Worten angedeutet hat:

„Un renseignement ne dure que jusqu'à ce qu'on l'ait remplacé par une information plus exacte, mais une grande pensée est éternelle".

Frau von Staël und George Sand.

Die französische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts kennt keine grösseren Schriftstellerinnen als Frau von Staël und George Sand.

Wenn schon in diesem äusseren Umstande eine Anregung gegeben ist, zwei so bedeutende Erscheinungen einander gegenüberzustellen, so fordern ähnliche Lebensführungen und Tendenzen eine solche geradezu heraus. Haben doch beide Frauen die Würde des Weibes und die unveräusserlichen Rechte der Natur gegen die Bosheiten, Vorurtheile und Herrscherlaunen der gesellschaftlichen Convenienz mit dem Muthe der Verzweiflung und dem Hohne des Edlen vertheidigt, ist doch, was Staël von ihren Büchern sagt: „Sie sind mit dem Blute meines Herzens geschrieben," auch auf diejenigen Dichtungen Sand's anzuwenden, die eine Vergleichung wie die unserige vor allem in Betracht zu ziehen hat.

Beide sind ideal angelegte Naturen, welche die harte Schule des Lebens, der Enttäuschung und des Schmerzes erzogen und gekräftigt hat, welche ihren Schmerz in dichterischer Objectivirung zu gestalten und zu verklären suchen. Beide haben tief empfunden

und viel gelitten, beide sind enthusiastische, zur Exaltation geneigte Wesen. Beide sind durch verzeihliche Schwächen und entschuldbare Fehler in einen bösen Krieg mit einer Macht verwickelt worden, welche auch dann nicht zu verzeihen pflegt, wenn ein höheres Gesetz ihren kleinlichen Satzungen zuwiderläuft. Beide endlich tragen das negative und das positive Wahrzeichen einer edlen Natur.: den Hass des Gemeinen und das Bedürfniss der Freiheit.

Aber die Zeit, für welche sie schrieben, die Erziehung, welche sie empfangen, ihre Individualität endlich war eine sehr verschiedene, und daher musste denn auch ihr Kämpfen und Streben in seinen Aeusserungen ein verschiedenes werden.

Als Frau von Staël im Jahre 1796 ihr Buch „Vom Einflusse der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Nationen“ schrieb, stand sie bereits in ihrem dreissigsten Jahre, das heisst am Ende ihrer Jugend und hatte zwei grosse Enttäuschungen erlebt: die Ereignisse des Jahres 1793, welche ihre politischen Hoffnungen knickten und eine unglückliche Ehe, welche sie dem Willen eines angebeteten Vaters zu Liebe um den Preis einer tiefen Herzensneigung zu dem katholischen Mathieu de Montmorency eingegangen war. Aus diesem doppelten Schmerze erklärt sich der beste Theil ihres Buches, ganz besonders aber die bittere Klage, welche sie im Capitel von der Liebe (De l'amour) der gesellschaftlichen Stellung des Weibes widmet.

Hier tritt Frau von Staël zum ersten Male als Klägerin auf gegen die conventionellen Satzungen einer herzlosen Zwingherrin. Hier lodert das erstickte Feuer

unbefriedigter Leidenschaft in lichten Flammen empor. Dem Gedanken nach äussert sie sich da folgendermassen:

„Nur die Wenigen, welche einer wahren Liebe fähig sind, können mich verstehen. Nach meiner Ueberzeugung findet sich das Liebesglück nur in der glücklich combinirten Ehe. Wehe Dem, der es wo anders sucht, und dreifach wehe Dem, der es im Ehebund gesucht und nicht gefunden!

„Ihr Frauen! Schlachtopfer jenes Tempels, in welchem man Euch anzubeten behauptet, höret meine Worte! Natur und Gesellschaft haben uns, die eine Hälfte der Menschheit, enterbt; — denn Kraft und Muth, Genie und Freiheit sind das Erbtheil des Mannes; uns Frauen gehören nur die Reize einer kurzen Jugend, und wenn die Männer diese Jugend mit Schmeicheleien zu umgeben gewohnt sind, so suchen sie damit nur selbstsüchtigen Zeitvertreib, behandeln uns, wie man etwa die Kinder zu behandeln pflegt, wenn man ihnen auf Augenblicke die Meister zu spielen gestattet, in der ruhigen Gewissheit, dass sie ja doch nie Gehorsam erzwingen können. So kommt auch des Weibes Wille nur so lange in Betracht, als der Mann verliebt ist. Aber betrachtet einmal unser Leben in seiner Ganzheit und überall werdet Ihr des Weibes beklagenswerthes Loos herauslesen.

„Des Weibes einzige Leidenschaft ist die Leidenschaft der Liebe. Ruhmsucht und Ehrgeiz stehen ihr schlecht, und wenige Frauen gelangen auf diesem Wege zu ihrem Glücke. Wenn Eine dadurch emporkommt, so sinken dafür hundert Andere unter das Niveau ihres Geschlechtes.

„Die Liebe ist des Weibes ganze Geschichte, in der Geschichte des Mannes ist sie nur eine Episode. Von ihrer Haltung im Puncte der Liebe hängt des Weibes Ehre ab, während eine ungerechte Welt in der Führung eines Mannes die Sittlichkeit zu ignoriren scheint. Ein Mann gilt unserer Gesellschaft immer noch für achtenswerth, wenn er einem Weibe das grösste Herzeleid bereitet hat, das ihr widerfahren kann; denn ein Mann gilt auch dann noch für ehrbar, wenn er eine Frau betrogen. Ein Mann kann von einem Weibe Beweise der Hingebung empfangen haben, welche zwei Waffenbrüder in engster Freundschaft verbänden, und dennoch leichten Herzens sie vergessen. In Frankreich gibt es nur wenige Männer, die sich nicht lächerlich zu machen glaubten, wenn sie in Herzensangelegenheiten jene Zartheit zeigten, die ein Weib glaubt heucheln zu müssen, sofern sie sie nicht in der That besitzt. — Die Frauen lieben mit dem Herzen, die Männer mit der Phantasie.

„Wie gern hätte ich niemals geliebt, wie gerne niemals das Gefühl gekannt, welches, dem heissen Winde Afrika's vergleichbar, unser Herz versengt und die Blume, die fröhlich gedeihen sollte, erbarmungslos zur Erde wirft“.

Nie sind die Klagen des schwachen Geschlechtes in edlerer und in schneidenderer Sprache vorgetragen worden. Die Männer blieben die Antwort nicht schuldig, sie haben in ihrer Weise geantwortet:

Göthe in Tasso:

„Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte“.

Byron in den beredten und wohlanempfundenen Worten seiner Donna Inez („Don Juan“ 1, 194):

„Men have all these resources, we but one,
To love again and be again undone“.

Schopenhauer's pessimistischer Cynismus legt sich die Sache philosophisch zurecht: Des Weibes Schönheit ist die Falle, durch welche die Natur nicht nur die Zusammensetzung der künftigen Generation, sondern auch die Versorgung des Weibes für die langen Jahre ihrer definitiven Reizlosigkeit erreicht.

Der frivole Casanova endlich macht die Sache in der Vorrede seiner verrufenen Memoiren noch bündiger ab: „Täuschen die Frauen uns Männer, oder umgekehrt? Ich denke, wir bleiben einander nichts schuldig“.

Frau von Staël nun folgte dem Dämon ihres Herzens und handelte nach dem Programme von Byrons Donna Inez: Sie liebte wieder um wieder zu verbluten. — Strodtmann's interessante Mittheilungen über Staël's Verhältniss zu Benjamin Constant (Cöln. Ztg.,“ Nov. 1875, Nr. 208—220) sind noch zu frisch im Gedächtnisse mancher Leser, um hier wiederholt zu werden. Nur einige Daten gestatte man mir zur Orientirung hierher zu setzen.

Benjamin Constant's erste Begegnung mit Frau von Staël fällt in's Jahr 1794 (September), zwei Jahre später wird letztere geschieden, und im Jahre 1800 war ihr Verhältniss zu Constant bereits so sehr Gegenstand des öffentlichen Klatsches geworden, dass sie allen Grund hatte, gegen das ewige Zischeln böser Zungen einmal energisch vorzugehen. Sie wählte die Form der Dichtung, des Romans und schrieb „Delphine“, deren

Typus die „Corinna“ sieben Jahre später wiederholen sollte. Denn beide Heldinnen sind ja nichts anderes als Frau von Staël im Kampfe mit der pedantischen Kleinmoral einer heuchlerischen Gesellschaft. Constant seinerseits hat seine unschöne Rolle und Desertion im „Adolphe“ zu rechtfertigen gesucht. Wie Frau von Staël in jenem ersten Romane ihren Krieg führte, möge eine kleine Episode desselben veranschaulichen.

Delphine d'Abémar befindet sich im Vorzimmer der Königin und erwartet mit anderen Damen deren Erscheinen. Lassen wir aber Delphine selbst berichten.

„Während die zahlreiche Gesellschaft auf die Königin harrte, gesellte sich ganz unerwartet Madame R... zu uns, eine Dame, die theils durch wirkliche Fehltritte, theils durch unbegreifliche Unvorsichtigkeiten ihren guten Ruf verscherzt hatte, die ich aber zugleich als ein sanftes und herzgutes Wesen kannte. Kaum hatte diese Dame auf einem Fauteuil sich niedergelassen, als die zwei Zunächstsitzenden aufstanden und Andere, die ihre angeborene Rohheit unter dem Aushängeschild der Tugend zu befriedigen gewohnt sind, folgten; denn diesen Frauen geht ja nichts über die scharfen Executionen! Nicht lange, so schlossen sich auch die Männer dem jähen Rückzuge an; diese beanspruchen ja das doppelte Recht, eine Frau erst zu Falle zu bringen und die Gefallene hinterher dafür zu züchtigen. Was Madame R... betrifft, so vermochte sie ihre Verwirrung nicht zu verbergen. Jeden Augenblick konnte die Königin hereintreten, und dann musste die Scene zu einer wahrhaft grausamen werden. Die Augen der armen Frau füllten sich mit Thränen, sie

warf mir einen flehenden Blick zu. Auf die Gefahr hin, meinem Bräutigam zu missfallen, fasste ich ein Herz, durchschritt entschlossen den Saal und setzte mich neben die Verlassene. „Ja", sagte ich bei mir selbst, „weil heute abermals die Sitte dem Zuge des Herzens sich entgegenstemmt, so möge sie ihm auch heute geopfert werden".

Dass in Staëls Romanen, wie später in denjenigen der George Sand, den Männern fast durchweg die feige, schwache oder unbedeutende Rolle zu Theil wird, ist in der Grundstimmung dieser Emancipationslitteratur zu sehr begründet, um uns zu überraschen oder einer Erklärung zu bedürfen. Von demselben Standpuncte ausgehend, hat in neuerer Zeit Cherbuliez' geistreiche Satire auf das Altgenferthum (Paule Méré) den Helden als Schwächling gezeichnet und ihn mit seiner eigenen Feigheit gestraft. „Warum konnte dein Herz den Glauben nicht finden?" das sind die entscheidenden Worte, mit welchen die verläumdete Méré ihren Zweifler in die liebeleeren Regionen seiner steifleinernen und correcten Gesellschaft zurückschickt.

So ist denn Frau von Staël's Polemik gegen Hartherzigkeiten der Gesellschaft im Grunde nichts anderes als ein Kampf der grossen gegen die kleine Moral, des Gesinnungsadels gegen die heuchlerische Pedanterie der Convenienz. Staël hat den sittlichen Boden nie verlassen, nie das Institut der Ehe selbst befehdet. Im Gegentheil; sie sagt es ausdrücklich: Das wahre Glück der Liebe ist nur in einer glücklich combinirten Ehe zu finden, jedes andere Verhältniss ein kurzer Wahn, dem lange Reue folgen muss.

Wie gestaltet sich nun der Kampf gegen die Gesellschaftsmoral bei George Sand? Ein Blick auf ihre Jugend berechtigt von vornherein zu dem Schlusse, dass dieser hier ein anderer gewesen sein wird. Keine calvinistische Erziehung, keine mütterliche Strenge, keine väterliche Weisheit hatte das wilde Naturkind an die Ehrfurcht vor dem sittlichen Gebote gewöhnt. Ein leichtsinniger Vater, eine unwissende Mutter und eine frivole Grossmutter, das waren die einzigen Führer ihrer Jugend. Diese schloss mit einer Convenienzheirath, zu welcher das leidenschaftliche Mädchen kein höheres Motiv trieb, als das doppelte Verlangen, sich zu verändern und die unerträgliche Mutter loszuwerden. Bittere Enttäuchung war auch hier die unausbleibliche Folge. Das öde Gattenleben, das einförmige Schlossleben, die abstossende Umgebung weinliebender und bornirter Krautjunker, der Besuch eines schönen und geistreichen Pariser Studenten (Jules Sandeau), das dunkle Drängen ihres erwachenden Genius, das Bedürfniss freierer Luft, alles führt sie unwiderstehlich jener Strömung zu, welche ihr Lebenselement zu werden bestimmt war.

Sie lässt sich mit Sandeau in Paris nieder, schreibt zwei Romane und ist mit einem Schlage eine Berühmtheit. Wie Frau von Staël legt die fast dreissigjährige Frau ihre Krankengeschichte in ihren Büchern nieder, erzählt sie in jener Sprache, deren Geheimniss sie allein besass, mit einer leidenschaftlichen Gluth und einer Exaltation, wie sie einer Epoche behagen mussten, die keine Extravaganz und keine Blasphemie unversucht gelassen hat. Man darf sich in der That die

Frage vorlegen, wieviel von Sand's zwischen 1830 und 1837 verfassten Romanen auf Rechnung der Zeit zu setzen sei. Fällt doch diese erste und wilde Periode ihres dichterischen Schaffens genau mit der wildesten Periode der französischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert zusammen. Der Saint-Simonismus, der über den Rhein eingedrungene Pantheismus, das Evangelium von der Emancipation des Fleisches hatte die besten Köpfe verdreht, und Roman und Drama wetteiferten in den ausgelassensten Schöpfungen. Eine neuere Biographie Sand's (Katscher in zwei Artikeln von „Unsere Zeit") behauptet, sie hätte das Institut der Ehe als solches eigentlich niemals angegriffen und belegt diese Behauptung mit einer Stelle, in welcher Sand die freie Ehe als eine Unsittlichkeit und die Eindämmung der sinnlichen Lust als die einzige Basis der Glückseligkeit bezeichnet. Jene Stelle nun, unter dem Einflusse Lamennais' 1837 geschrieben, beweist weiter nichts als eine Rückkehr zur Vernunft; sie ist der Markstein, welcher Sand's Saint-Simonistische Verirrungen abgrenzt, deren Documente übrigens allzu zahlreich vorliegen, um uns im Zweifel über ihre früheren Ansichten zu lassen. Nirgends sind diese letzteren systematischer ausgesprochen, als in „Jacques", dem Romane von 1834.

Jacques ist das Ideal des Ehemannes nach Sand'scher Anschauung. Schon vor der Trauung schreibt er an seine Geliebte: „Nicht von der Liebe, sondern von der Ehe habe ich heute mit dir zu reden. Denn die Liebe ist eine Sache für sich, die, unter uns gesagt, mit Eid und Gesetz nicht das Geringste zu schaffen hat. Indessen muss doch alles vorgesehen werden. Die

Liebe kann erlöschen, die blosse Freundschaft uns zur Qual werden. Die Gesellschaft wird dir einen Schwur dictiren. Du hast zu schwören, dass du auf alle Zeit hinaus mir treu und gehorsam zu verbleiben, mit anderen Worten nur mich zu lieben und mir in allen Dingen zu gehorchen gedenkst. Der eine dieser Schwüre ist ein Unsinn, der andere eine Gemeinheit. Indessen, Fernande, sprich nur zuversichtlich jene Formel nach, ohne welche weder deine Mutter noch die Gesellschaft dir gestatten würde, die Meinige zu werden. Meinerseits werde ich dasselbe thun. Aber meinem Eide reihe ich noch einen anderen an: Wenn du mich einst zu alt für dich findest, so halte dich an meine väterliche Freundschaft, und sollte auch diese nicht genügen, — dann bist du frei, ich werde mich entfernen!"

Fernande setzt diesem himmlischen Ehemann himmelhohe Hörner auf, und dieser wahre Jakob des Ehestandes greift abermals zur Feder und schreibt:

„Noch immer bin ich derselben Ansicht. Mit der Gesellschaft habe ich mich auch heute noch nicht ausgesöhnt, auch heute noch betrachte ich die Ehe als die verhassteste aller Einrichtungen. Ich zweifle keinen Augenblick, sie wird abgeschafft werden, sobald die Menschheit der Vernunft und der Gerechtigkeit um einige Schritte näher gerückt sein wird. Dann wird ein menschliches, nicht weniger heiliges Band das bisherige ersetzen, und eine neue Gesellschaft wird für die Kinder sorgen, die ein Mann und eine Frau erzeugt haben, welchen ein längeres Zusammenleben zur Qual geworden ist."

Jacques bleibt dabei nicht stehen; um seiner ge

liebten Gattin den Weg in die Arme eines Anderen zu erleichtern, jagt er sich eine Kugel durch den Kopf und seine letzten Worte sind herzliche Segenswünsche für die kommenden Honigwochen des neuen Paares:

„Fluche den Liebenden nicht, die aus meinem Tode Vortheil ziehen. Sie sind nicht schuldig, sie lieben sich, und wo immer ehrliche Liebe waltet, kann von Sünde keine Rede sein".

Das ist die negative Seite der Sand'schen Eheromane. Ihre positive Seite schildert die Liebe als den mächtigen Dämon, der uns Alle knechtet und nach seiner Laune mit uns schaltet. Nirgends ist dieser Gedanke schärfer ausgesprochen, als in der Geschichte des venetianischen Spielers Leone Leoni (1836). Wie bei Schopenhauer ist in Sand's Romanen Eros der Gewaltige, „der die Gedanken des jüngeren Geschlechtes fortwährend in Anspruch nimmt, das letzte Ziel fast jedes menschlichen Bestrebens ist, auf die wichtigsten Angelegenheiten nachtheiligen Einfluss erlangt, die ernsthaftesten Beschäftigungen zu jeder Stunde unterbricht, — mit seinem Plunder die Verhandlungen der Staatsmänner und die Forschungen der Gelehrten stört, seine Liebesbriefchen und Haarlocken sogar in ministerielle Portefeuilles und philosophische Manuscripte einzuschieben versteht, täglich die verworrensten Händel zettelt, die werthvollsten Verhältnisse löst, die festesten Bande zerreisst, Leben, Gesundheit, Reichthum, Ehre, Glück als Opfer heischt, den Redlichen gewissenlos, den Treuen zum Verräther macht, demnach auftritt, wie ein feindlicher Dämon, der Alles zu verkehren und zu verwirren bemüht ist. Gegen die

Wichtigkeit seiner grossen Angelegenheit sind die Angelegenheiten der Individuen sehr geringfügig. Daher ist er stets bereit, diese zu opfern. Denn er verhält sich zu ihnen, wie ein Unsterblicher zu Sterblichen. Mit erhabener Ungestörtheit betreibt dieser Genius sein Werk und geht ihm nach bis in die Abgeschiedenheit des Klosters". Es liegt etwas Poetisches in diesem Gedanken, und Sand hat ihn als grosse Dichterin zu entwickeln und zu gestalten verstanden.

Es war nun möglich, mit der Gesellschaft Frieden zu schliessen, auf die Anfeindung ihrer Einrichtungen zu verzichten, ohne die dichterische Ausbeutung jener reichen Ader aufzugeben. In der That mit Lamennais' Einflusse trat für Sand der Zeitpunct ein, wo sie jenen Frieden suchte. Die oben berührten „Briefe an Marie" (1837) sind die Urkunde des Friedensschlusses. Es klingt wunderlich genug, wenn wir da die Worte lesen:

„Seltsamer Weg, die gesellschaftlichen Schäden dadurch heilen zu wollen, dass man der Zuchtlosigkeit alle Pforten öffnet. Nur das Verharren in der Sittlichkeit kann den Menschen erhalten, nur der Sieg über die sündliche Lust unser Glück begründen. Die Versuche emancipirter Frauen, das Lebensglück in Zügellosigkeit zu suchen, sind ganz verwerflich".

Mit dieser Erklärung kehrt Sand auf das Gebiet zurück, das Frau von Staël nie verlassen hat. Beide haben mit den Anschauungen ihrer Gesellschaft gehadert, aber neben dem Zerstörungswerke Sand's erscheint die Kriegführung Staël's als ein harmloser Kleinkrieg.

Sand's Saint-Simonistische Periode ist mit dem Jahre 1837 überwunden, ihre socialistisch-demokratische

Thätigkeit aber dauert bis in die Mitte ihres langen und fruchtbaren Schriftstellerlebens.

Seit dem Decemberstreiche 1851 und unter dem zweiten Kaiserreiche wendet sich ihr gereifter und geläuterter Geist immer ausschliesslicher ihrem eigensten Gebiete, der voraussetzungslosen Kunst zu, wenn sie auch gelegentlich, wie in ihrem gegen Octave Feuillet's orthodoxe „Sibylle“ gerichteten Thesenromane „Mademoiselle La Quintinie“ (1863), die Theilnahme bekundet, die sie den bewegenden Fragen der Zeit zu schenken fortfährt.

Wenn wir nun diese letzte, längste und reichste Periode ihrer unerschöpflichen Dichterspenden in's Auge fassen, so wird die Parallele zwischen Sand und Staël zu einer Aufzählung von Gegensätzen, denn eine sehr verschieden angelegte Individualität ist hier und dort der Träger jenes enthusiastischen Idealismus, dem beide Frauen in gleicher Weise gehuldigt haben.

Vor allem ist die Welt, in der sich beide Frauen bewegen, eine durchaus verschiedene. Für die Dichterin der „Delphine“ und der „Corinna“ gibt es kein Lebensglück ausserhalb der Gesellschaft, für Sand keinen Genuss ausserhalb des Verkehrs mit der Natur.

Frau von Staël war die prädestinirte Salonkönigin, Virtuosität in der Conversation, die hervorragendste Gabe dieser hervorragenden Schriftstellerin. „Wenn man ihre Bücher liest,“ so drückt sich einer ihrer Freunde aus, „so glaubt man, sie schreibe gut; hat man sie aber einmal sprechen hören, so findet man, sie schreibe schlecht“. Damit stimmt denn auch, was sie



selbst in ihrem Buche über Deutschland von der französischen Conversation gesagt hat. „Anderswo ist das gesprochene Wort nur ein Mittel, seine Gedanken kundzugeben, in Frankreich ist es ein Instrument, auf dem man gern spielt". Niemand hat dieses Instrument besser zu spielen verstanden, als die Urheberin dieser hübschen Bemerkung. Ihren Büchern freilich gereichte jene ihre glänzende Gabe eher zum Nachtheile; denn die Hast ihres lebhaften Geistes, welche aus jedem ihrer Gespräche ein blendendes Feuerwerk zu machen wusste, lieh ihr beim Schreiben selten die nöthige Ruhe, selten jene Lust am Feilen, welcher nur das Beste gut genug erscheint. So sind denn ihre Bücher im Ganzen mehr gesprochen als geschrieben und zeigen stellenweise deutliche Spuren hastiger Improvisation. Niemand aber wusste besser als sie selbst, dass ihre ganze Ueberlegenheit auf der lebendigen Rede beruhe. So allein wird es begreiflich, dass sie vom grossen Schriftsteller verlangen kann, er müsse zugleich ein grosser Zwischenredner (interlocuteur) sein, dass sie am reizenden Gestade des Genfersee's sich fort und fort zurücksehnt nach dem Pflaster und der Gossenrinne der Rue du Bac, dass sie nur in Paris sich glücklich fühlen konnte, dass sie endlich in ihren Betrachtungen über die französische Revolution nicht nur die ersten Revolutionsjahre, sondern auch die verpönten Zeiten der Directorialregierung für die schönsten Tage jener grossen Epoche erklärt. Hatte sie doch eben nur in jenen Zeitabschnitten, zwischen 1789 und 1792 einerseits und in den letzten fünf Jahren des Jahrhunderts anderseits, das heissersehnte Glück des Pariser Salon-

lebens, erst als die gefeierte Tochter des grossen Ministers, dann als eine Salonfürstin im grossen Stile mit politischem Einflusse, durchgekostet. Wir begreifen nun auch, dass der Kaiser sie nicht empfindlicher strafen konnte als durch die vollständige Entziehung ihres unentbehrlichen Lebenselementes, der gesellschaftlichen Reize der französischen Hauptstadt. Wir begreifen endlich, dass ihre so ganz zur Herrschaft gelangte Neigung den Sinn für Kunst und Natur in ihr verkümmern liess, dass ihr das Reisen keine Freude, sondern eine Qual schien, dass weder Italiens Kunstschätze, noch dessen blauer Himmel sie glücklich und heiter stimmen konnten, dass sie angesichts der Schweizer- und Savoyeralpen immer nur vom aristokratischen Saint-Germain träumte.

Wundern wir uns deshalb nicht, wenn auch die Schriftstellerin sich auf die Betrachtung der Gesellschaft concentrirt, wenn die Einheit und der Schwerpunct ihrer ganzen litterarischen Thätigkeit in der Beschreibung dieser Gesellschaft zu suchen ist. In der That, wollte man Frau von Staël classiren, ihr im Fachwerke der französischen Litteratur die richtige Stelle anweisen, so wäre sie derjenigen Gruppe von Schriftstellern zuzutheilen, welche die Franzosen Moralisten nennen, den Montaigne, Pascal, Larochefoucauld, La Bruyère und Lafontaine, den aphoristischen Beschreibern des Menschen und der Gesellschaft. Die deutsche Litteratur hat keine Gruppen von Autoren aufzuweisen, die sich in ihr in ähnlicher Weise als classische Genossen dieses Genres zusammenfinden und von anderen Gattungen abheben, obwohl Lichten-

berg, Göthe, Jean Paul und viele Neuere die Sache selbst bei uns vertreten. Dies hängt, wie wir glauben, mit der beiderseitigen Gesellschaftsentwicklung zusammen. Denn die französische Moralistenlitteratur wie das französische Lustspiel steht mit der Entwickelung und Disciplinirung der hauptstädtischen Gesellschaft im engsten Zusammenhange. Frau von Staël nun hat die Betrachtung dieser Gesellschaft da aufgenommen, wo das achtzehnte Jahrhundert der grossen Revolution anheimfällt und das neunzehnte uns dieser gewaltigen Katastrophe emportaucht. Sie hat scharfsinnig beobachtet, empfindsam geschildert, nur selten mit Ironie vernichtet. Dass sie aber diese Waffe La Bruyère's zu handhaben wusste, wenn es ihr einmal beikam, sie zu brauchen, das beweisen Stellen wie die unübertroffene Schilderung des kriechenden Höflings Mendoza, Delphine I., Capitel 10.

Frau von Staël ist eine feine Beobachterin, eine originelle Denkerin, aber ebenso sehr eine L e s e r i n. Nebst der Gesellschaft, nebst dem Umgange mit bedeutenden Männern verdankt sie ihren Studien und ihrer Bibliothek die volle Entfaltung und das ansehnliche Wissen ihres hochbegabten Geistes. Die Disciplin der Gesellschaft und diejenige der Studirstube hat sie zu dem gemacht, was sie als Schriftstellerin geworden. Dies wird ihrem Beurtheiler erst dann so recht vergegenwärtigt, wenn er das in's Auge fasst, was ihr gefehlt hat. So spielt vor allem die P h a n t a s i e bei ihr eine sehr untergeordnete Rolle. Der Verstand hat dieselbe entschieden überwuchert. Staël ist weder eine dichterisch, noch eine künstlerisch angelegte Natur,

ihre Erfindungsgabe ist ebenso unbedeutend, als ihre Beobachtungsgabe hochbedeutend war. Staël ist sodann mehr enthusiastisch-empfindsam als leidenschaftlich durchglüht, und desshalb zeigt auch ihre Sprache weit mehr Rhetorik als inneres Feuer. Ihr Pathos ist ein disciplinirtes und auch im Affecte vergisst sie niemals die strenge Schule der calvinistischen Erziehung und des guten Tones. Von allen Seiten erscheint ihre ursprüngliche Natur durch pädagogische, litterarische, gesellschaftliche Einflüsse ein- und zurückgedämmt, ihr Temperament gezügelt und gemildert, und so ist sie im strengen Sinne des Wortes ein Kunstproduct der Bildung. Das spiegelt sich auch in ihrem politischen und socialen Denken. Ihr aristokratischer Liberalismus, dürstet nach Freiheit, aber das demokratische Element der nivellirenden Gleichheit ist ihr durchaus und immer fremd geblieben.

Wie ganz verschieden nun ist George Sand in ihrem schriftstellerischen Thun und Lassen! Ein wildes Kind der Liebe, wächst sie auf im freien Verkehre und im ungehemmten Zusammenleben mit ihrem Genius und mit der Natur. Tiefe Leidenschaften walten in ihrem Busen, und eine mächtige Phantasie ist ihre Lust zugleich und ihre Qual. Sie ist im vollsten Sinne des Wortes zur Künstlerin und zur Dichterin geboren. Ihre einzige Sprache, ihr tiefes Verständniss der landschaftlichen Schönheit bekundet die eine, Erfindungsgabe, Gestaltungskraft und das harmonische Ebenmass von Idealismus und Realismus die andere.

Ihre Phantasie überwuchert den Verstand, beeinträchtigt dessen Entwickelung, verurtheilt ihn

auch in den Jahren ihrer Reife zu der zweiten Rolle. Von ihren frühen Studien hat sie selbst bezeichnend gesagt: sie hätte ihre Autoren mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe gelesen. In den Leistungen ihrer ersten Periode sind die Saint-Simonistischen Digressionen auch vom logischen Standpuncte aus das Bedenklichste jener bedenklichen Bücher; die Geschwätzigkeit und Declamation ihrer Ausführungen vermag auch dem blödesten Auge die Blössen und Gebrechen des Raisonnements nicht zu verhüllen. Man fühlt es sofort: hier ist Sand nicht in ihrem Elemente, im Reiche der Phantasie, im romantischen Lande der Kunst und Poesie.

Zur Gesellschaft, besonders zu ihrem conventionellen Typus, zur Pariser Salonwelt, hat sich Sand ihr Leben lang ablehnend verhalten. Sie besass nichts von dem, was die Franzosen mit dem Worte „Esprit“ bezeichnen, jenem spielenden, epigrammatischen, streitbaren Witze der Conversation, die dem lebendigen Worte die Würze und dem schlagenden Gedanken die Schwingen leiht. In Kreisen, die nicht ihre eigensten und engsten waren, bewegte sie sich still, ohne den Wunsch, sich mitzutheilen oder eine Rolle zu spielen.

Ebenso wenig quälte sie jenes unersättliche Lesebedürfniss, das sich receptiv am Geistesleben Anderer weidet und ohne Bücher keine Lebensfreude kennt. Feld und Wald, Vögel und Hunde waren für sie eine weit unentbehrlichere Gesellschaft als Bücher und Menschen. Und da unter letzteren das Volk der Natur um vieles näher steht als die gebildeten, vornehmen und reichen Classen, so fühlte Sand für Bauern, Hand-

werker und Arbeiter grössere Theilnahme als für Litteraten, Barone und Millionäre. Ihr Gleichheitssinn, dem sie durch's ganze Leben getreu blieb, hängt mit ihrer instinctiven Naturliebe zusammen, wie denn überhaupt ihr ganzes wunderbares Schaffen weit mehr auf Instinct als auf Reflexion und Kunstfertigkeit beruht.

Die Gestalten, die sie geschaffen, wurzeln wie bei Shakespeare mehr im Gemüth, mehr in der Phantasie des Dichters, als in der Wirklichkeit des Lebens: weshalb sie denn auch meist, wie dies ja auch in Shakespeare's Lustspielen der Fall ist, idealisirte, d. h. dichterisch verklärte, zuweilen phantastisch entfernte Reflexe der realen Erscheinungswelt bieten.

Selbst das Compositionsverfahren Sand's war ganz verschieden von demjenigen Staël's. Diese machte ihren Plan, entwarf ihre erste Skizze, führte diese zum erweiterten, vertieften endgültigen Bilde aus. Sand ging auch hier mit dem Instincte des Genie's vor, sie schrieb ihre Romane wie Scott die seinigen, wie Shakespeare seine Dramen geschrieben haben mag. Was ihr beim Revidiren nicht gefiel, das wurde zerrissen und der Plan entwickelte sich mit der Ausführung.

Fassen wir zusammen. Staël scheint uns ein Talent, Sand ein Genie, jene ein vollendetes Kunstwerk moderner Bildung, diese ein Meisterstück der Natur zu sein. Reflexion ist die Grundkraft der Einen, der schaffende und schöpferische Trieb diejenige der Andern. Als Dichterin verkehrt die Eine mit der Natur, als beobachtende Denkerin die Andere mit der Gesellschaft. Beide sind Amazonen, aber Sand in ihrer ent-

schlossenen Haltung gegenüber den bewegenden Fragen der Zeit strebt mehr nach Freiheit als nach Sitte, nähert sich mehr als Staël der Anschauungssphäre des starken Geschlechtes.

Die Werke beider Frauen darf die Nachwelt als culturgeschichtliche Monumente betrachten. Frau von Staël entrollt ihr die Gesellschaftswelt von 1800, Sand ein Stück der Ideengeschichte jenes Geistes, den man den „Geist der Zeiten“ nennt.

Edmondo De Amicis.

Es war im Frühjahr 1867, als die in Florenz erscheinende „Italia militare“ eine Reihe von Skizzen (Bozzetti) aus dem italienischen Soldatenleben brachte, welche die Aufmerksamkeit nicht nur der militärischen, sondern der gebildeten Kreise überhaupt in hohem Grade fesselten. Sie waren aus der Feder eines soeben mit der Redaction jener Zeitung betrauten einundzwanzigjährigen Infanterieofficiers, Namens De Amicis, geflossen. Die Reinheit und Mannigfaltigkeit ihrer hinreissenden Sprache liess auf einen Toscaner schliessen; aber man vernahm, dass der Verfasser jener Bilder Norditalien entstamme, im Jahre 1846 in dem ligurischen Hafenstädtchen Oneglia, der Heimat Andrea Doria's, geboren sei. Der Vater, ein Genueser, hatte daselbst ein Amt verwaltet, und seine Versetzung nach Cuneo (Coni) bot dem zweijährigen Edmondo Gelegenheit zur ersten seiner vielen Reisen. Cuneo, durch die abenteuerliche Geschichte seiner Belagerungen nicht weniger berühmt als durch die classischen Eigenschaften seiner Castanien, liegt malerisch an der früher so besuchten Bergstrasse, die über den Col di Tenda von Turin nach Nizza führt. Hier sammelte der aufgeweckte Knabe seine

ersten Eindrücke und träumte die ersten Träume seiner Phantasie. Der Vater, ein gebildeter, für das Schöne empfänglicher Mann, liess sich die Erziehung seiner vier Kinder ernstlich angelegen sein, aber es war ihm nicht beschieden, den Segen seiner Arbeit zu geniessen. Sein früher Tod überband der trefflichen Mutter die schwere Sorge, das Begonnene fortzuführen und zu vollenden. Edmondo bestimmte sich zur Soldatenlaufbahn. Nachdem er sein Collegio absolvirt, trat er 1862 in eine Vorbereitungsschule in Turin, um folgenden Jahres den zweijährigen Curs des Cadetten-Institutes in Modena zu beginnen.

In einem sauber ausgeführten Abschnitte seiner „Ricordi", betitelt „Adolescenza", hat uns De Amicis jenen Gährungsprocess veranschaulicht, der das Kind des Südens zwischen zehn und fünfzehn Jahren so rasch zum Manne entwickelt. Aber auch die äusseren Erlebnisse seines Turiner Präparandenjahres werden uns in einem gelungenen Capitel der „Pagine sparse" anmuthig erzählt.

„Ich war jetzt sechszehn Jahre alt und versuchte mich ab und zu im Versemachen. Eine meiner Poesien feierte die Polenerhebung des Frühjahres 1863. Ich schrieb sie bei Wasser und Brod im finsteren Arrestzimmer unserer Schule, verfluchte in meinen radikalen Strophen nicht nur den russischen Kaiser, sondern auch den Papst und fügte eine phantastische Schilderung der Insel Caprera ein, welcher ich die schönsten Sonnenstrahlen und eine ständige Engelwache schenkte. Meine Cameraden waren entzückt, sie liessen mein Gedicht auf allgemeine Kosten drucken, und mein Nachbar auf

der Schulbank sprach das feierliche Wort: „Dein Canto wird nicht untergehn!“ Ich erwiderte nicht minder feierlich: „Das lasst uns hoffen“. Der Poetenkamm schwoll mir nachgerade so gewaltig, dass ich eines schönen Morgens meinen unvergänglichen Canto mit einem Begleitschreiben der Post übergab: Beides an die Adresse des Herrn Alessandro Manzoni in Mailand.

Wochen vergingen und keine Antwort langte ein. Eines Morgens, als ich eben am Barren turnte, rief man mich zum Director, der mir einen Brief mit dem Poststempel Mailand einhändigte. Ich öffnete und sah die Unterschrift: Manzoni. Das war für die ganze Schule ein Ereigniss. Unser Professor der italienischen Litteratur las Manzoni's Brief der versammelten Classe vor, ich aber las ihn wohl hundertmal im Tage, sagte ihn auswendig her, träumte Nachts, dass er mir gestohlen worden. Bei Tische ass ich wenig, in der Classe trug ich eine schmachtend-inspirirte Poetenmiene zur Schau, spendete zu Hause meinen Schwestern ein herablassend-gnädiges Lächeln, um sie darüber zu beruhigen, dass ihnen die Blutverwandtschaft nicht gekündigt sei.

Manzoni's Brief schloss mit den Worten:

„In meinem kleinen Garten blüht gegenwärtig ein junger Granatbaum. Seine kräftige und muntere Jugend kündet reiche und ausgesuchte Früchte an“.

Wie nur Anzeichen und Aussichten täuschen können! Wenn ich einige Gelegenheitsreimereien abrechne, so habe ich seit jenem Jahre auch nicht e i n Gedicht geschrieben, ja nicht einmal eine Versuchung zum Dichten erlebt. Hätte ich mir das in jenen Tagen träumen lassen, als mir ein Prosaiker kaum wie ein Mensch

vorkam, und ich von den Promessi Sposi zu sagen pflegte: „Wenn sie erst in Octaven geschrieben wären!“

Manzoni's Roman war in der That neben der leidenschaftlichen Liebe zu seiner Mutter De Amicis' grosse Jugendpassion. In einem an letztere gerichteten Briefe vom 17. September 1865 lässt er sich über das Buch, das seinen Geschmack und seinen Stil vor allen andern gebildet zu haben scheint, also vernehmen:

„Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung, die im Gefolge eines Feldzuges sich einzustellen pflegt, ist die neuerwachende allgemeine Leselust. Dieselbe sucht sogar Diejenigen heim, welche sonst weder Neigung noch Bildung zum Lesen treibt. Hier im Lager bemüht sich ein Jeder, irgend ein Buch oder ein Büchlein zu erhaschen, und der Pfarrer des nahen Dorfes hat alle Bände seiner Bibliothek in Umlauf setzen müssen. Du hast mir oft gesagt, ich übertreibe Alles. In diesem Falle hast du nicht ganz Unrecht; denn bei mir hat sich jene Leselust zum Lesehunger entwickelt. Indess ich bleibe meinem alten Streben treu. Meine ganze freie Zeit vergeht mit Lesen, Wiederlesen, Durchstudiren und Durchwühlen des theuren, des herrlichen, des heiligen Buches, der Promessi Sposi, meines unzertrennlichen Begleiters und Freundes, der mir so manchen Genuss, so manchen Trost, vor Allem aber die süsse, unentwegte Ruhe des Gemüthes schafft, in welcher jede Leidenschaft sich reinigt, jeder Gedanke sich hebt, Welt und Menschen uns schöner und besser erscheinen. Ich weiss nicht, wie es zugeht, aber mein Land, mein Regiment und dich und meine Freunde, alles vermag ich besser und edler zu lieben, wenn ich

dieses Evangelium der Litteratur beherzige. Keine Seite, an der nicht eine Erinnerung unserer ersten Lesestunden haftete, jener süssen Stunde, da das Buch auf deinen Knieen ruhte, — ich las, du zuhörtest und meine Thränen dir auf die Hände stürzten, bei gewissen Stellen das Buch sich wie von selber schloss und wir uns dann umklammerten! Heute drücke ich das theure Buch an meine Brust und sage ihm: „Bei allen Thränen, die du mir und meiner Mutter gekostet, bei jeder guten Regung, die du in mir geweckt und wach erhalten, schwör' ich dir, dass wie du mein erstes Buch gewesen, du auch mein letztes bleiben sollst!“ „Cercherò te, sempre te, libro-paradiso!“

Begleiten wir den schwärmenden Jüngling nach Modena in die Cadettenschule. Wir treffen ihn dort vom November 1863 bis Ende Juli 1865. Er hat uns in dem „Schulcameraden“, dem einleitenden Capitel seiner Novellen die Eindrücke geschildert, die seinen Eintritt in jenes Institut begleiteten. Wir lassen ihn wiederum selbst reden.

„Es ist ein prächtiger, alterthümlicher Fürstenpalast, bevölkert mit fünfhundert Zöglingen aus allen Regionen Italiens. Alle Typen und alle Accente des Landes sind da vertreten: Hier das braune Gesicht und die schwarzglühenden Augen des Sicilianers, dort die blonden Locken und die blauen Augen des Norditalieners, die leidenschaftliche Geste des Neapolitaners neben dem silberhellen Gezwitscher des Toscaners, dem zungenfertigen Geplauder des Venetiers, — kurz ein Volk aus allen Himmelsgegenden und aus allen Classen: Der Sohn des Herzogs, des Generals und des Senators

neben demjenigen des Krämers und des Beamten, — ein buntes, wunderliches Zusammenleben, das zugleich an die Schule, ans Kloster und an die Caserne erinnert.

Noch lebhaft steht mir der erste Kummer meines Soldatenlebens vor der Seele. Voll von kriegerischer Poesie war ich in die Cadettenschule getreten und diese gehobene Stimmung behauptete noch ihre Höhe, als unsere Compagnie ihre Mützen in Empfang zu nehmen beordert wurde. Alle fanden, was ihrem Kopfe passte, mir allein waren alle vorgelegten Mützencaliber zu klein. Der Hauptmann wandte sich ärgerlich zu mir und sagte:

„S'ist doch curios, nicht wahr, dass man Ihres dicken Kopfes wegen das Magazin wieder aufmachen muss!“ Und dann nach einer Pause brummte er mich nochmals an: „Testone!“

Gott im Himmel! Wie das auf meine Stimmung drückte! „So ist das Soldatenleben?“ sagte ich zähneknirschend zu mir selbst. „Das halt ich nimmer aus! Im Traume nicht! Lieber betteln, lieber sterben!“

Es war dies nicht die letzte meiner Prüfungen. Ich sehe mich heute noch in einer engen Arrestzelle, hoch oben im fünften Stocke, bei Wasser und Brod, auf neun Tage Gefangener, Silvio Pellico's Marterbild vor meiner Phantasie, — und warum? — Weil ich im Namen meiner Cameraden an unsern Professor der Chemie eine öffentliche Dankrede gehalten und mich dadurch gegen den Paragraphen des Reglements vergangen hatte, der uns ausdrücklich die öffentlichen Reden verbot. Der Major benutzte die Gelegenheit, um mich vor den heillosen Streichen der Phantasie zu warnen: er hatte nämlich munkeln hören, dass ich ein Stück von einem

Dichter sei, und er schloss seine Predigt mit den Worten: „Die Poesie, mein Herr, hat noch nie was Anderes als Dummheiten gestiftet. (La poesia non ha mai fatto fare che bestialità)“.

De Amicis war indess ein Musterzögling seiner Schule, es fiel ihm niemals ein, sich als verkanntes Genie oder als deplacirtes Talent geriren zu wollen, und seine mathematischen Aufgaben löste er, wie sie ein Berufsjünger der „Letteratura amena“ wohl selten gelöst hat. Endlich kam der ersehnte Juli 1865 und brachte ihm die Officiersepauletten und für einige Wochen die süsse Freiheit. Er eilte in die Arme der Mutter nach Turin, verliess sie aber bald wieder, um den Winter über in Sicilien zu garnisoniren. Der Frühling des folgenden, für Italien so ereignissreichen Jahres fand ihn abermals in Turin, als Officier des dritten Infanterieregimentes, Division Cugia. Mit welcher Spannung er den Abmarsch seiner Truppe gegen die Oesterreicher erwartete, hat er seinen Lesern in dem Bozzetto „Aufbruch, Feldzug und Heimkehr“ geschildert. Eine Episode der Schlacht von Custozza erzählt der Abschnitt „Quel Giorno“. —

Die Heimkehr war, man weiss es, keine frohe. Unser Soldat suchte sich mit litterarischen Genüssen und Erinnerungen zu trösten.

„Wir lagen in Pavia“, so erzählt er in den „Pagine sparse“, als ich auf den Gedanken kam, Vater Manzoni zu besuchen. Der „junge Granatbaum“ sollte mir als Einführer dienen. An einem schönen Sonntag Morgen langte ich, mit meinem Briefe bewaffnet, in Mailand an.

„Wo wohnt Manzoni?“ war die erste Frage, die ich an den Kellner meines Hotels richtete.

„Manzoni der Möbelhändler?“ fragte Dieser seinerseits.

„Der Graf, der Senator, der Schritsteller Manzoni!“ versetzte ich im Brusttone der Entrüstung.

„Entschuldigen Sie! Der Senator Manzoni wohnt Piazza Belgiojoso“.

Als der ehrwürdige Greis ihm entgegentrat, da konnte sich der erregbare junge Mann nicht länger fassen. „Ich, über dessen unversiegbaren Thränenborn so Mancher zu spotten sich erlaubt hat, lang wie ein Grenadier, den klirrenden Säbel an der Seite und die pompösen Epauletten auf der Schulter, ich fasste den Alten bei den Händen und brach — ich will es nur gestehen — in heftiges und lautes Schluchzen aus“.

Manzoni war redselig, entliess die Niederlage von Custozza mit der lateinischen Pointe: „Fracta virtus!“ und nannte seine berühmte Ode auf den Tod Napoleons (Il cinque Maggio) „ein Gemisch von Latinismen und Gallicismen, dessen glänzendes Geschick vorauszusehen er selber weit entfernt gewesen sei“.

Der beglückte Lieutenant verliess Manzoni nach einigen selig verlebten Stunden und fand, dass Mailand die schönste Stadt in dieser Welt sei.

Den folgenden Winter brachte De Amicis im Schoosse seiner Familie mit der Redaction seiner Bilder aus dem Soldatenleben zu. Ein Buch schreiben war für den zwanzigjährigen Lieutenant eine harte Arbeit; die periodischen Entmuthigungen, die Kämpfe mit der wachsenden Unlust, den endlichen Sieg des festen Wil-

lens und die glückliche Vollendung seines Manuscriptes hat er uns mit gewohnter Offenheit in den „Schlachten am Arbeitstische“ (in: Pagine sparse) beschrieben.

Im Frühjahre 1867 übernahm De Amicis, wie wir im Eingange bemerkt haben, die Redaction der „Italia militare“ in Florenz. Seine einfache und arbeitsame florentiner Existenz behandeln abermals zwei Abschnitte der Pagine sparse. Nun wagten sich seine ersten Bozzetti an's Licht der Oeffentlichkeit. Als Buch erschienen dieselben erst bei Treves in Mailand (1868), dann bei Lemonnier in Florenz, bei letzterem endlich auch in einem für die italienischen Militärschulen bestimmten Auszuge. Die Dedication des Buches ist eine Huldigung der Pietät: „Meiner Mutter, Teresa Busseti-De Amicis, widme ich dies Buch, tief bedauernd, ihren theuren Namen nicht einem Werke vorsetzen zu können, das gut ist wie ihr Herz, edel wie ihre Tugend und fromm wie ihr Leben“. Diese Widmung dürfte uns sonderbar erscheinen, hätten nicht zarte Empfindung und Herzensgüte im Buche selbst eine so hervorragende Stelle gefunden.

Ueber die Tendenz des Autors lässt die lakonische Vorrede uns nicht im Zweifel: „Ein Mann aus dem Volke meinte: Als ich diese Bilder aus dem Soldatenleben durchgelesen, hätte ich dem ersten besten Soldaten die Hand drücken mögen. — Ein Soldat aber sagte: Es sind Geschichten, die uns trösten und ein Bischen guten Willen machen. — Wenn ich mit meinem Buche erreiche, dass der Bürger den Soldaten achten, der Soldat sein Handwerk lieben lernt, dann ist meine Arbeit reich gelohnt und mein innigster Wunsch erfüllt“.

Die Bilder, welche De Amicis entworfen hat, sind sehr verschieden von denjenigen Hackländers und des Franzosen Noriac. Ersterer hatte seine Soldaten-Novellen mit germanischem Humore gewürzt, und letzterer setzt an die Stelle des Humors den französischen Esprit und die „Gauloiserie“. Noriac's „Hundert und erstes Regiment“, der Massenerfolg des Jahres 1861, ist von jener urkomischen und zugleich satirischen Ader durchzogen, die den Verfasser im Lustspiel, man möchte sagen, zum natürlichen Mitarbeiter About's machte. Weder mit dem deutschen noch mit dem französischen Schriftsteller hat nun De Amicis Stimmungsverwandtschaft, wohl aber lässt er sich mit einem älteren Franzosen, dem Romantiker Alfred de Vigny, vergleichen, dessen „Servitude et grandeur militaire (1833)“ ganz ebenso das Pflicht- und Ehrgefühl des Soldaten zu festigen und die Armee in den Augen einer argwöhnischen und vorurtheilsvollen Bourgeoisie zu heben bemüht ist. Aber die misanthropische Laune des hypochondrischen Garden-Hauptmannes de Vigny kennt De Amicis nicht; auch fällt es ihm nicht ein, von socialen Armee-Reformen reden zu wollen; denn heute ist jene wilde Traumwelt der Saint-Simonistischen Epoche ausgeträumt, in welcher selbst der aristokratische Romantiker sich nicht enthalten konnte, seinen Novellen ein sociales Projectchen als Schlussempfehlung auf den Weg zu geben. — Ein sehr realistisch gehaltenes Gegenbild von De Amicis' idealisirter Soldatenwelt liefert Fambri's Drama: „Il Caporale della Settimana“, welches 1866 so viel Aufsehen machte, dass die Behörden von Florenz die Aufführung untersagen zu müssen glaubten.

Wahrheit und Dichtung bilden den Inhalt von De Amicis' Bildern und Erzählungen. Die Vorkommnisse des Soldatenlebens; der Marsch in glühender Sonnenhitze und bei mondloser, regnerischer Nacht, die am zersprengten Marodeur geübte Gastfreundschaft, ein Strassencravall, jene harte Geduldprobe des unter dem Gewehre stehenden Sotdaten, die schlimmen Lehrtage des Recruten, die Schildwache, die Ordonnanz, das Lagerleben, die glückliche Heimkehr, der Tod im Felde, — das sind die bunten Bilder, die des Künstlers Pinsel anmuthig und anschaulich ausmalt. Zu diesen mehr oder weniger idealisirten Genrestudien gesellt sich ein historisches Gemälde düsterer Art, in welchem keine mildernde Dichtung die schreckliche Wahrheit verschleiert: „Das italienische Heer während der Cholera 1867".

Schon in den ersten Monaten des genannten Jahres waren zerstreute Cholerafälle in Sicilien vorgekommen; vom Mai bis August aber wüthete die Seuche furchtbar auf der ganzen Insel und erst gegen Ende jenes Jahres beschloss sie die lange Reihe ihrer Verwüstungen. Die Garnisonscommandanten, namentlich General Medici in Palermo, hatten rechtzeitig ihre Truppen vertheilt und die Sanitätsmassregeln früherer Cholerajahre wieder in Kraft gesetzt. Aber der einbrechende Feind fand drei schlimme Bundesgenossen vor: Schrecken, Aberglauben und Elend. Fast überall ergriffen Beamte und Notable die Flucht, und die entlegenen einsamen Wohnungen auf dem Lande füllten sich mit den reicheren, selbst mit schwach bemittelten Stadtbewohnern. Ueberall wurden die Verkaufslocale geschlossen und bald blieb dem elenden Volke als Nahrung nichts als Pflanzen

und indische Feigen. Am Schlimmsten aber wirkte der allgemein verbreitete Aberglaube, dass die Epidemie das Werk der Regierung und ihrer Beamten sei. Jede von diesen entgegengebrachte Hilfe erschien dem Volke ein hinterlistiger Versuch zu sein, das Gift der Ansteckung noch weiter zu verbreiten. Ueberall forschte die wüthende Menge nach den „Vergiftern“ und verübte fast täglich die schlimmsten Dinge an den Opfern ihres Argwohns. Erkrankungen wurden verheimlicht, um der Absonderung zu entrinnen, Leichen wurden versteckt, um ihnen Zeit zu lassen, „wieder zu sich zu kommen“. Räuber und Mörder benutzten den panischen Schrecken der Beamten, um straflos Alles zu versuchen. Unter solchen Verhältnissen konnte das Heer allein noch Rettung schaffen. Aber welche Aufgabe für den armen Soldaten! Man entsandte ihn dahin, dorthin, um Häuser und Strassen zu reinigen, Leichen herauszuholen und zu begraben, Kranke zu pflegen, Briganti zu verfolgen, die wüthende Canaglia im Zaume zu halten. Kehrte der Erschöpfte Abends in die Caserne zurück, legte er sich endlich nieder, so schreckte ihn vielleicht das Stöhnen eines neben ihm erkrankten Cameraden oder das Toben des Strassenpöbels an dem Casernenthore wieder auf. Officiere und Soldaten bewaffneten sich dann in aller Schnelligkeit, eilten herunter auf die Strasse, um vielleicht die ganze Nacht hindurch das Anstürmen eines von Hunger und Aberglauben gepeinigten Haufens abzuwehren. Der neue Tag brachte neue Sorgen. Es kam Befehl, eine halbe Compagnie in ein entlegenes Dorf zu senden, wo die Seuche soeben ausgebrochen war. Im Laufschritte

rennt die kleine Colonne durch die sengende Hitze nach dem Orte ihrer Bestimmung. Schon in dessen Umgebung stösst man auf zerstreut umherstehende Möbel und herumirrende Familien. Erst müssen die Männer eingefangen und zur Hülfeleistung gepresst werden. Dann sind Schmutz und Leichen aus den Strassen zu schaffen, ein Lazareth ist zu errichten. In einer kleinen Ortschaft lenkt sich die Aufmerksamkeit des commandirenden Officiers auf eine verschlossene Kirche. Er schöpft Argwohn und lässt die Thüre sprengen. Welch ein Anblick! Ein Haufen faulender Leichen thürmt sich in ihrem Inneren auf. Die Soldaten stossen ihre Gefangenen hinein, zwingen sie, die Cadaver herauszuschleppen und sodann zu verbrennen. — Häuser, in denen es stille geworden, werden durchforscht, sie enthalten nichts als verwesende Leichen.

Doch zurück zu den heiteren Bildern unseres Malers. Maler scheint uns in der That das rechte Wort, um De Amicis' Bozzetti zu charakterisiren; denn diesmal wird die Erzählung Folie der Schilderung. Wenn nun ein Buch, das seinem grossen Theile nach beschreibt, durch die Beschreibung fesseln soll, so muss der Schilderer zugleich das Auge und die Hand des Künstlers besitzen. Dies ist in der That hier der Fall. De Amicis findet wirksame Motive, wo das blöde Auge des Laien nichts zu entdecken vermag, und wie ein gewiegter Landschaftsmaler versteht er es aus anscheinend inhaltslosen und undankbaren Vorwürfen eine lebensvolle und farbenreiche Studie zu ziehen. Mit einem Worte, er weiss künstlerisch zu gestalten. Als

einen Realisten möchten wir ihn damit indessen nicht bezeichnet wissen. Seine Bilder sind im Gegentheile alle idealisirt und ein gutherziger Optimismus durchzieht jede seiner Schöpfungen. Selbst die paar eingestreuten Novellen (Carmela. — Das Regimentskind.) bewegen sich in einer rosenfarbenen Traumwelt oder schwanken doch hin und wieder zwischen Wachen und Träumen. Es umgibt uns hier jene nämliche ruhige und heitere Sphäre, welcher Göthes „Löwennovelle“ und Heyse's „Arrabiata“ ihr Dasein verdanken.

Eine gewisse sentimentale Weichheit ist die Kehrseite von De Amicis' rosigem Optimismus. Die italienische Kritik hat sie oft genug, mitunter auch hart genug betont. Er selbst resumirt die in dieser Richturg ihm gewordenen Vorwürfe bei Gelegenheit seines Thränenergusses in Manzoni's Empfangzimmer: „Freunde und Nichtfreunde! Wie oft und mit welchem Rechte habt Ihr mir vorgehalten, dass mein Herz ein Schwamm, meine Augen Thränenquellen und meine Soldaten Weiblein seien, dass jede Zeile meines Buches eine Rinne sei zum grossen Thränenmeere, in dem ich eines Tages selbst ertrinken werde“.

Diese Weichheit wird nur dadurch erträglich, dass sie durchaus keine gemachte, sondern eine im Wesen des Autors begründete ist. Was die alte Pfälzerin Liselotte von ihrem Sohne, dem Regenten, meinte, das lässt sich buchstäblich auf unseren zwanzigjährigen Signor Tenente anwenden. „Er ist ein guter Bub und hat ein gut Gemüthe“. Man lese beispielsweise nur, was De Amicis von der stummen Freundschaft seiner Ordonnanz im Felde berichtet, oder was

er unterm 10. Juli 1866 aus Parma schreibt: „Die braven, guten Soldaten! Mich dünkt, ich liebe sie noch mehr seit unserm Unglück. Sie sind doch stets dieselben, stets ergeben und getreu. Auf dem Marsche, wenn sie müde und gebeugt einherhinken, muss ich sie immer wieder ansehen, und doch thut mir's im Herzen weh. Spielen sie mir 'mal einen Streich, dann stelle ich mit mir selber ein langes und subtiles Raisonnement an, um meinem Herzen zu beweisen, dass jetzt ein Wort des Zornes und der Entrüstung am Platze sei. Dann fang ich an zu poltern.

„Jetzt macht es kurz! So kann's nicht länger gehen. Ein Heiliger würde bei Euch aus der Haut fahren. Jetzt . . . .

Du Schwindler! raunt mir hier eine innere Stimme zu. Es ist dir ja durchaus nicht Ernst mit deinem grossen Zorn!

S'ist richtig! antworte ich jener inneren Stimme, und damit ist meine Predigt zu Ende. Aber der Entschluss sei wenigstens gefasst, dass ich die verdammten Kerls aus meinem Herzen entlasse, — oder allerwenigstens nicht merken lasse, dass sie noch drinnen sind. Sonst Adieu, stramme Zucht! Lass sehen, ob sie mein Herz von Stein erweichen können!

Und damit schreite ich, zum Voraus meines Sieges sicher, mit einer Eisenfressermiene weiter.

Unterdess macht sich Einer an mich heran.

„Lieutenant, darf ich Ihren Mantel tragen?"

Nein! antwortete ich kurz und barsch.

Da kommt ein Anderer mit der Feldflasche,

„Lieutenant, sie ist frisch",

Kerl, ich brauche deine Flasche nicht. Zurück in's Glied und auf der Stelle oder . . . .

Schwindler! wiederholt die innere Stimme, und ich fühle mich abermals entwaffnet".

De Amicis' Empfindsamkeit darf man als eine gesunde betrachten, da sie einem guten, kindlich reinen Herzen entspringt. De Amicis ist in der That im vollsten Sinne des Wortes eine „anima candida", eine durch und durch sittliche Natur. Die Liebe zur Pflicht, die Liebe zu seiner Mutter und die Liebe zur Kinderwelt sind die herrschenden Leidenschaften seiner Jugend gewesen. Auch der reifere Mann hat keine Zeile geschrieben, die gegen das „Sit reverentia pueris" sich verginge.

So weisen De Amicis' Bozzetti den Stempel eines liebenswürdigen und lauteren Charakters und die Originalität des Inhaltes wird von einem nicht gewöhnlichen stilistischen Talente getragen. Die Sprache fliesst ihm aus der Feder wie ein voller Strom, ungezwungen, ungekünstelt, reich und durchsichtig zugleich. Mag seine jugendliche Ueberschwänglichkeit auch hie und da die Synonymen häufen und der Empfindung ein Wort zu viel gewähren, — der entschuldbare Fehler des zwanzigjährigen Autors wird durch das unerschöpflich quellende Leben des Ausdrucks, durch den Schwung seiner Diction, den emporsteigenden Vollsaft seines Schriftstellerfrühlings reichlich gesühnt. Man fühlt es beim Lesen, De Amicis hat sich an Manzoni's Sprache gebildet, ein Stück von Manzoni's Schilderungslust und Schilderungskunst geerbt; und einmal in der Schule des grossen Meisters gekräftigt, hat er sich rasch zu

jener Höhe emporgeschwungen, die dem volksthümlichen Schriftsteller allein gehört. Für Eingeborne und Ausländer sind die „Bozzetti della vita militare“ das rechte Buch, um das lebendige Italienisch, die Sprache der Gegenwart kennen zu lernen und von dem strotzenden Reichthume seines Phrasenschatzes sich einen Begriff zu bilden. „Er schreibt, wie er spricht, und er erzählt, wie er schreibt!“ sagt einer von De Amicis' Freunden. „Scrive colla penna in bocca“, würde Azeglio sagen.

Der so feinfühlende und so lebhaft empfindende junge Mann sollte indess die bittere Wirklichkeit und die boshafte Welt bald genug kennen lernen. Er war zu ehrlich und zu bescheiden, um jenes Selbstvertrauen grosszuziehen, das jedem Angriffe gewachsen ist, und die harten Urtheile seiner Tadler wirkten auf ihn wie Keulenschläge. Im April 1867 erhielt er einen anonymen Brief von Bergamo, der unter anderen feinen Dingen seine Bozzetti ein läppisches Gewäsch nannte und ihm den Rath ertheilte, seinen Stoff in der italienischen Geschichte zu suchen: „Damit werde man dem Auslande ganz anders imponiren“. De Amicis nahm sich die Sache so zu Herzen, dass er sich nachgerade überredete, die Belletristik sei nicht seine Sache, und dass er über ein halbes Jahr nicht mehr zur Feder griff. Die trübe Stimmung jener Tage hat er uns in den „Entmuthigungen“ seiner „Pagine sparse“ geschildert. Dort unterwirft er seine Leistungen einer bitteren Selbstkritik:

„Alle seine Personen sind blutlose Schemen, welche ein und dieselbe Rolle declamiren und keine einzige tritt auf, unter der nicht die Hand des Marionetten-

spielers zum Vorschein käme. Drei Ideen in tausend Farben, aber nicht mehr als drei Ideen. Ein verwässerter Manzonismus, ohne muthiges Bejahen; ein ewiges Hintaumeln zwischen Glauben und Nichtglauben, ein Zweifeln ohne den Muth, sich keck herauszuwagen, die doppelte Furcht, das Hohnlachen der Ungläubigen und das Missfallen frommer Mütter herauszufordern, ein beständiges perfides Zielen nach dem Herzen, statt nach dem Kopfe, und in der Sprache selbst die tiefe Ueberzeugung, dass das Conventionelle, die Pedanterie, die grammatischen Bedenklichkeiten, der ganze untoscanische Schablonenkram einen Fusstritt verdiene, — anderseits wieder die Feigheit, alles das doch nicht zu wagen aus Furcht vor jenen Gegnern des Manzoni'schen Vorschlages, die zum Studium des Toscanischen weder Lust noch Kraft verspüren".

Zur Orientirung sei hier daran erinnert, dass Manzoni den Vorschlag gemacht hatte, die Einheit der italienischen Nationalsprache dadurch rasch herbeizuführen, dass alle Schulen Italiens toscanische Lehrer erhielten.

Unterdessen kam der December heran und De Amicis brachte ein paar Ferienwochen in Mailand und Turin zu. Vater Manzoni heilte seine heimliche Wunde mit einer Aufzählung aller ungezogenen Briefe, die er selbst in seinem langen Leben von empörten Litteraten empfangen hatte. In Turin aber erwartete den Frischcurirten eine neue Prüfung. Im Buche der „Ricordi" hat er dieselbe in Gestalt eines launigen Culturbildes verwerthet.

„Vor einiger Zeit", so lesen wir dort, „erklärte

einer unserer ersten Journalisten öffentlich, er ziehe die naiven Weiber, welche „bacio“ mit Doppel-c zu schreiben pflegen, jenen Anderen vor, die sich zur richtigen Schreibung bekennen, und die Ignorantinnen, welche „Polonia“ für einen Frauennamen halten, wären ihm lieber als gebildete Damen, denen Polonia das Polenland bedeutet. Ob mein College ganz im Rechte sei, möge folgendes Erlebniss meines Freundes zeigen. Dieser Freund ist Belletrist, kein grosser Held, doch ein Talent und als Autor etwas eitel: denn schon Gil-Blas hat es entdeckt: „On n'est pas auteur impunément“. Mein Freund mag übrigens seine Geschichte selbst erzählen:

„Von Allem, was ich schrieb, sandte ich ein Dutzend Exemplare an meine Mutter zur Vertheilung unter unsere Freunde. In einem ihrer Briefe hiess es, ich möchte doch mit allem Eifer weiter schreiben, denn es harrten „ungeduldige Leserinnen“ auf eine jede neue Zeile.

Diese Schaar der „Ungeduldigen“ beschäftigte meine Phantasie nicht wenig und stachelte gewaltig meine Eigenliebe. Der Gedanke, in der Ferne Sympathien geweckt, mir so in meiner Heimat einen distinguirten Empfang bereitet zu haben, — erwartet, ja ersehnt in jenen Kreis der schönen Ungeduldigen zu treten, schmeichelte mir unendlich, und schrieb etwa die gute Mutter wieder: „Man liest, man liest, mein Sohn!“ — dann war ich vollends ausser mir vor Stolz und Vergnügen.

Endlich schlug die Stunde der Heimkehr. Auf der ganzen Fahrt phantasirte ich von meinen „Ungeduldigen“.

Ich malte mir die Ankunft aus, das erste Begegnen, den Schrei der Ueberraschung, den langen Händedruck, die neugierigen, an meinen Augen haftenden Blicke, welche dort nach der Stelle meiner Buchempfindungen forschten, — dann die naiven Detailfragen, das Wissenwollen, wie das Eine entstanden, das Andere ausgeführt worden, woher das Dritte gekommen, und tausend andere Kindereien, wie sie einem jeden von uns Papierverderbern einmal durch den Kopf gegangen sind.

Kaum war ich bei der Mutter angelangt, so begann ich sie mit Fragen zu bestürmen: „Nun, und meine Leserinnen? Wer sind sie? Wo sind sie? Was machen sie? Wann kommen sie?"

„Du wirst sie heute Abend im Salon der Signora ** alle beisammen finden. Im Voraus muss ich dir aber sagen: jung sind sie nicht mehr".

„Nicht Eine?"

„Nicht Eine. — Und dann sind es weder gelehrte noch belesene Damen".

Um so besser, dachte ich; — naive Wesen, die ein unmässiges Bücherlesen noch nicht blasirt hat, die mit ungeschwächter Empfänglichkeit meine Schriften geniessen!

„Eine dieser Damen," fuhr meine Mutter fort, „gerieth sogar in Schrecken, als ich deine Ankunft meldete. Sie fürchtet, du werdest nur Italienisch sprechen".

Arme Ungeduldige! dachte ich. Wie musstest du mir dankbar sein, deine geheimsten Gefühle in reines Italienisch übersetzt zu haben! Du lasest und riefest aus: „So muss es heissen! So werde ich in Zukunft sprechen! Von heute an bin ich im Stande, jene Em-

pfindung auszudrücken, dieses Herzensbedürfniss kundzuthun“.

„Aber sie haben doch mein Buch gelesen, und zwar ganz gelesen? nicht wahr, Mutter?“

„Ich hoffe es; wenigstens waren sie recht ungeduldig, dass du noch mehr schreiben und recht vieles schicken möchtest. Sie äusserten sogar den Wunsch, du möchtest mit zehn Federn zugleich arbeiten“.

Wie mächtig pochte mir das Herz! In diesem Augenblicke fühlte ich mich stark genug, noch zweihundert Bände in die Welt zu setzen.

Unterdessen erschien der Ehemann derjenigen Dame, in dessen Salon die Gesellschaft sich zusammenfinden sollte, — ein alter Herr mit einem umfangreichen Kürbiskopfe. Ich erwartete etwas Schmeichelhaftes, er fand aber nur eine banale Begrüssungsformel. Der Kerl kam mir erbärmlich vor. Zu welch hartem Loose die Frauen verurtheilt sind! Unmöglich, dass dieser Mensch seine Gattin begreife!

Im Salon, den wir miteinander betraten, waren gegen fünfzehn Personen bereits versammelt. Die Dame des Hauses hatte sich auf einen Augenblick entfernt, und der alte Kürbiskopf stellte mich einstweilen seinen beiden Töchtern vor, zwei hässlichen Geschöpfen, die mit hölzerner Zurückhaltung grüssten.

Sie thun ihren Gefühlen Gewalt an! sagte ich tröstend zu mir selbst.

Mein Einführer stellte mich hierauf einer vierzigjährigen, langen und dürren Dame vor, sie ihrerseits mir ihren sechszehnjährigen Sohn, der mir lebhaft die Hand drückte und mich unverwandt betrachtete. Nach-

dem die Dame mich vom Scheitel bis zur Zehe gemessen — weder ein Lächeln, noch eine Ueberraschung, noch ein seelenvoller Blick! — sonderbar, auch sie beherrscht sich! — begann sie:

„Sie haben also ihre Frau Mutter besucht. Schön, sehr schön. Und — wie behagt es Ihnen in Florenz?"

Ich könnte mir's nicht besser wünschen.

„Und — ich höre, Sie haben da Beschäftigung gefunden?"

So zu sagen, Signora!

„Sie schreiben ja, Sie schreiben!"

Ich nickte Bejahung.

„Bravo. Schreiben ist besser als Faulenzen oder seine Zeit in schlechter Gesellschaft verderben. Man gewinnt dabei immer was, und im schlimmsten Falle kann man nichts verlieren. Wir haben Ihre Sachen hier gelesen, wissen Sie?

Ich verneigte mich.

„Gewiss, gewiss, wir haben sie gelesen, wir haben sie gelesen. Und wirklich — schöne Sachen haben Sie gemacht. Nein, lassen Sie sich's nur sagen, auch Andere haben's schön gefunden. Man sieht, Sie haben das Zeug dazu!"

Es erfolgte eine längere Pause.

„Auch mein Sohn hier hat Talent zum Schreiben".

Der Junge erröthete, unterbrach seine Mutter und warf mir einen verlegenen Blick zu.

„Ja, ja, an Talent fehlt es ihm durchaus nicht. Ist er 'mal aufgelegt, so wirft er Ihnen einen acht Seiten langen Brief nur so hin. Aber aufgelegt muss

er sein. Und einen guten Stil schreibt er obendrein, das kann ich Ihnen sagen".

„Mutter!" unterbrach der Sohn mit steigender Verlegenheit.

„Ja, ja, auch Er hat Genie! Schade, dass Sie nicht länger bei uns bleiben können. Sie würden sich näher kennen lernen, zusammen arbeiten, einander Ihre Werke zeigen, denn es heisst, wenn man sich an einander misst —"

„Mutter, Mutter!" fiel der Junge wieder ein, „Was du da sagst! Der Herr — ein Schriftsteller!"

Ich fühlte mich vernichtet.

„Das eben sage ich ja", versetzte ärgerlich seine Frau Mutter. „Gerade weil er schriftstellert, könnte er dir nützen. Ich behaupte ja nicht, dass du schon weiter bist als er, — aber vier Augen, wie man zu sagen pflegt, sehen besser als zwei, und wenn Ihr beide zusammen arbeitet, so müssen die Erfolge um so bedeutender sein, denn Ehrgeiz, Wetteifer —"

Hier trat die Dame des Hauses, ein recht gutmüthiges Frauengesicht, herein. Sie streckte mir beide Hände entgegen und ihr wohlwollendes Lächeln schickte einen Strahl der Hoffnung in meine bereits umdüsterte Seele. Ich wandte mich zu ihr wie zu einem erlösenden Engel.

„Wie freut es mich, Sie kennen zu lernen! Wie oft haben wir Sie nennen hören".

Ich athmete auf.

— „Wie oft gehört, dass Sie so Tüchtiges leisten — in der Wissenschaft".

Gott im Himmel — was hat die gehört! Letzte

Hoffnung — fahre hin! Sie führte mich in einen Winkel des Salons und präsentirte mich drei dürren ernsten Damen, die in einer Reihe da sassen und drei Bildsäulen glichen.

„Herr N., der ausgezeichnete junge Mann, der so tüchtig ist — im Componiren!"

„Sie sind also Componist?" fragte in nachlässigem Tone eine der drei Statuen.

„Nicht doch, nein", versetzte die Herrin des Hauses. „Er componirt" — und hier warf sie mir einen fragenden Blick zu, und machte dabei eine Bewegung mit Daumen und Zeigefinger wie Einer, der Geld durch die Finger gleiten lässt. „Er componirt — Prosa, nicht wahr?"

Meine Verlegenheit und mein Aerger wurde nachgerade auch den drei Statuen bemerklich. Eine derselben, eine Freundin meiner Mutter, folgte muthmasslich einer Regung des Mitleids, als sie nach einigem Nachdenken an mich die Worte richtete: „Sie finden also Freude am Bücherschreiben? Das ist in der That ein angenehmer Zeitvertreib".

Sprachlos blickte ich sie an.

„Ein Zeitvertreib und eine Erleichterung zugleich; denn es gibt ja Augenblicke im Leben, wo die Ueberfülle an Gedanken uns dazu zwingt, uns auszusprechen. S' ist ein Bedürfniss, die treffliche Uebung nicht gerechnet, die uns gewandt im Redigiren macht. Haben Sie schon was drucken lassen?"

Das schallende Gelächter einer nahen Gruppe ersparte mir diesmal die Demüthigung einer Antwort. Unsere Wirthin, die Hände über die Brust gekreuzt,

um nicht vor Lachen bersten zu müssen, kam, von jener Gruppe begleitet, auf mich zu.

„Das verdient wahrhaftig in einem Ihrer — Aufsätze zu stehen!“ rief sie mir entgegen, und unter dem fortgesetzten Gewieher ihrer Begleitung erzählte sie mir eine Anekdote, deren Quintessenz, soweit meine höchst unglückliche Stimmung jenes Augenblicks sie zu fassen vermochte, — auf eine Hutverwechslung hinauslief.

„Sie sollten „über das“ eine Novelle schreiben“, lachte die Wirthin.

„Eine Poesie — eine Ode!“ johlten die Andern. Der Kürbiskopf näherte sich mit der Miene eines Eingeweihten und fügte bei:

„Mit einigen Erweiterungen und Zuthaten, wie Ihr Herren Schriftsteller es zu machen versteht, könnte man, ich will nicht sagen ein Epos“, — hier lachte er — „nein, aber wenigstens eine hübsche Kleinigkeit schaffen!“

Ich wünschte mich nachgerade zehn Meter unter die Erdrinde. Meine armen Träume, meine Hoffnungen, meine Bücher, meine am Schreibtisch durchwachten Nächte! Hatte ich denn zuviel gehofft, zuviel verlangt? Ein Lächeln, das mir sagte: „Wir kennen dich!“ hätte mich so reich gelohnt, so innig beglückt, hätte mir gezeigt, dass man zu Hause weiss, dass ich denke, empfinde, arbeite! — Aber so! — Sind das denn Gebildete, civilisirte Menschen? Oder gehört man hier zu Lande ins Reich der Bestien?

An alles Weitere erinnere ich mich nur wie im Traume. Man legte mir das Manuscript eines Knäbleins

vor, damit ich eine verbessernde Hand daran lege. Ein Elementarlehrer wurde mir von der Wirthin mit der Bemerkung vorgestellt: „Endlich habe ich für Sie Gesellschaft gefunden!“ Der neue Gesellschafter leitete die Unterhaltung mit der Frage ein: „Was haben Sie studirt?“ Eine Dame wollte wissen, ob die Toscaner gut italienisch reden; ich versetzte, die dortigen Bauern sprechen schön, was ein schallendes Gelächter hervorrief. Beim Abschiede rief mir ein kleines Bübchen nach: „Addio Poeta!“ Das reizte die Gesellschaft zu einem letzten Lachen auf meine Kosten, und als ich schon unten an der Treppe war, schickte mir die Wirthin noch ein Letztes: „Schreiben Sie, schreiben Sie doch ja!“ nach, das mir wie ein Stiletstich durch's Herz ging.

Der Leser mag aus meiner Anekdote die Moral nun selbst ziehen. Nur so viel habe ich noch beizufügen, dass, wenn diese Damen „Bacio“ zwar nicht mit Doppel-c zu schreiben pflegen, sie sich beim Schreiben jenes Wortes doch besinnen müssen. Sie Alle wissen übrigens, dass „Polonia“ kein Geschöpf von ihresgleichen ist“.

So erzog das Leben unseren „Man of feeling“, so dämmte es allmälig seinen überströmenden Optimismus ein. Er hat diese Wandlung in den „Schulcameraden“ selbst berührt.

„Und die Menschen? Ich bin von Natur durchaus nicht misstrauisch, ich sehe in allen Dingen die schöne Seite immer eher als die schlimme. Ich ärgere sogar heute noch einen gewissen Freund, wenn ich ihm lachend sage: „Noch immer bin ich der Freund des Menschengeschlechtes!“ — Er aber hat nur eine Ant-

wort: „Warte nur, auch dir wird deine Stunde schlagen!“ Und doch! Wie viel habe ich nicht schon eingebüsst an Freundschaft und Bewunderungssinn: Zwei oder drei Enttäuschungen haben hingereicht, um die Schwungkraft jener Springfedern lahmzulegen. Ich lache auch nicht länger mit jenem unwiderstehlichen und lauten Lachen, das einst durch alle Zimmer meines Hauses schallte“.

Der September des denkwürdigen Jahres 1870 brachte ein grossartiges Militärschauspiel, die Besetzung Roms durch die italienischen Truppen. Auch De Amicis rückte mit seinen Cameraden von Custozza durch die Bresche der Porta Pia in die ewige Stadt ein. In den „Römischen Briefen“ seiner „Ricordi“ hat er uns jene schwungvollen Tage schwungvoll geschildert. Im Sommer des folgenden Jahres nahm er seine definitive Dienstentlassung, um sich von nun an ganz der Schriftstellerei zu widmen. In dem schon mehrfach von uns angeführten Stücke „Amici di Collegio“ richtet er an seine Waffenbrüder diesen feierlichen Abschied:

„Wenn ich an die Pflichten eurer Zukunft denke, dann fühle ich doppelt die Pflichten der meinigen. Um dem Lande meine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, anerkenne ich die Pflicht rastloser Arbeit: ihr sollen meine Nächte gewidmet sein, strengste Enthaltsamkeit soll die Frische meiner Manneskraft wahren, mein Leben soll ein reines bleiben, damit ich mir das Recht erwerbe, anderen den Weg zu weisen; jenes Feuer der Liebe will ich nähren, das der fremden Brust sich mittheilt, ich will das Volk, die Kinder und die Armen studiren, für sie meine Feder in Bewegung setzen, kein

schimpfliches Wort soll ihr je entgleiten, keine Entmuthigung mich fern vom Ziele halten“.

Noch im Spätherbste 1871 reiste De Amicis nach Spanien, von wo er der „Nazione“, einem Florentiner Blatte, politische Correspondenzen sandte. Nach seiner Rückkehr sammelte er zerstreute Artikel in dem Bändchen seiner „Ricordi“, und gab Ende desselben Jahres (1872) ein zweites Bändchen, die „Novelle“ heraus. Sie sind einem spanischen Gastfreunde, dem Dichter Gonzola Segovia y Ardizone gewidmet. Die „Novelle“, (mit Ausnahme der beiden ersten: Camilla, Furio) scheinen uns weniger Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit der Anschauung und der Empfindung zu verrathen, als die Bozzetti; ihre romantische Färbung ordnet sie in die Masse so vieler Vorgänger, wenn auch anderseits ihre Sprache den gewiegten Meister bekundet und an Vollendung über derjenigen der Bozzetti steht.

Die Frucht von De Amicis' spanischer Reise war das Buch „Spagna“, welches 1873 bei Barbéra in Florenz erschien. Es eröffnet eine neue Epoche in der Entwickelung unseres Autors — die Serie seiner Reisebeschreibungen: Ricordi di Londra — Olanda — Marocco — Constantinopoli, dessen zweiter Band neulich die Presse verlassen hat. Diese lebhaften Erzählungen eines Touristen, der in Dingen der Natur und der Kunst Kopf und Herz, Urtheil und Empfindung besitzt, haben De Amicis' Namen in Italien vollends populär gemacht.

Zerstreute Journalartikel sammelte unser Autor auf's Neue 1876 in dem Bande: „Pagine sparse, lose Blätter“. Die vier ersten Stücke dieser Sammlung

sind „Ricordi“, d. h. persönliche Erinnerungen aus dem inneren und äusseren Leben. Hieran reihen sich verwandt die Besuche bei Castelar, Manzoni und Ruffini; acht weitere Artikel handeln vom Studium der italienischen Sprache. „Das Album des Vaters“ schildert die Kinderwelt mit Theilnahme und Phantasie, das Uebrige ist novellistischen Inhalts.

Im „Besuch bei Ruffini“ scheint mir folgende Stelle von culturhistorischem Interesse zu sein:

„Ruffini fragte mich, in welchen Verhältnissen ein italienischer Schriftsteller, dem die Gunst der Lesewelt zu Theil geworden, heutzutage leben könne. Ich versetzte, im allergünstigsten Falle könne ein solcher Autor gegenwärtig sicher sein, dem Hungertode zu entwischen, vorausgesetzt, dass er das Doppelte von dem arbeite, was das Interesse seiner Gesundheit und seiner Kunst zulasse. Ich kenne einen jungen Mann, der zu den beliebtesten Romanschreibern der Gegenwart zählt. Nur Abends ist es ihm vergönnt, ein paar Seiten Roman zu schreiben, da er während des Tages im Schweisse seines Angesichtes Journalartikel machen muss. Ein anderer talentvoller und arbeitsamer Jüngling, dessen Bücher gierig verschlungen wurden, fand sich trotz alledem kurz vor seinem Tode in der Lage, von gedörrten Kastanien leben zu müssen. Ein berühmter, heute noch lebender Schriftsteller schickt, um seine Existenz zu fristen, tagtäglich eine hauptstädtische Correspondenz in die Provinz und einer seiner Freunde ist beauftragt, an seiner Stelle die monatlichen hundert Lire in Empfang zu nehmen, damit die Verschämtheit der Armuth zu ihrem Rechte komme. Ruffini, der mit

seinen vier englischen Romanen sich ein kleines Vermögen erworben, schüttelte bedenklich den Kopf".

Ein anderer Artikel des Buches: „Bücherliebe", behandelt ein verwandtes Thema.

„Die Italiener lesen viel", heisst es da, „aber sie kaufen wenig. Von allen Möbeln ist das Büchergestell dasjenige, welches in Italien sich am schlechtesten verkauft". Wie oft hören unsere Buchhändler die Worte: „Dieses Buch möchte ich gern lesen!" — „So kaufen Sie es doch". — „Was soll ich damit anfangen, wenn es ausgelesen ist?" lautet die unvermeidliche Antwort.

Unter dem Gesammttitel: „Bemerkungen über das Studium der italienischen Sprache für nicht-toscanische Knaben" vereinigt De Amicis mehrere Artikel über das Erlernen der Muttersprache. „Muttersprache ist im Falle des Nicht-Toscaners allerdings kaum der zutreffende Ausdruck; denn nur sein jeweiliger Dialect verdient jenes Prädicat. Mit gewohnter Offenheit erzählt uns De Amicis die Erlebnisse seiner eigenen Lehrjahre. Wie Manzoni und Grossi nahm er das toscanische Wörterbuch systematisch durch, machte sich Auszüge, wie Foscolo, Leopardi und Andere, „die an Notizenhefte glaubten (che credevano ai quaderni)", vor ihm gethan. Andererseits bemühte er sich, richtig sprechen zu lernen; denn „Schreiben", sagt Manzoni, „ist nichts weiter als ein überlegtes Sprechen (un parlare pensato)". Schön und richtig sprechen lernt man aber nur in Florenz.

„Als ich nach Florenz kam, glaubte ich höchstens für meine Aussprache gewinnen zu können. Mein in Classikern und Nichtclassikern zusammengelesenes Schulbank-Italienisch, so dachte ich, müsste für die Bedürf-

nisse des Schriftstellers ausreichen. Aber bald nahm ich zu meiner grossen Beschämung wahr, dass gerade der Wort- und Phrasenschatz, der natürliche Tact, das Sprachgefühl und die Anmuth in der Wahl des Ausdruckes Dasjenige sei, was der Nicht-Toscaner in Florenz vor Allem zu studiren habe.

Gleich am ersten Morgen bewunderte ich einen Strassenjungen, der mit seinem Cameraden kleine Messer nach einer Thüre warf.

„Pass auf, ich werfe, es steckt, zittert und wird still!" (Sta attento, io lo tiro, vi si configge, oscilla e po' si queta!)

Die Grazie, das Treffende und das Malerische, das in diesen Worten lag, frappirten mich, und ich richtete an mich die Frage: „Hättest du dich so, und so gut ausgedrückt?" Und mein Gewissen versetzte: „Anders und schlechter".

Ich fand in einigen gebildeten Familien Zutritt. Da erst begann für mich die schwere Noth. So lange es sich um landläufige Dinge, um Politik, Litteratur und Theater handelte, ging alles vortrefflich. Aber im Zwiegespräche mit einer Dame, in der scherzenden, vertraulichen Unterhaltung, die vom Hundertsten auf's Tausendste überspringt und sich in der anmuthigen Behandlung von Bagatellen gefällt, wo der Inhalt oft nichts, die Form oft alles ist, da fühlte ich mich hülflos, ohnmächtig, ja ich behielt meine Gedanken oft für mich, weil die Worte sich nicht einstellten. Tag für Tag hatte ich einen Piemontismus, einen Gallicismus, eine Pedanterie, eine poetische Wendung zu streichen. Täglich mehr bestärkte ich mich in der schmerzlichen Ueberzeugung, dass anstatt italienisch zu spre-

chen, ich italienisch componire, dass mein Sprachschatz ein Geschmeide von falschen Diamanten sei, und dass, sofern ich ordentlich sprechen und schreiben wolle, ich mit meinen Studien von vorne anzufangen hätte.

Die härteste Probe meiner Eigenliebe aber kam, als ich die Correcturbogen meines Buches in florentiner Hände legte. Die Dame gab mir meine Bogen schwarz von Puncten und Fragezeichen zurück. Ich biss vor Aerger meine Lippen. Die Verbesserung setzte meist das Einfache an die Stelle des Gezierten, das Klare an die Stelle des Zweideutigen, die Grazie an die Stelle der Pedanterie. Es war der Anprall eines Catapultengeschosses, das den ganzen Prachtbau meiner litterarischen Erziehung erschütterte. Ich vertheidigte mich, stützte mich auf Autoritäten, wiederholte immer wieder: „Es ist doch italienisch, ich berufe mich auf diesen, auf jenen Autor".

„Gehen Sie mir doch mit Ihrem Italienisch!" erwiederte meine liebenswürdige Scharfrichterin. Ich mache mich anheischig, mit lauter italienischen Wendungen alle meine Freunde diesen Abend aus meinem Salon zu treiben".

Wie man sieht, handelte es sich hier durchaus nicht um Verstösse gegen Lexikon und Grammatik. Es waren fast immer Wortvertauschungen und Wortversetzungen, Entwirrungen und unscheinbare Retouschen, doch wie änderten diese kleinen Dinge die Miene eines Satzes, die Farbe eines Gedankens! Besonders aber war es eine fortlaufende Instruction über Vertheilung und Combinirung jenes Kieselgerölles einsilbiger Wörter, das in der Handhabung unserer mo-

dernen Sprachen stets die grössten Schwierigkeiten bereitet; denn es müssen jene Wörter so vertheilt und eingeschachtelt werden, dass der Ausdruck nicht roh und unvermittelt, die Fugen nicht hart, die Uebergänge nicht mühsam, die Ohren nicht beleidigt werden, Fehler, die so wenige ausser-toscanische Schriftsteller zu vermeiden wissen.

„Das scheinen Kleinigkeiten", sagte meine Wegweiserin, „aber worin unterscheidet sich der elegante Schriftsteller vom rohen und anmuthslosen? Nicht in der Correctheit ruht die Kunst, vielmehr in jenem künstlerischen Tacte, in jener tieferen Harmonie, für die ein unerzogenes Ohr keinen Sinn besitzt. Lassen Sie die Italiener schwatzen. Es bleibt doch unumstösslich wahr: Wir Toscaner können unsere Landsleute etwas lehren".

De Amicis hat ohne ängstliches Bedenken in seinen „Caro pedante" (Fanfani ist wohl gemeint) die Zunft der einseitigen Puristen nach Gebühr behandelt, — mit Verstand und Geist dem Programme Manzoni's nachgelebt. Der grosse italienische Dialectforscher Ascoli mag Recht haben, wenn er behauptet, eine einheitliche Sprache lasse sich für Italien nicht von heute auf morgen, überhaupt nicht machen, Frankreich habe sie im Laufe von Jahrhunderten durch das Uebergewicht und die Bildung seiner Hauptstadt, Deutschland durch die Schöpfungen Luther's, Lessing's, Göthe's und Schiller's gewonnen, Italien werde sie erst dann erhalten, wenn es in seiner Einheit einmal erstarkt sei, und die grossen Ahnen seiner Litteratur, ein Dante, Ariosto und Macchiavelli, statt fremder Legionen

einmal eigene Leute zu führen bekämen, d. h. wenn die Trägheit (ozio) nicht länger am Talente hafte; — Bonghi's Schrift: „Weshalb besitzen die Italiener keine volksthümliche Litteratur?" mag die Schwierigkeiten jener Schöpfung mit Sachkenntniss beleuchtet haben: immerhin wird heute schon ein Schriftstellertalent durch ein verständiges Studium der toscanischen Phraseologie jene Reichthümer sich sammeln können, die seine Schriften zu nationalen und volksthümlichen stempeln. Und damit wäre ja auch Ascoli's Forderung Genüge geleistet. Wir glauben, dass De Amicis jenem Postulate „pro virili parte" nachgekommen sei. Seine Schriften gehören heute zu den gelesensten in ganz Italien, sie ragen wirksam zur Verbreitung einer Sprache bei, deren Plastik und schlichte Natürlichkeit ihr den Rang und die Autorität einer einheitlich-nationalen mehr und mehr verschaffen werden.

Zwei sicilianische Belletristen.

Catania, die uralte ionische Colonie, durch den Gesetzgeber Charondas, den Dichter Stesichoros und eine Befreiungsthat Timoleons schon im grauen Alterthum berühmt, seit dem fünfzehnten Jahrhundert erste Universität, heute noch die litterarische Metropole Siciliens, — Catania, so malerisch gebettet zwischen dem tiefblauen Meere und dem schneegekrönten Aetna, vor dessen Lavaströmen durch den schützend vorgehaltenen Schleier seiner Patronin Agata gerettet, den periodischen Verwüstungen furchtbarer Erdbeben durch periodische Wiedergeburten trotzend, — Catania birgt auch heute ein rühriges, wissenschaftliches und belletristisches Leben. In letzterem bewegen sich gegenwärtig zwei Männer von sehr verschiedener Neigung, der Lyriker Rapisardi und der Romandichter Verga. Ein günstiger Zufall hat mich Beiden nahe genug gebracht, um früher empfangene litterarische Eindrücke durch genauere Kenntniss ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Persönlichkeit zu vertiefen und zu ergänzen. Da nun Rapisardi sowohl als Verga zu den bedeutenderen Erscheinungen der modernsten Litteratur Italiens zählen, zugleich dem deutschen Leser, so viel ich weiss,

noch durch keine eingehendere Besprechung vorgestellt wurden, dürfte ein Versuch, diese Lücke auszufüllen, weder verfrüht noch überflüssig erscheinen.

Mario Rapisardi steht gegenwärtig in seinem fünfunddreissigsten Lebensjahre. Catania ist seine Heimat, sein Vater übte da den Beruf des Advocaten aus. Seit 1870 wirkt unser Dichter als Professor der italienischen Litteratur an der Universität seiner Vaterstadt. Ein Aufenthalt in Florenz während des Dantejubiläums (1865) hat ihm nebst der treuen Freundschaft und dem väterlichen Wohlwollen des edlen, vielverfolgten Dall' Ongaro auch das Herz einer schönen Florentinerin erobert, welche heute Freud und Leid mit ihrem Gatten theilt.

Rapisardi's persönliche Erscheinung ist eine frappante. Eine schlanke und hagere Gestalt, ein Sarazenenkopf mit hoher Stirn und scharfen Knochencontouren, ein dunkles tiefes, sehr schönes Auge, ein satirischer Zug im Winkel der gekniffenen Lippen, das braune Gesicht von langen, rabenschwarzen Haaren eingerahmt, in der Gesellschaft wortkarg, still beobachtend, so steht er heute im Erinnerungsblatte meiner Phantasie. „Più interessante che bello!“ flüsterte meine Nachbarin, als Rapisardi in den Salon trat.

Als Dichter machte sich Rapisardi zum ersten Male 1866 geltend. Seine „Palingenesi“ — ein Gedicht von der Wiedergeburt der Religion im Sinne des modernen Gedankens — belohnte das Municipio Catania's mit einer goldenen Medaille, Italien mit einer Theilnahme, die dem Verfasser Muth einflösste. — Eine lyrische Sammlung: „Ricordanze“ (1872) enthält Rapisardi's

kleinere Gedichte seit 1863. Drei Jahre später publicirte der florentinische Verleger Lemonnier Rapisardi's „Catullus und Lesbia", eine metrische Uebersetzung mit beigefügtem Urtext und biographischen Aufsätzen. Der „Lucifero" endlich erschien 1877 und hat bereits eine zweite Auflage erlebt.

Rapisardi's „Lucifero" ist ein satirisch-lyrisches Gedicht in epischem Rahmen.

„Dio tacea da gran tempo". So beginnt unser Epos. Gott Vater schwieg seit geraumer Zeit. Im langweiligen Himmel klagen die Heiligen über die steigende Vernachlässigung durch die Sterblichen. Sie beschwören ihren Herrn und Meister, seinen Blitzstrahl niederzuschleudern auf das ruchlose Menschenvolk. Aber kein Blitz wird geschleudert und die Sterblichen — lachen. Lucifer hört ihren Hohn und beschliesst, seine heissgeliebte Erde zum letzten Kampfe des befreienden Gedankens anzuführen. Er zieht seine mittelalterliche Teufelsuniform aus, fegt den Russ von seinen Lenden und steht als leuchtender, bildschöner Gott da. „Mein Höllenreich ist vorbei, mein neues Reich sei meine Erde". Damit macht er sich denn auf, schwebt nieder auf den Felskamm des Kaukasus, wo Prometheus ihm sein gefährliches Unternehmen auszureden sucht. Hat er ja selbst die bittersten Erfahrungen gemacht:

> „Die Wenigen, die was davon erkannt — —
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt".

Lucifer aber ist kein Hasenfuss. Er antwortet mit der Geschichte seines langen Kampfes, erzählt seinem grossen Gesinnungsgenossen dessen bisherige Phasen, von Mutter Evas Apfelbiss bis zur „philosophischen,

theologischen und zur politischen Revolution", d. h. bis zur Renaissance, zur Reformation und zu Englands, Amerikas und Frankreichs Revolutionen. Unter solchen Gesprächen ist es „Canto quarto" geworden. Lucifero zieht nach Griechenland, liebelt mit Hebe und macht seine Reflexionen über das schöne Griechenthum.

Nach einem widerwärtigen Seeabenteuer erreicht unser Heros die gallische Erde und kommt eben recht, um von einem Berge aus das Wüthen der Feldschlacht zu beobachten. Dass er für Preussen Partei ergreift, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Gräuel der Commune erwecken in ihm bescheidene Zweifel am endlichen Siege der Vernunft. Weit besser behagt es ihm in Amerika, dem Lande des Fortschrittes und der Freiheit, in dessen Urwäldern er auf einen wunderlichen Affen stösst, der im Namen Darwins Brüderschaft mit ihm zu schliessen verlangt.

Unterdessen haben die Heiligen des Himmels ihren schläfrigen Beherrscher zu entfernten Widerstandsversuchen aufgeschüttelt. Lucifer hat leichtes Spiel, dieselben siegreich zurückzuweisen; denn der alte Herr hat seine Sache im Stillen schon lange verloren gegeben, plaudert sogar in einem unbewachten Augenblicke der braunen Teresa sein diplomatisches Geheimniss aus. „Ich bin im Grunde nur ein Schwindler, nichts weiter, — nichts als das Schreckmännchen des alten denkfaulen Adams". Ueber dieser niederschmetternden Eröffnung verliert die Heilige wie billig den Verstand und gibt in ihrer Verrücktheit den Himmlischen einen scandalösen Cancan zum Besten.

Der elfte Gesang erzählt uns Lucifers Besuch in

Italien, besonders in Florenz. Er enthält eine bittere Verurtheilung heutiger Dichter und eine persönliche Satire auf einige derselben. Wir werden auf ihn zurückkommen. — Vorerst geht es weiter nach Rom. Die „Bresche der Porta Pia“, durch welche das Vaterland in die päpstliche Roma einzog, wird mit lyrischem Schwunge gefeiert. Der Held betheiligt sich am rauschenden Siegesfeste im Colosseo und vernimmt da die Geisterstimmen der Völker, welche in ebensovielen Oden an sein Ohr klingen. Germania erscheint als die Königin der Wissenschaft und der Philosophie und verlangt den Völkerfrieden im Namen beider. — Dann kommt die Reihe an den alten Junggesellen im Vatican. Der sterbende Pio Nono wird wie Shakespeare's König Richard von dräuenden Schatten seiner Opfer umflattert und verendet in furchtbaren Gewissensqualen. Bevor das neue Conclave zusammentreten kann, steigt Lucifer zur Sonne empor und ruft von da zum letzten Gerichte. Die Opfer steigen aus den Grüften und heischen Rache. Der alte Himmelsherrscher, den bis auf einige treue Bestien, wie beispielsweise des heiligen Antonius heiliges Schwein, alle seine Heerschaaren schnöde verlassen haben, — „stirbt“ und Lucifer kündet seinem Freunde Prometheus den Sieg seiner Sache an.

Das ganze Gedicht durchzieht ein Dualismus der poetischen Intention, der sich selbstverständlich auch der Form, dem Stile und der Diction mittheilt. So zerfallen die vierzehn Gesänge von Rapisardi's Dichtung in eine enthusiastische und eine frivole Hälfte. In ersterer namentlich herrscht ein Aufwand südlicher Rhetorik, die wir bei dem Sohne des Aetna zwar be-

greifen, aber im Namen des guten Geschmackes verurtheilen müssen. Aetna's Lavastrom fühlt sich diesmal kalt an und wir möchten dem Dichter rathen, in Zukunft den schützenden Schleier seiner Schutzpatronin Agata sich auszubitten. Wir haben beim Lesen mehr als einmal an Statius, an Lucan und Seneca den Tragiker gedacht. Auch diese bieten grüne Oasen, aber man erreicht sie erst nach mühsamen Waten durch Sandwüsten. Unser Held Lucifer hat trotz seiner himmlischen Schönheit weder Fleisch noch Blut. Er ist nichts als eine Abstraction, als ein Phantom. In der That, was bringt ihn auf den sonderbaren Einfall, sich einen Helden zu nennen? Die Leistungen dieses mythologischen Touristen bestehen ja ausschliesslich nur im Reisen, Beobachten und im Predigen! Und der mythologische Apparat bringt das Thermometer vollends auf den Gefrierpunct. Der gehört heute doch ein für allemal in jene Rumpelkammer, wo Milton's und Boileau's, Klopstock's und Chateaubriand's verstaubte Maschinen stehen. Er ist höchstens noch im burlesken Gedichte erträglich, aber auch da nicht mehr willkommen.

Um so interessanter nun erscheint uns Rapisardi's Gedicht als ein Wahrzeichen der heutigen Freiheit Italiens. Der Mephistotypus führt hier zum ersten Male die Sprache des Atheisten. Nach des Dichters Absicht soll mit dem Katholicismus zugleich auch die Gottesidee verschwinden: Es bleibe nur der Mensch, seine Vernunft und — sein Comfort. Mit cynischer Aufrichtigkeit hat Rapisardi durch sein Programm sich hindurchgesungen und der Bischof von Catania konnte anstandshalber kaum anders verfahren, als einige Exem-

pläre des Lucifero feierlich zu verbrennen, da ja heutzutage den Dichter selbst zu braten nicht mehr gestattet ist.

Publicum und Regierung handelten anders. Ersteres verlangte eine neue Auflage und letztere lässt den Professor Rapisardi ruhig an seiner Stelle. Die „Université de France“ hätte ihn sofort abgesetzt und ausgestossen. Unstreitig ein schönes Zeichen der heutigen Cultur Italiens! Wie weit ist man jetzt in diesem Lande über die trüben Tage hinaus, wo der zahme Lucrezübersetzer Marchetti sein Manuscript nur einigen verschwiegenen Freunden mittheilen durfte! Verwundern wir uns deshalb nicht, wenn der geistreiche Lucrezerklärer unserer Tage, Prof. Trezza in Florenz, Rapisardi's Lucifero in seinen eben erschienen Studien mit unverhohlener Freude begrüsst.

Es mag allerdings bezweifelt werden, ob Rapisardi's rhetorische Lyrik allein seinem Buche die grosse Theilnahme zu verschaffen im Stande gewesen wäre. Die Satire des frivolen Theiles hat gewiss noch mehr gewirkt. In romanischen Ländern findet das religiöse Gemüth in dem Cultus der Staatskirche so karge Nahrung, dass sich dort von jeher der grelle Gegensatz zwischen gedankenlosem Aberglauben und frivolem Nihilismus schroffer als bei uns entwickeln musste. Voltaire's Pucelle, Parny's Götterkrieg, Casti's redende Thiere, Rapisardi's Lucifero beweisen es, sie sind in dieser Hinsicht echt romanische Producte. Mit Parny's Buch hat der Lucifero nun eine nicht unverdächtige Aehnlichkeit. Seinem Vorgänger ist er an Geschmack der Form nicht ebenbürtig — Parny ist graciös, Rapisardi bombastisch —, aber an cynischer Entschlossen-

heit ist er ihm vergleichbar, an komischer Energie kommt er ihm nahe und die Leidenschaft hat er vor dem Franzosen voraus: man kann im Hassen und im Höhnen nicht leicht weiter gehen als Rapisardi. Zugleich aber fühlt und liest man es zwischen den Zeilen, dass der Herzog nach muss, weil der Mantel fällt, dass die Religion ihrer Priester wegen abgeschlachtet wird. Damit sind nun auch in Italien viele Leser nicht einverstanden. Der greise Schillerübersetzer Andrea Maffei hat dieser Missbilligung Ausdruck gegeben, indem er seinem jungen Freunde ein energisches Distinguo! zurief. In der Widmungsepistel seiner zweiten Auflage kleidet Rapisardi selbst diesen Einwurf in folgende Worte:

„Ich billige den erhabenen Zorn deiner ersten Lieder. Du hast die Hydra gepeitscht, die in den goldenen Sälen des Vaticans lauert, aber welch' ein Dämon hat dich heute verlockt, an der Quelle alles Lebens, an der Gottheit selbst dich ruchlos zu vergreifen? So unheimlich leuchtet dein Lucifer, dass jeder menschlich Fühlende mit vorgehaltener Hand das beleidigte Auge schützen muss. Verlassen wirst du leben: die Väter werden dir die zarten Herzen ihrer Knaben nicht länger anvertrauen wollen, deine Getreuen selbst werden zweifelnd deine Lehren vernehmen und kein Freundesantlitz mehr über deine Schwelle leuchten".

„Derelitto vivrai: da l'empia scuola
Lungi i padri terran le tenerelle
Menti dei figli; e i pochi audaci e fidi
Tuonar con dubitoso animo udranno
Da la cattedra tua gli empi precetti.
Non riderà su l'infrequente soglia
Di tue rigide case un volto amico".

Aber mit dem Gefühle Dessen, der seine Schiffe schon verbrannt hat, antwortet unser Dichter seinem väterlichen Freunde, es sei einmal an der Zeit, der Jugend Italiens die kräftige Speise der Wahrheit vorzulegen. Das sei der Zweck seines Dichtens und der Zweck seines Lehrens. Sein Glaube laute: „Gott ist Nichts, die Natur ist Alles. Unser Himmel ist die Erde und die Wahrheit unsere Nahrung“.

Che nulla è dio, che la natura è tutto,
Che il ciel nostro è la terra e cibo il vero.

Dieser Glaube nun sei das Resultat langer und ernster innerer Kämpfe. Er sei entschlossen, für ihn zu dulden. „Wenn mich Weib und Kind deshalb verlassen sollten, so würde ich, dem einsamen Wetterfelsen gleich, den Stürmen trotzen, bis eine höhere Gewalt mich zerschellt oder die heimische Erde mich verschlingt“.

Bevor wir den Lucifero verlassen, ist noch ein Wort über die litterarische Satire des elften Gesanges zu sagen. Der Held erreicht Florenz und wird in den Salon Egerias eingeführt, in welcher Rapisardi's florentinische Leser mit Hartnäckigkeit die Gemahlin ihres Bürgermeisters Peruzzi erkennen wollen. In jenem Salon trifft Lucifero ausser Egeria eine emancipirte Dame, einen Philologen, einen Dantekenner, einen demokratischen Poeten (Prof. Carducci in Bologna), einen Feuilletonisten (den „Yorick“ des Fanfulla, Advocat Ferrigni in Florenz), ein allwissendes Chamäleon (Angelo de Gubernatis), endlich den Dichter Olimpio (Aleardo Aleardi), dessen Manier persiflirt wird. Lucifero macht sich schliesslich den Spass, Dante's Geist heraufzu-

beschwören, der denn die unhöfliche Rolle des Aeschylos in Aristophanes' Fröschen spielt und die verkommene Litteratur des neuen Italiens mit feierlicher Derbheit abkanzelt.

Genus irritabile vatum! Der auch um die italienische Litteratur so verdiente De Gubernatis ist hier Opfer einer giftigen Invective geworden, die er durch ein unvorsichtiges Wort im Verkehre mit dem ihm früher befreundeten Dichter auf sein schuldloses Haupt herabgerufen. Seine kleine Gestalt, sein wallendes Haar, sein vorübergehendes Verhältniss zum Socialisten Bakunin, seine russische Heirat, alles das wird von dem racheschnaubenden Sicilianer schonungslos mitgenommen. — Begründeter und edler ist Rapisardi's Vendetta an dem Verfolger des vielverfolgten Dall' Ongaro, Yorick-Ferrigni. Hier spricht das Gefühl der Dankbarkeit und der innigen Verehrung, und die abgeschnellten Pfeile fallen diesmal nicht auf den Schützen zurück.

Von allgemeinerer Bedeutung ist der Ausfall auf Aleardo Aleardi; denn hier handelt es sich weniger um eine persönliche als um eine litterarische Satire. Der einst so gefeierte Lyriker hat heute seinen Ruhm in doppelter Weise überlebt, als Patriot und als Dichter. „Sie nannten ihn einst einen genialen Dichter", so schreibt Prof. Trezza in seinen 1877 erschienen Studien, „heute machen sie ihm sogar den Namen eines Dichters streitig. Die patriotischen Kämpfe, auf deren Wogen seine Lieder getragen wurden, sind heute vorbei, und so erscheint nun auch der Dichter weniger gross. Er war wohl selbst darauf gefasst, dass

manche unter seinen Canzonen am Tage der Auferstehung Italiens sterben müssten; aber vielleicht war er darauf nicht vorbereitet, dass unsere litterarische Fortentwicklung die phantastische Welt seiner Dichtung eben so rasch überflügeln könnte". Aleardi kam in dieser letzteren Beziehung zu spät und zu früh. Die romantische Revolution hatte sich erschöpft und die Form einer neuen, dem modernsten Gedanken entsprechenden Dichtung war noch nicht gefunden.

Rapisardi nun gehört der jungen Generation an, die Aleardi's Manier als überholt betrachtet und neue Pfade zu entdecken sucht. Sein Lucifero beschäftigt sich mit Aleardi in folgender Weise:

Der Dichter Olimpio ist die Sonne von Egeria's ästhetischem Kreise. Elegant, geschniegelt, geräuschlos gleitet der Gefeierte durch die Gruppen, nur ein discretes Knistern der fein gearbeiteten Glanzlederstiefelchen scheint der Menge zuzurufen: „Ecco il nume, adorate!" (Hier die Gottheit, betet an!) Es ist derselbe untadelhafte Stutzer, den so mancher Fremdling im Hörsaale des Istituto superiore in Florenz sich neugierig betrachtet hat, wenn derselbe zum Katheder emporschwebte, das sauber geschriebene, kokett geheftete Manuscript aufschlug und die Ungeduld der harrenden Zuhörerschaar durch den vorläufigen „Dumb-show" von Handschuh und Taschentuch zu beschäftigen suchte. Doch Olmipio in Egeria's Salon schickt sich zu lesen an:

„Egli ed ella eran due!" Er und sie waren ihrer zwei! Wie der stolze, vom Wetterstrahle getroffene Erzengel brüllte entsetzlich in der dräuend grimmen Luft ein ersterbender Sturm. Aus der Erde düsterem

Schoosse, Einer nach dem Anderen, wie psalmodirende Mönche ihren blassen Zellen entsteigen, tauchten frühlingwitternde Schwämme auf. Ihren beweglichen Mikrokosmos auf den Schultern, winzigen pilgernden Atlanten gleich, wagten auch schleimige Schnecken sich hervor, die Pfeile ihrer Hörner ausreckend. Er und sie aber waren allein! Alleine betrachteten sie den rothen Todeskampf der untergehenden Sonne!" u. s. w.

Olimpio's Vorlesung wird von enthusiastischem Beifallssturme aufgenommen. Lucifero aber, der ganzen Coterie nachgerade satt, beginnt einen Tisch zu rücken, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege das Urtheil des grossen Alighieri einzuholen. Das Orakel Dante's beginnt mit einem zufriedenen Blicke auf die Verwirklichung seiner Idee vom einigen Italien. Aber die heutige Kunst und Litteratur seines Vaterlandes kann er nicht loben. Sein erster Fluch gilt — der Zukunftsmusik.

„Ein Ungeheuer kommt vom kalten Norden, schändend die göttliche Tonkunst, mit scheusslichem Klingklang himmelantönend. Lärmend in lärmenden Tönen lärmet es so, dass unseren beleidigten Ohren Bomben und Kanonen wie süsse Harmonien klingen".

Der Litteratur aber wird vor Allem ihre Knechtung durch den französischen Einfluss vorgeworfen.

„Ueber Berg und Thal ziehen Galliens hässliche, trunkene Musen, die leichtfertigen Reize um schnödes Gold verschenkend. Ihre Sünde verstehen sie in goldene Schmeichelworte zu kleiden, mit Blumen ihre grinsende Hässlichkeit zu verhüllen. So wissen sie den Beifall der getäuschten Menge zu erschleichen".

Was wir Rapisardi zum Vorwurfe machen, ist der zweifelhafte Geschmack seiner geschraubten Rhetorik. Er gehört zu den Autoren, die sich die von Azeglio so energisch ausgesprochene Mahnung, seine Landsleute möchten doch einmal einfach und natürlich zu schreiben anfangen, nicht zu Herzen nehmen wollen. Den Splitter weiss er in Olimpio's Auge zu entdecken, den Balken im eigenen Auge sieht er nicht. Er wüthet gegen den französischen Einfluss, und doch ist es gewiss gerade dieser, der dem modernen Italiener die Muster geschmackvoller Darstellung zugeführt hat. Und in der That, Viele scheinen die Lection beherzigt und verstanden zu haben. Die unglücklichen Nachahmer von Boccaccio's steifleinener Prosa sind heute verschwunden; Drama und Roman halten sich an bessere Normen, und die italienische Lyrik hat 1877 unter dem Einflusse Heine's und Musset's eine Blüthe getrieben, die auch in dieser Burgfeste des italienischen Bombastes eine Wendung zum Besseren ankündet. Ich meine die „Postuma“ von Lorenzo Stecchetti (Bologna), der nur auf dem Titel seines Büchleins und im Nekrologe seiner schelmischen Vorrede gestorben ist, obgleich er uns genau „die dritte Cypresse rechts im Campo Santo“ als sein Grab bezeichnet. Seine stark realistisch gehaltenen, erotischen Lieder bewegen sich zwischen den Polen der sinnlichen Wonne und des bitteren Hohnes, aber das reizende Idyll „Il Guado“, welches die Furt des Waldbaches feiert, an dessen Kieselrande die Liebe den Dichter zum ersten Male knechtete, beweist uns, dass ihm auch die reinen und die milden Klänge keineswegs fremd sind. Die durchsichtige und zugleich farben-

gesättigte Form gibt dem neuen Lyriker ein Recht, sich einen Schüler Byron's, Musset's und Heine's zu nennen. („Stecchetti dimenticava troppo spesso il Codice per Byron, Heine et de Musset che egli chiamava la sua Trinità“, Vorrede, Seite 2.)

Etwas älter als Rapisardi und heute bald ein Vierziger, ist der Romandichter Verga. Er stammt aus einer begüterten Familie der höheren Bourgeoisie Catania's. Von jeher der leidigen Nahrungssorgen enthoben, lebte Verga bald in der besten Gesellschaft Mailands, wo er dem Kreise Andrea Maffei's angehörte, bald in Florenz, woselbst er im Sommer 1869 seinen ersten durchschlagenden Erfolg, die „Capinera“ schrieb und mit Dall' Ongaro bekannt wurde. Seither wohnt Verga meist in seiner Heimat. Seine Junggesellenwohnung in Catania zeichnet sich durch einen Comfort aus, wie man ihn selten in sicilianischen Wohnungen trifft.

Auch Verga ist ein sicilianischer Typus, dunkel und schwarzäugig; die etwas geckenhaft gepflegten, nach dem Gesicht zugekämmten Schläfenhaare und der aufgedrehte Schnurrbart beginnen in's Graue zu spielen. Verga ist ein Mann von bestem Tone und elegantester Haltung, ein „compito cavaliere“. Man sagt, er verstehe es, den Weibern so zart entgegenzugehen, dass dem jungen Manne Erfolge zu Theile geworden, die seiner dichtenden Phantasie heute mit allerlei brauchbaren Reminiscenzen entgegenkommen. An der Realität seines hartnäckigen Junggesellenthums soll aber wiederum die Dichterphantasie schuld sein. Diese könne sich das Ehestandsglück nicht denken ohne die reiche Umgebung eines luxuriösen Hausstandes. Die Geliebte

seines Herzens in ein knappes eheliches Dasein zu locken, betrachte er als eine ruchlose Kriegslist. Ich sah eines seiner Manuscripte. Die Handschrift ist so fein und langgezogen, dass ihre Blätter dem kurzsichtigen Auge wie linirt erscheinen. Die Setzer von Verga's Romanen müssen so wenig zu beneiden sein wie diejenigen Balzac's, von welchen Gautier berichtet, sie hätten nie länger als eine Stunde „Balzac" arbeiten wollen.

Verga begann mit einer Carbonari- und einer Liebesgeschichte („Il Carbonari della Montagna" und „Storia di una peccatrice"), die er seine beiden Jugendsünden nennt und von denen er heute nicht gerne reden hört. Sie erschienen in Catania schon vor 1865. Verga's erste bedeutende Leistung: „Storia di una Capinera", entstand, wie schon gesagt worden, im Sommer 1869 unter dem Einflusse Dall' Ongaro's. Dieser leitete denn auch die erste Auflage mit einem Vorworte ein. Vor kurzem (1877) ist diese Novelle in dritter Auflage bei Treves in Mailand erschienen.

„Ich sah einmal", so beginnt der Erzähler, „eine arme Grasmücke in ihrem Käfige. Sie war schüchtern, traurig, abgehärmt. Obwohl von ihren Kerkermeistern, den Kindern des Hauses, gut gehalten und liebevoll gepflegt, musste sie sterben, weil ihr die süsse Freiheit entzogen war. Als nun eines Tages die Mutter jenes Kindes mir die Geschichte eines unglücklichen sicilianischen Mädchens erzählte, deren Leib die Klostermauern umschlossen, deren Seele die Liebe und der Aberglaube zu Tode quälten, — eine jener inneren Geschichten, welche tagtäglich unbeachtet an uns vorüberziehen, die Krankengeschichte eines zarten und

eingeschüchterten Gemüthes, das der Schmerz umklammert und endlich erdrückt, — da gedachte ich der Geschichte jener armen Grasmücke, die durch die Gitterstäbchen jenes Käfigs voll Sehnsucht nach dem blauen Himmel blickte, bis sie das Köpfchen unter den Flügel barg und verschied.

Deshalb nenne ich meine Geschichte die „Geschichte einer Grasmücke“.

Diese erste Novelle Verga's ist in Briefen verfasst, welche Maria an ihre Freundin Marianna richtet. Maria, von ihrem Vater zur Nonne bestimmt, hat die Klosterschule in Catania auf kurze Zeit verlassen, um auf dem Landgute des Vaters und der Stiefmutter die schlimme Cholerazeit von 1867 zu passiren. Hier haust sie in ungebundener und sorgloser Freiheit, im innigen Verkehr mit der Natur, durchstreift an der Seite ihres treuen Hofhundes Feld und Wald, theilt die geselligen Freuden des Hauses, fühlt endlich die Macht der ersten Liebe. Von einer Leidenschaft gepeinigt, deren sie sich nur allmählich bewusst wird, gefoltert von den Vorwürfen religiöser Beschränktheit, zu schüchtern, um ihren Widerwillen gegen das Klosterleben kund zu geben, wird sie in ihren Kerker zurückgebracht, wo Gram und eine abergläubische Phantasie sie langsam verzehren.

Mit vieler Kunst und grosser Feinheit hat Verga die sittlichen Conflicte entwickelt und ohne Handlung eine spannende Novelle geschaffen. Die Sprache ist einfach schön und das Büchlein so reinen Inhalts, dass es jeder Leserin darf geboten werden.

Wenn es wahr ist, dass Romane sociale Missstände einzudämmen im Stande sind, so wird das hier einge-

legte Wort für die Rechte der Natur gegenüber den Entscheidungen finsteren Zwanges hoffentlich auch in Italien gewirkt haben.

Wir bedauern, dass Verga die hier betretene Bahn der psychologischen Novelle so bald verlassen hat. So häufig begegnet es den Dichtern, ihre ungerathenen Kinder am meisten zu lieben! Verga hält sich heute für berufen, im französischen Genre, im Gesellschafts- und im Liebesromane seine Siege zu suchen. Die „Eva“, der „Eros“ und der „Königstiger“ mögen ihre Eintagserfolge durch ihre glatte und elegante Form und die dramatische Wirkung einzelner Scenen rechtfertigen, aber ihre Anlage bleibt eine skizzenhafte; jene Vertiefung der Charaktere, der Situationen und des Hintergrundes, welche ein grosses Talent bekundet, und welche einige Romane Bersezio's so hervorragend auszeichnen, — sie wird in den genannten Leistungen Verga's umsonst gesucht. Er kennt allerdings das italienische High Life aus eigener Anschauung, und mit Eleganz und Gewandtheit beherrscht er dessen Sprache, aber die Erfindung bleibt eine mässige und die Entwicklung eine äussere, was bei dem kritischen Leser den Eindruck der Flachheit zurücklassen muss.

Soeben habe ich Verga's letzte Publication, das 1877 erschienene Bändchen „Primavera“ gelesen. Es besteht aus vier kleinen Novellen, unter welchen die letzte (Nedda), eine reizende sicilianische Dorfgeschichte, bei weitem die beste ist. Hier begegnen wir wieder dem feinfühlenden Verga der Capinera, dem Maler der sicilianischen Landschaft und dem poetischen Freunde der Verlassenen. Ich füge hier mit einigen Kürzun-

gen den Eingang dieser Novelle in meiner Uebersetzung bei.

Wir befinden uns am Abhange des Aetna im grossen Meierhofe Pino. Es ist ein unfreundlicher Herbstabend. Eine lodernde Flamme brennt im geräumigen Kamine.

„Der Regen fiel und zornig brüllte der Wind. Zwanzig bis dreissig Mädchen, welche die Olivenlese des Gutes besorgten, liessen ihre nassen Gewänder am Feuer dampfen. Die munteren unter ihnen, das heisst diejenigen, welche Kupfer in den Taschen fühlten oder verliebt waren, trällerten und sangen; die anderen plauderten von der Olivenlese, die diesmal schlecht ausgefallen war, von den Heiraten im Dorfe oder vom Regen, der sie am Arbeiten hinderte und ihnen so das Brod aus dem Munde stahl. Die alte Pächterin spann, damit die grosse am Kaminmantel befestigte Laterne nicht umsonst zu brennen hätte. Der grosse wolfgraue Hund reckte die unfreundliche Schnauze über die vorderen Pfoten nach dem Feuer hin und spitzte die Ohren bei jedem erneuerten Heulen des Windes.

Während die Minestra im Kessel brodelte, begann der Schäfer einen ländlichen Tanz aufzuspielen, der zwickend in die jungen Beine fuhr. Ueber die losen Backsteine der grossen russgeschwärzten Küche erging ein Tanzen, das dem Wolfshunde, der mehr als einen Fusstritt auf den Schweif besorgte, ein vorläufiges Murren entlockte. Die Röcke und die Lumpen flogen lustig und die Bohnen tanzten ihrerseits im grossen Kessel, brodelnd in ihrem Schaume, dessen Gesprühe die Flamme knistern machte. Als die Mädchen des Tanzens müde waren, kam

die Reihe wieder an's Singen: „Nedda, Nedda! wo steckst du, Varrannisca!"

„Hier", versetzte eine kurze Stimme aus dem dunkelsten Winkel, in welchem auf einem Reisebündel ein Mädchen kauerte.

„Was treibst du da drüben?"

„Nichts".

„Warum hast du nicht getanzt?"

„Weil ich matt und müde bin".

„Sing uns eines deiner hübschen Liedchen".

„Ich mag nicht singen".

„Was hast du denn?"

„Nichts".

„Ihre Mutter liegt am Sterben", sagte Eine, als hätte sie gesagt: „Die Zähne thun ihr weh".

Das Mädchen, dessen Kinn auf seinen Knien ruhte, heftete zwei grosse, schwarze, blitzende, aber starre und thränenlose Augen auf die Sprecherin, senkte sie dann wieder, ohne den Mund zu öffnen, auf ihre nackten Füsse.

„Warum hast du denn deine Mutter verlassen?"

„Um Arbeit zu finden. Der Doctor, die Medicinen, das tägliche Brod!" — sagte Nedda, und etwas Klagendes durchzitterte zum ersten Male ihre rauhe, fast wilde Stimme. „Müssig auf dieser Schwelle den Sonnenuntergang zu erwarten, zu denken, dass kein Brod im Schranke ist, kein Oel in der Lampe, keine Arbeit für morgen, das ist bitter, — wenn unterdess die arme Alte krank zu Hause liegt".

Nedda schwieg, schüttelte ihr Haupt, und ihr Auge blieb starr und trocken.

„Eure Näpfchen, ihr Mädchen!“ rief jetzt die Päch-terin, indem sie feierlich den Deckel vom Kessel hob.

Alle drängten sich zum Herde, wo die Pächterin mit weiser Sparsamkeit die Bohnen auszutheilen begann. Nedda, mit ihrem Näpfchen unter dem Arme, wartete bis zuletzt. Endlich trat auch sie heran und die Lohe des Herdes beleuchtete sie plötzlich mit grellem Scheine.

Es war ein schwarzes, recht elend gekleidetes Kind. Sie zeigte jene schüchterne und zugleich rauhe Haltung, welche Noth und Verlassenheit geben. Sie wäre vielleicht schön gewesen, wenn Mühsal und Elend ihr nicht das Weibliche, ich möchte sagen das Menschliche geraubt hätten. Ihre Haare waren pechschwarz, dicht und wild, von einem Bindfaden kaum zusammengehalten. Schneeweisse Zähne und eine rohe Schönheit der Gesichtslinien verliehen ihrem Lächeln etwas Anziehendes. Die grossen schwarzen Augen hätte vielleicht eine Königin dem auf der letzten Sprosse der menschlichen Leiter kauernden Dinge geneidet, wären sie nicht durch die Gewohnheit des stillen Duldens starr und stupid geworden. Die von übermässigen Lasten ausgerenkten und von schmerzlichen Anstrengungen gewaltsam entwickelten Glieder waren grob und plump, ohne deshalb stark zu sein. Die härteste Arbeit war Nedda's Loos. Wenn sie nicht Steine schleppte, so trug sie Lasten zur Stadt oder verrichtete irgend eine andere Arbeit, die der Mann unter seiner Würde hält. Weinlese, Ernte und das Einsammeln der Oliven waren ihre Feste, — mehr eine Erholung als eine Strapaze. Allerdings warfen diese Arbeiten kaum die Hälfte ihres Handlangerlohnes zur Zeit der Sommertage ab, der, wenn

es gut ging, die Höhe von dreizehn Soldi erreichte. Die Lumpen, die sie am Leibe trug, machten ihre Erscheinung vollends grotesk und Niemand hätte das Alter des armen Geschöpfes anzugeben vermocht. Das Elend hatte aus ihr gemacht, was es aus ihrer Mutter und aus ihrer Grossmutter gemacht, was es wiederum aus ihrem Kinde machen sollte. Verstand blieb ihr gerade genug, um die Befehle eines Gebieters zu verstehen.

Nedda reichte ihr Näpfchen hin und die Bäuerin schöpfte ihr den Bodenrest, der nicht bedentend war.

„Weshalb kommst du auch immer zuletzt! Weisst du noch nicht, dass die Letzte mit dem Reste vorlieb nehmen muss?“

Das Mädchen senkte die Augen auf die dampfende Brühe ihres Napfes, als ob sie den Vorwurf verdient hätte.

„Verdammter Regen, der uns den Tagelohn stiehlt“, brummte unterdessen eine Stimme. Drei gute halbe Tage wird der Verwalter am Wochenlohne abziehen“.

Dem Zustimmungsgemurmel, das bei diesen Worten sich erhob, machte die alte Pächterin durch Anstimmen des Rosenkranzes ein Ende; die Ave Maria's folgten sich in einförmigem Gesumme, das nur hie und da ein schlecht unterdrücktes Gähnen durchbrach. Nach den Litaneien kam das Gebet „für die Lebenden und die Todten“. Nedda's Augen füllten sich mit Thränen und sie vergass das Amen der Antwort.

„Was soll das heissen, nicht Amen antworten!“ herrschte ihr die Alte in hartem Tone zu.

„Ich dachte an die Mutter, von der ich so ferne bin“, stammelte Nedda erschrocken.

Nun gab die Pächterin ihrer Schaar die „santa

notte“, nahm die Laterne herab und entfernte sich. Beim Aufleuchten der letzten Flammen des grossen Herdes richtete man sich zum Schlafen ein.

Vor Tagesanbruch erhoben sich die Rührigsten, um nach dem Wetter zu schauen, und die jeden Augenblick auf- und zuschlagende Thüre sandte eisige Regen- und Windschauer über die halberstarrten Körper der noch Schlafenden. Mit dem ersten Morgengrauen erschien der Pächter, die Saumseligen zu wecken.

„Es regnet“, war das trübe Wort, das von Mund zu Mund lief. Nedda lehnte am Thore und starrte in die bleiernen Wolken, welche blaugraue Dämmerungsreflexe auf ihre Gestalt warfen.

„Wieder ein verlorener Tag!“ seufzte ein Mädchen, indem sie einen herzhaften Biss in ein grosses Stück Schwarzbrod that.

„Die Wolken theilen sich dort unten am Meere“, bemerkte Nedda, den Arm ausstreckend. „Gegen Mittag vielleicht wird das Wetter sich bessern“.

„Ich wollte lieber Regen den ganzen Tag“, meinte eine Andere, „als einen halben Tag im Kothe arbeiten für drei oder vier Soldi“.

„Dir sind drei oder vier Soldi gleichgültig!“ rief Nedda traurig aus.

Samstag Abends drängte sich das ganze Gesinde um den Zahltisch des Verwalters, auf welchem neben einer Lage kleiner Bankscheine ein paar lockende Säulchen Kupferstücke winkten. Die ungestümen Männer wurden zuerst befriedigt, dann die streitbaren Weiber, zuletzt die Schüchternen und die Schwachen.

Nachdem der Fattore alles bedächtig ausgerechnet,

vernahm Nedda, dass nach Abzug von zwei und einem halben Tage unfreiwilliger Rast ihr noch vierzig Soldi verblieben.

Das Mädchen wagte nicht den Mund zu öffnen, aber Thränen quollen ihr aus den Augen.

„Du klagst noch obendrein, du Heulerin!“ rief der Fattore mit dem barschen Tone eines Dieners, dem die Interessen seines Herrn am Herzen liegen. „Ich bezahle dich ja wie die Grossen, und doch bist du elender und kleiner als alle Anderen“.

„Ich klage nicht“, versetzte Nedda kleinlaut, indem sie die wenigen Kupferstücke einsteckte, die ihr der Fattore, um den Werth der Zahlung zu erhöhen, einzeln vorgezählt hatte. „Das schlechte Wetter hat mir die Hälfte meines Verdienstes geraubt“.

„Das geht unsern Herrgott an!“ versetzte in hartem Tone der Verwalter.

„Nicht den Hergott, mich geht's an, mich Arme!“

„Bezahlt dem armen Kinde die ganze Woche“, raunte dem Verwalter der Sohn des Gutsherrn zu, welcher der Olivenlese beiwohnte. „Es sind ja nur wenige Soldi Differenz“.

„Ich darf ihr nichts als ihren Lohn auszahlen!“

„Aber wenn ich dich heisse!“

„Alle unsere Nachbarn würden mir und Ihnen den Krieg erklären, wollten wir was Neues einführen!“

„Hast recht“, murmelte der Sohn des Gutsbesitzers, eines reichen mit vielen Nachbarn gesegneten Mannes.

Nedda sammelte ihre Lumpen und machte sich auf.

„So spät willst du noch heim?“ fragte sie ein Mädchen.

„Die Mutter ist so krank!“ lautete die Antwort.

„Hast du nicht Angst?“

„Wegen der Kupferstücke, freilich, in meiner Tasche. Aber die Mutter ist so krank!“

„Soll ich mit dir gehen?“ fügte in grobscherzendem Tone ein junger Hirt ein.

„Ich geh mit Gottes und der Maria Schutz“, sagte das Mädchen gelassen und schlug den Feldweg ein.

Die Sonne war untergegangen und die Schatten stiegen rasch am Berge empor. Bald ward es finster. Nedda hub zu singen an wie ein erschreckter Vogel. Alle zehn Schritte horchte sie ängstlich auf, wenn ein durch den Regen gelockerter Stein sich vom Gemäuer löste oder der Wind ihr die Regentropfen von den Bäumen in's Gesicht schüttelte. Ein Käuzchen folgte ihr von Baum zu Baum mit seinem klagenden Liede, und sie, dieser Gesellschaft froh, suchte den Vogel zu locken, damit er bei ihr bleibe. Kam sie an einem neben seiner Fattoria stehenden Kappellchen vorbei, so sandte sie ein rasches Ave Maria dem Bilde der Heiligen zu, indem sie zugleich gegen den möglichen Ausfall des hinter der Mauer wüthenden Hundes ihre Vorsichten traf. Dann eilte sie weiter und blickte noch zwei, dreimal zurück zum mattschimmernden Lämpchen, das der Heiligen huldigte und zugleich dem spät aus den Feldern heimkehrenden Fattore leuchten sollte. Das Lämpchen flösste ihr neuen Muth ein und trieb sie zu neuem Gebete für die Mutter. Von Zeit zu Zeit zuckte es schmerzlich in ihr auf, dann erst beschleunigte sie ihre Tritte, sang, um den Kummer zu betäuben, aus voller Kehle, dachte an die frohen Tage der Weinlese oder an die

